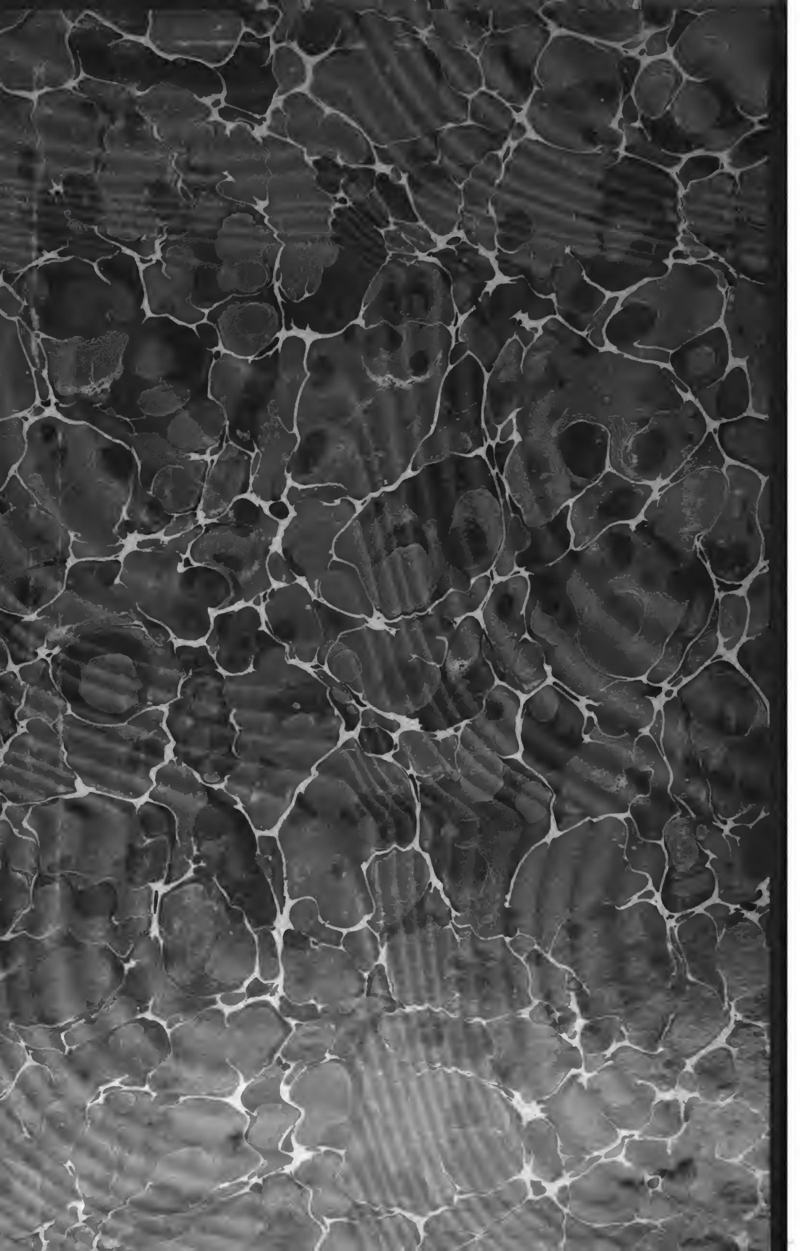
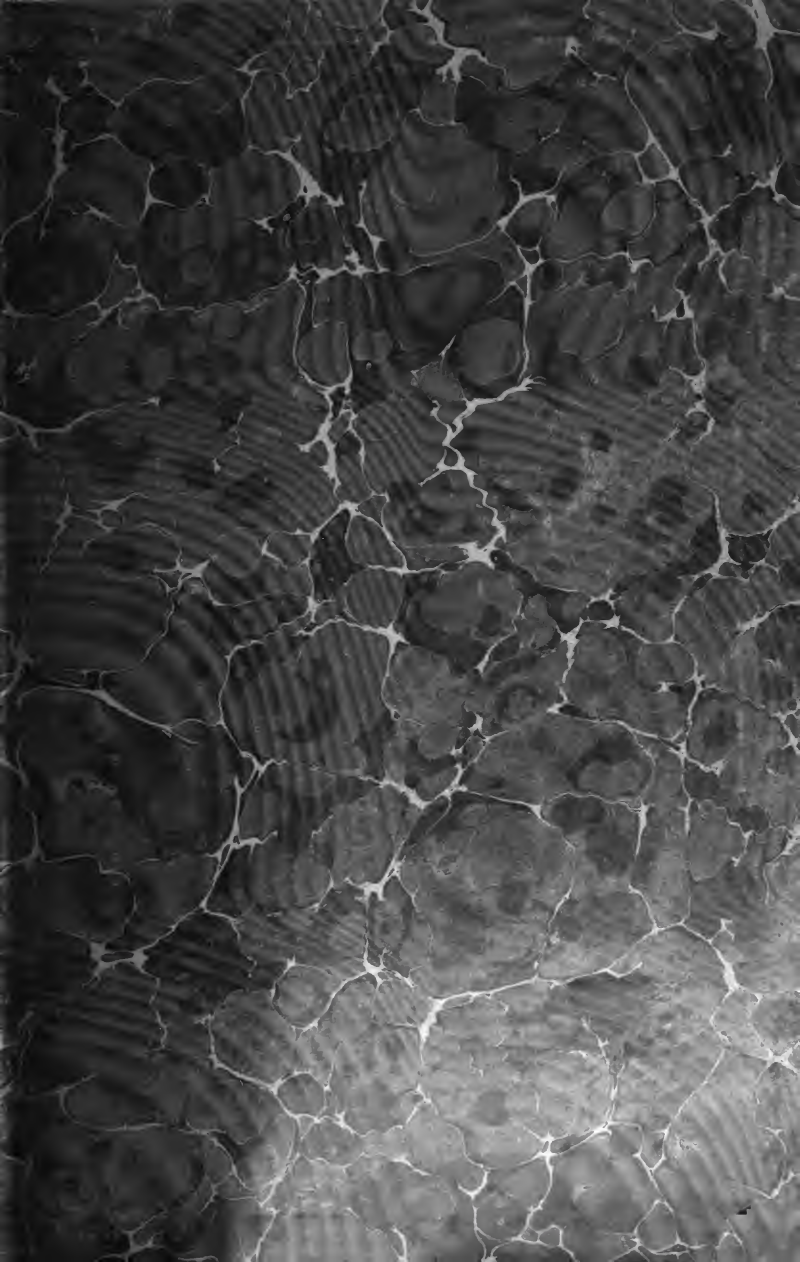






REDEN

UND VORTRÄGE

VON

ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.



BERLIN

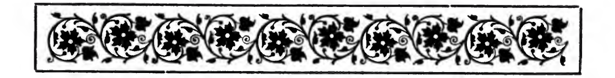
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1901.

Meinen lieben Lehrern

CARL PETER
AUGUST KOBERSTEIN
CARL STEINHART
FRIEDRICH BUCHBINDER
WILHELM CORSSEN

in Dankbarkeit und Treue.



Was ich in diesem Bande vereinigt vor das Publikum bringe, ist fast alles bei bestimmter sehr verschiedener Gelegenheit vor einem weiteren Kreise vorgetragen worden; bis auf die letzten vier Stücke war es in einer oder der andern Form gedruckt, aber das meiste niemals oder nicht mehr im Handel. Ich habe zu den einzelnen Stücken das Notwendigste vermerkt, aber da es mir durchaus fernliegt, Dokumente meiner eignen Entwickelung geben zu wollen, so habe ich die Texte, auch wenn sie gedruckt waren, ohne weiteres abgeändert, wo mir das notwendig und angängig schien. Namentlich sachliche Irrtümer sind entweder stillschweigend oder durch einen Zusatz berichtigt. Dafs ich den Ausdruck der momentanen Stimmung unangetastet gelassen habe, glaube ich verantworten zu können, da die Stimmung den Stil bedingt hat und sich nicht reproduzieren läfst. Es ist natürlich fraglich, ob eine Rede, und dies sind in Wahrheit alles Reden, gedruckt überhaupt wirken kann; denn wenn sie etwas als Rede getaugt hat, mufs sie sehr viel einbüfsen. Mir schien indessen der sachliche Inhalt diese Sammlung zu rechtfertigen. In welchem Sinne ich mich mit ihr an einen noch weiteren Kreis wende als einzeln mit dem lebendigen Worte, das wird die einzige Abhandlung einigermafsen erkennen lassen, die ich an den Anfang des Ganzen gestellt habe.

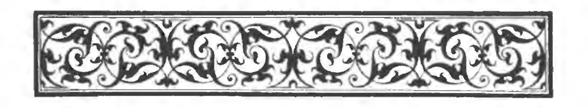
Das Buch habe ich unter den Namen derjenigen meiner Pförtner Lehrer gestellt, zu denen ich heute noch mit dem Gefühle derselben Unterordnung des Schülers aufschaue, wie da sie mich lobten oder straften. Es ist etwas Herrliches um den Lehrerberuf, ganz besonders des Lehrers in den obersten Klassen der Knabenschule, wenn es nur die Schule danach ist; die papiernen Vorschriften werden dann schon auf dem Papier bleiben. Der Universitätslehrer ist dem gegenüber ganz untergeordnet; er taugt herzlich wenig, wenn er die Kommilitonen als Schüler ansieht: er kann im besten Falle der Thiasarch von Mitlernenden und Mitsuchenden sein. Aber der Lehrer, der die schlummernde Psyche weckt, oder der erwachenden die ersten Flügelschläge lenkt, ist Träger der göttlichen Kraft jenes Eros, der der Mittler ist zwischen Menschen und Göttern. Einerlei ob diese fünf Männer uns Mathematik oder Grammatik lehrten, lateinischen Stil oder mittelhochdeutsche Verskunst; einerlei auch, ob sie mehr oder weniger pädagogisches Talent besafsen (es liefs bei dem oder jenem manches zu wünschen übrig) oder durch allerhand Menschlichkeiten anstiefsen oder abstiefsen: solche wirklichen Lehrer waren sie alle, ein jeglicher in seiner Weise, vollkommen in ihrer Vereinigung. Ich will sie hier nicht charakterisieren, aber bekennen will ich, dafs ich ihnen auch für meine Wissenschaft mehr verdanke als allen meinen akademischen Lehrern zusammengenommen, so hervorragende Gelehrte und Universitätslehrer darunter waren. Aber jene Pförtner Lehrer wirkten eben nicht nur, ja nicht vorwiegend, durch den Inhalt ihrer Unterweisung, obwohl sie gar nichts hätten wirken können, wenn sie nicht alle wissenschaftlich tiefgebildete und fortarbeitende Männer gewesen wären. Sie standen vor uns als in sich gefestigte ganze Menschen, die ihren Beruf übten mit heiligem Ernste, als ein von Gott übertragenes Amt in

freier Freudigkeit, als die Träger eines heiligen Feuers, das sie uns in unsere Seele übertragen wollten, auf dafs wir befähigt würden, dereinst, wozu und wohin auch immer Gott uns beriefe, in demselben Sinne der Freiheit und der Freudigkeit zu wirken, als ganze Menschen, wie sie. Und so schaue ich zu ihnen als zu meinen Meistern auf; es verschlägt mir nichts, dafs ihr leibliches Auge nicht mehr über mir wacht und diese Blätter nicht mehr lesen kann. Ich fühle mich doch unter ihrer Censur und widme ihnen dieses Buch ganz mit dem aus Furcht und Hoffnung gemischten Gefühle, mit dem ich einst meine Dokimastika in ihren lieben Händen gesehen habe.

Westend, 9. September 1900, dreiunddreifsig Jahre nach meiner Valediktion.

INHALT.





Was ist übersetzen?[1])

Die Übersetzung eines griechischen Gedichtes ist etwas, was nur ein Philologe machen kann, ist aber doch nichts philologisches. Sie ist zuerst ein Ergebnis philologischer Arbeit, aber ein weder beabsichtigtes noch vorhergesehenes. Der Philologe, der sich pflichtmäfsig mit aller Kraft daranmacht, das vollkommene Verständnis eines Gedichtes zu erreichen, wird unwillkürlich dazu getrieben, sein Verständnis auszusprechen, und wenn er zu sagen versucht, was der alte Dichter gesagt hat, so versucht er das in seiner eigenen Sprache, er übersetzt. So habe ich es erfahren. Dieselbe Erfahrung machen viele meiner Fachgenossen, und das geschieht nicht blofs an Dichtern von originaler Gröfse, sondern an vielen Schriftwerken, die wir erklären, vorausgesetzt, dafs diese Werke einen festen Stil haben. Wir Philologen, die trocknen Schleicher, die am Buchstaben haften und grammatischen Haarspaltereien nachhängen, haben nun einmal auch die Verkehrtheit, dafs wir mit ganzem Herzen die Ideale lieben, denen wir dienen. Diener sind wir freilich, aber Diener unsterblicher Geister, denen wir den sterblichen Mund leihen: was Wunder, dafs unsere Herren stärker sind als wir? Von solchen Versuchen bis

[1]) Vorwort meiner gröfseren Ausgabe des Hippolytos von Euripides, der die deutsche Übersetzung beigegeben ist. Berlin 1891. Ich habe einiges geändert und zugefügt.

zur Vollendung einer Übersetzung, die sich sehen lassen darf, ist freilich noch ein weiter Weg. Denn mit den Inspirationen des Moments ist es nicht abgethan; lange besonnene Verstandesarbeit mufs dazu treten, damit etwas brauchbares herauskommt. Das ist dann nicht mehr Philologie, nicht mehr unser Handwerk. Wir können unsere Philologie dabei nicht entbehren, aber sie reicht nicht allein hin.

Aber ich meine, das darf uns nicht abhalten. Nur wenn wir Philologen sie machen, können Übersetzungen der hellenischen Poesie, die existenzberechtigt sind, entstehen. Und dafs den Deutschen die hellenische Poesie in solchen Übersetzungen dargeboten wird, ist nur eines der Mittel, die not thun, um dem sittlichen und geistigen Verfalle zu steuern, dem unser Volk immer rascher entgegen geht; es ist vielleicht nur ein schwaches Mittel, aber wir Philologen verfügen allein darüber: wir müssen das unsere thun als Deutsche. Die Leute wollen von uns ja wenig wissen; das ist ihre Sache und beruht für viele auf Gegenseitigkeit. Aber sie wollen auch von den Idealen nichts wissen, denen wir doch deshalb unser Leben gewidmet haben, weil wir an sie glauben. Das kann uns nicht gleichgiltig sein. Keineswegs wegen unserer Ideale; die sind ja göttlich und haben bewiesen, dafs irdische Macht ihnen nichts anhaben kann, geschweige das wüste Geschrei des modernen Bildungspöbels. Aber wohl ist es traurig, wenn man sieht, dafs das eigene Vaterland sich von dem Ideal abwendet, nicht blofs dem hellenischen, sondern überhaupt dem Ideal. Gold, Sinnengenufs, Ehren, das sind die Götter, an die sie glauben; der Rest ist Phrase. Davon abzukehren, keinesweges blofs ästhetisch und intellectuell, sondern sittlich, ist das Hellenentum, oder vielmehr seine Seele, die nicht mit dem Leibe des Volkes gestorben ist, noch sterben wird, sehr wohl im stande. Dazu bedürfen wir seiner: ich weifs nicht vieles, was das eben so gut könnte. Der echte Goethe, und alles was mit diesem Worte gesagt ist, kann es gewifs, und für viele besser; aber um den zu verstehen,

ich meine nicht im Sinne der Goethephilologen, sondern so, dafs wir seine Weisheit als eine Leuchte für unser Denken und Handeln annehmen können, brauchen wir das Hellenentum erst recht, weil es eine Voraussetzung für diese Weisheit ist. Das was die Seele des Christentums ist, ist gewifs auch dazu im stande, und für viele besser. Aber auch das verträgt sich mit dem Hellenentume, sintemal dieses eine der Wurzeln des Christentums ist. Aber so lange die Kirchen statt des Brotes der Lehre Jesu die Steine des Katechismus und das Holz der Kernlieder schon den Kindern reichen, ist der Erfolg nur zu oft die Ertötung des dem Menschen eingeborenen Strebens nach dem Ideale, das jedes Symbol, aber keinerlei Unwahrheit erträgt. Vielleicht wird das besser werden, wenn die Wissenschaften, die welche dem Hellenentume dient und die welche dem Christentume dient, erst begriffen haben, dafs sie zu einander gehören, weil die Objekte ihrer Forschungen und die Methode ihrer Forschung dieselben sind, wahrer gesprochen, weil sie demselben Herrn in derselben Weise dienen sollen. Einigermafsen wenigstens wird es klar sein, wie ich es meine, dafs das Hellenentum uns unentbehrlich ist und bleiben wird. Wenn ich das glaube, wie sollte ich nicht die Pflicht anerkennen, das Meine zu thun, um den Weg zu diesem Ideale zu öffnen? Aber wie das anfangen? Soll ich es anpreisen, damit hausieren gehn, soll ich 'die Wissenschaft popularisieren', wie die Naturwissenschaftler gemeinen Schlages? Dem sei ferne. Die ernsten Männer dieser gleichberechtigten Forschungen denken und handeln natürlich so, wie es jeder thun mufs der weifs was Wissenschaft ist: Sache der Arbeit, Sache der Männer, an der Anteil nur nehmen kann, wer selbst an der Arbeit Teil hat. Das Ideal sollen die Menschen mit dem eigenen Herzen aufnehmen, sie sollen daran glauben und danach leben: dazu müssen sie es selbst sehn, selbst sich zu eigen machen. Etwas darüber zu hören, eine flüchtige Neugier damit befriedigen, ein paar tote Notizen im Gedächtnis behalten, das nützt zu gar nichts. Die Philologie für die

Philologen: das Hellenentum, das was darin unsterblich ist, für jedermann, der kommen, sehen, erfassen will. Nicht mit einem zweiten Aufgufs unserer wissenschaftlichen Arbeit das Publikum tränken, nicht das saure Heu der allgemeinen Bildung in den Raufen seiner geliebten Monatsschriften vermehren, nicht bei den Journalisten unter den Strich kriechen, um wie sie durch fertige Urteile und bequeme Schlagworte das eigene Denken der Menschen in Fesseln zu schlagen: aber wohl das Ideal selbst denen die es suchen zugänglich machen, es vor sie hinstellen und allenfalls ihnen zeigen, wie man es ansehn, worauf man achten soll: das ist's, was wir Philologen, wie ich meine, thun sollen. Damit geben wir unserm Volke das Beste was wir haben: das ist gerade gut genug; und wir geben, was nur der hat, der das hellenische Volk, seine Sprache und seine Art wirklich verstanden hat. Daran haben wir unser Leben dahin gegeben, und um geringeres ist es auch nicht feil. Wer aber einen solchen Besitz erworben hat, der soll davon mittheilen an jeden, der danach begehrt. Noblesse oblige. In dem Sinne bringe ich meine Übersetzungen vor das Publikum.

Die griechische Poesie ist zu ihrer Zeit volkstümlich gewesen, sie ist also eigentlich nicht schwer. Aber der moderne Mensch bedarf doch umfassender und tiefgehender Studien, um ein selbständiges Verständnis von ihr zu gewinnen. Denn er mufs durch Arbeit die Voraussetzungen zurückgewinnen, welche durch Raum und Zeit dem Dichter gegeben waren. Aufserdem ist sowohl die Sprache wie die Verskunst der Dichter nicht ohne weiteres die ihres Volkes, sondern das Erzeugnis einer sehr langen Stilentwickelung, die also nur durch geschichtliche Arbeit recht verstanden wird. Aber von all dem abgesehen, was immer bleiben wird, ist die Philologie noch längst nicht zu reinlichen und allseits gesicherten Ergebnissen über die Sprache, die Verskunst, den Text fast aller griechischer Dichter gelangt. Ist doch das intensive Studium des Hellenentums wenig mehr als hundert Jahre alt, und sind der wirklich

berufenen Bearbeiter aller Zeit sehr wenige gewesen, auch durch die Vordringlichkeit der unberufenen Masse, die sich in guter und schlechter Absicht an die Dichtungen heranmacht, vielfach gehindert worden. Wenn man sich also auch einen Zustand denken kann, in welchem die Philologie ihr Vermittlergeschäft so weit gefördert hätte, dafs an ihrer Hand jeder zu selbständigem und lebendigem Verständnisse der Gedichte durchdringen könnte, so ist dieser Zustand doch gegenwärtig noch fern, und es kann für einen Urteilsfähigen keinem Zweifel unterliegen, dafs nur der Philologe übersetzen kann; wobei man nicht vergesse, dafs der Besitz einer Lehrbefähignng für die obern Klassen oder eine Professur der Philologie nicht zum Philologen macht. Der Professor sollte allerdings einer sein, der Lehrer braucht es nicht mehr zu sein, als nötig ist, um das Ideal des Hellenentums zu predigen. Der Beruf in seiner Seele, den er aus freier Liebe durch wissenschaftliche Arbeit erfüllt, nicht die Berufung zu einem Lehramt macht den Philologen.

Ein grofser Gelehrter, ein Mann, der mit intuitiver Kraft den hellenischen Geist so richtig verstand wie wenige und zugleich ein grofses Formtalent besafs, Johann Gustav Droysen hat den Aristophanes so übersetzt, dafs man ihm meist mit wahrer Wonne folgt. Und doch fallen die meisten Lieder ganz ab, weil Droysen sich mit der Metrik nicht zu helfen wufste, und die Misverständnisse des Textes sind weder wenig noch klein. Auch für Aischylos besafs Droysen, wenn einer, das poetische und geschichtliche Verständnis; aber hier ist der Text so schwer und so verdorben, dafs die Übersetzung mislungen ist, weil Droysen nicht die philologische Arbeit daran gewandt hat, sich den Text selbst zu machen. Auch bemerkt man leicht, dafs er sich vom Schlendrian, das heifst hier, von der wörtlichen Treue und von den Versmafsen der Urschrift um so weiter entfernt, je sicherer er des Verständnisses ist, je mehr er wagen kann, des Dichters Gedanken, Empfindungen, Stim-

mungen frei aus sich zu geben, weil er sie ganz in sich aufgenommen hat[1]).

Das ist übersetzen; nicht mehr, aber auch nicht weniger. Es ist kein freies Dichten (ποιεῖν); das dürften wir nicht, gesetzt wir könnten es. Aber der Geist des Dichters mufs über uns kommen und mit unsern Worten reden. Die neuen Verse sollen auf ihre Leser dieselbe Wirkung thun, wie die alten zu ihrer Zeit auf ihr Volk und heute noch auf die, welche sich die nötige Mühe philologischer Arbeit gegeben haben. So hoch geht die Forderung. Wir wissen wohl, wie wenig wir sie erfüllen; aber auf Erden wird überhaupt das Mögliche nur geleistet, wenn das Unmögliche gefordert wird, und man mufs das Ziel kennen, damit man den Weg findet.

Das Publikum denkt freilich anders. Übersetzen mufs Kinderspiel sein, die Kinder thun es ja. Um die Leistungen der Schule tiefer zu drücken, ist die Übersetzung aus dem Griechischen an die Stelle der Übersetzung ins Griechische im Abiturientenexamen getreten. Wer Proben dieser Leistungen gesehen hat und die Erfolge der Mafsregel beurteilen kann, weifs, dafs von den Schülern auf dem Papier zu viel verlangt ist, damit sie ungestraft zu wenig leisten könnten. Manche geprüfte Lehrerin und manch ungeprüftes eben so viel oder wenig sprachkundiges Mädchen, die sich in ehrlichem Kampfe um das liebe Brot abmüht, dafs es einen Stein erbarmen könnte, erhält vom Verleger ein Spottgeld mit der Begründung ‘das sind Übersetzungen: die kann jeder liefern’. Allerdings sind sie oft danach; aber das Publikum ist mit ihnen zufrieden. Mit Grammatik und Lexikon mufs es gehn, denken sie, und wer die Vokabeln kann und eine 2 in seinem Abgangszeugnis für die betreffende Sprache hat, kommt auch ohne Grammatik aus.

---

1) Lichtenberg Vermischte Schriften I 324. „Ist es nicht sonderbar, dafs eine wörtliche Übersetzung fast immer eine schlechte ist? Und doch läfst sich alles gut übersetzen. Man sieht hieraus, wie viel es sagen will, eine Sprache ganz verstehen. Es heifst das Volk ganz kennen, das sie spricht“.

Moriz Haupt begann mein Doktorexamen damit, dafs er mich, den er persönlich gar nicht kannte, eine lange Reihe von Versen des Lucretius lesen liefs. Dann sagte er, als ich anfangen wollte zu übersetzen, 'es ist gut. Verstehen thun wir's beide, und übersetzen können wir's beide nicht'. Er pflegte auch im Colleg nicht zu übersetzen, es sei denn ins Lateinische, streute aber Bemerkungen ein, wie zu den Worten des zürnenden Achilleus über Briseis ἐπεί μ' ἀφέλεσθέ γε δόντες, 'das übersetze mal einer, das Particip, und das γε. Keine Sprache kann das'. Er hatte recht im einzelnen: aber im ganzen hatte er nicht recht. Es war ein gutes Teil seines Verständnisses, das er zurückbehielt, weil er nicht wie unvollkommen auch immer übersetzte. Und wenn wir den einen Ausdruck nicht wiedergeben können (in Wahrheit können wir ein einzelnes Wort fast nie übersetzen, weil abgesehen von technischen Wörtern niemals zwei Wörter zweier Sprachen sich in der Bedeutung decken[1]), so kann man doch auch im Deutschen einen verhaltenen Vorwurf, der darum nur tiefer verwundet, zum Ausdruck bringen, kann also den Gedanken nicht nur, sondern auch das Ethos der Rede wiedergeben. Es gilt auch hier, den Buchstaben verachten und dem Geiste folgen, nicht Wörter noch Sätze übersetzen, sondern Gedanken und Gefühle aufnehmen und wiedergeben. Das Kleid mufs neu werden, sein Inhalt bleiben. Jede rechte Übersetzung ist Travestie. Noch schärfer gesprochen, es bleibt die

---

[1]) Darin liegt die Täuschung der Etymologie. Die lautliche oder wurzelhafte Identität zweier Wörter besagt für ihre Bedeutung zunächst gar nichts. Wie lächerlich machen wir uns durch Latinismen und Gallicismen, wenn wir italienisch reden; wie täuschend sind die Bedeutungen, die wir in das Holländische hineintragen. Wenn man dann alles besondere abzieht nnd den Rest der Ursprache zuschreibt, als die gemeinsamen Wurzel aller Bedeutungen, so bleibt etwas so blasses und abstraktes übrig, dafs man es den primitiven Menschen am wenigsten zutrauen kann. Wir können diese Urbedeutungen nicht entbehren, aber sie haben so wenig historische Realität wie das ganze Urvolk. Jede Wissenschaft bedarf solcher Fictionen, keineswegs blofs die Rechtswissenschaft, aber sie soll sie als solche anerkennen.

Seele, aber sie wechselt den Leib: die wahre Übersetzung ist Metempsychose.

Es soll im Deutschen vortreffliche Übersetzungen der Griechen geben; so sagt man. Es ist eine gedankenlos oder böswillig nachgesprochene Unwahrheit. Wenn das die Feinde unserer Kultur sagen und damit begründen, dafs man Griechisch nicht zu lernen brauchte, so ist das begreiflich. Sie erreichen so ihr Ziel; nichts ist geeigneter die Originale zu verekeln als die Übersetzungen. Aber ernsthafte Männer sollten sich schämen, so der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen. Schleiermachern verdanken wir es, dafs wir den wirklichen Platon wieder verstehn: aber ist etwa seine Übersetzung lesbar? liest sie jemand? was hat den ehrlichen Menschen die attische Tragödie mehr verekelt als die Hobelbank Donners? es sei denn die Art, wie diese Übersetzungen auf der Bühne gespielt werden. Dichter von Beruf drechseln ihre Verse nicht auf der Hobelbank, aber Mörike und Geibel taufen den griechischen Wein mit ihrem Zuckerwasser, und Wilbrandt beabsichtigt vielleicht mehr, jedenfalls etwas andres zu liefern, als eine Übersetzung des Oedipus und des Kyklops. Aber wir haben ja unsern Johann Heinrich Vofs, den Schöpfer der 'saumnachschleppenden Weiber', des 'helmumflatterten Hektor', des 'hurtig mit Donnergepolter entrollenden Felsblocks'[1]). Es ist nicht wenig, was der Eutiner[2]) erreicht hat, er hat einen Stil geschaffen, mit dem der Deutsche wohl oder übel den Begriff homerisch verbindet, obwohl

---

[1]) Wem Tennysons Epigramm gilt, weifs ich nicht, aber ich citiere es gern:

These lame hexameters the strong-wing'd music of Homer!
no — but a most burlesque barbarous experiment.
When was a harsher sound ever heard, ye Muses in England?
When did a frog coarser croak upon our Helicon?
Hexameters no worse than daring Germany gave us,
barbarous experiment, barbarous hexameters.

[2]) 'Mit Fleifs und Tücke webt' ich mir ein eignes Ruhmgespinnste', lassen ihn die Paralipomena zum Faust als Blocksbergscandidaten sagen.

Trivialität und Bombast seine Hauptkennzeichen sind, Fehler, in die selbst die geringen Homeriden am wenigsten verfallen. Wir können diesen Stil nicht los werden, weil Hermann und Dorothea die vossische Ilias am Leben erhält, obgleich der falsche homerische Rock die Wirkung des einzigen Gedichtes so stark beeinträchtigt, dafs es nicht sein kann, wozu es sein echt homerischer Geist befähigt, ein Buch für hoch und niedrig, jung und alt.

Goethen kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, dafs er für die Irrwege und den falschen Ruhm der deutschen Übersetzungen stark verantwortlich ist. Nicht durch seine Praxis: wenn ihn die Schönheit einer Dichtung zur Reproduktion veranlafste, schuf er Werke wie 'ach gieb vom weichen Pfühle', 'was ist Weifses dort am grünen Walde', 'vom Olympos zum Kissavos'. Aber wohl durch seine Theorie[1]). Er verlangte von der Übersetzung nur, dafs sie seiner in allen Sprachen sehr ungenügenden Sprachkenntnis so weit nachhülfe, dafs er das Original in seinem Stile verstehen konnte. Je mehr die Übersetzung ein Zwitterding war, je mehr sie an dem fremden Stile äufserlich festzuhalten schien, um so besser vermochte sie das zu leisten, wenigstens für ihn. Durch ihre Stillosigkeit hindurch sah er den fremden Stil oder glaubte ihn zu sehen. Er wollte die fremde Form vermittelt haben; die Seele erfafste er selbst durch seine Intuition. Aufserdem war Goethe sehr geneigt anzuerkennen, wo er auf ein überlegenes Können stiefs. Was ihm W. v. Humboldt und F. A. Wolf als Übersetzerpflicht predigten, glaubte er, und er glaubte dann auch an die Übersetzungen seiner Freunde. Und Wolf verstand auch wirklich den Aristophanes anders als Vofs, zum Teil vortrefflich zu übersetzen.

---

[1]) Die Rede auf Wieland ist sehr lesenswert. Er erkennt mit voller Unparteilichkeit an; aber man merkt, dafs er es mit der anderen Übersetzungsmaxime hält, die es doch bestenfalls zum umgedrehten Teppich bringt. Wieland hat gewifs das richtige zu leisten versucht; aber er hat als der richtige Sohn des unhistorischen Jahrhunderts ohne Arg die eigene Weise in alles Fremde hineingetragen.

Man braucht sich heut zu Tage nicht darüber zu verbreiten, daſs die metrischen Theorien dieser bedeutenden Männer falsch sind, Konsequenzen des verhängnisvollen Schrittes, den Klopstock mit seinen Hexametern gethan hatte. Unsere Sprache und Dichtung verdankt diesem Schritte sehr viel, und es ist Pedantismus und ohnmächtiger Nationalitätsdünkel, wenn man den Vers verbannen will, in dem Euphrosyne und der Spaziergang gedichtet sind. Groſse Dichter sind Könige und können einen Bastard legitimiren[1]). Aber der Versuch quantitirende und accentuirende Poesie gleichzusetzen war dennoch nur möglich, weil man die griechische Sprache und Verskunst schlechterdings nicht verstand. Nicht Homer, sondern die Pförtner Sitte, lateinische Verse zu machen, hat dem Messias das hexametrische Kleid gegeben. In Wahrheit gehören Sprache und Vers zusammen, und es ist ein Unding zu griechischen Versen deutsche Sprache zu verwenden. Das mangelnde Gefühl für das Wesen des Verses hat den Deutschen freilich den Stolz eingegeben, Ramayana und Kalewala, Firdusi und Dante, Pindar und Calderon in den Versmassen der Urschrift wiedergeben zu können, und der Traum ist geträumt, das Deutsche zur Vermittlersprache für die sogenannte Weltlitteratur zu machen, das heiſst, goethisch zu reden, aller Welt Kupplerdienste zu leisten. Ob diese Rolle zum Stolze Anlaſs geben würde, stehe dahin. Thatsache aber ist, daſs diese falschen Verse auch darin klopstockisch sind, daſs sie mehr gelobt als gelesen werden. Allerdings besitzen wir Schlegels Shakespeare, Gildemeisters Byron und Ariost[2]),

---

[1]) Man erkenne dann aber auch an, daſs Goethe und Schiller die Gesetze für den Vers geben und nicht Ovid und Kallimachos, und man hüte sich Ovid und Kallimachos in diese Verse zu übertragen, sintemal deutsche Disticha ein ganz anderes Ethos haben als die griechischen und selbst die lateinischen.

[2]) Nicht so sein Dante. Wem gegeben ist, das Ethos des Orlando zu treffen, dem wird versagt sein, das Dantes wiederzugeben. Man kann nicht correggiesk und giottesk zugleich malen. Auſserdem bedarf Dante der Umgestaltung, auch der metrischen. Im Deutschen wirken die Terzinen, da sie ein Kunststück bleiben, ermüdend, und man ruft bald 'Geduld' — wie in

Heyses Giusti. Das sind Meisterstücke. Aber in den Sprachen, aus denen und in die sie übersetzt sind, lebt derselbe Geist der modernen Kultur; die Weise des Denkens, Empfindens und Aussprechens ist in ihnen nicht viel stärker verschieden als zwischen Dichtern desselben Volkes. Die Aufgabe der Übersetzung war bei Giusti und Byron fast ganz eine formale, und ihre Reimkunst hat Gildemeister und Heyse offenbar am meisten Freude gemacht. Schlegel, der mit seinem Shakespeare uns einen Dichter schenkte, der vielen viel deutscher erscheint als Goethe, hat denselben Versuch mit derselben Meisterschaft an Calderon gemacht. Aber Calderon steht unserer Kultur fern, viel ferner als Euripides, und hätte zum mindesten eine Umkleidung erfordert wie dieser. Statt dessen mühte sich Schlegel mit der Assonanz und den 'schrecklichen hiatusreichen Halbtrochaen': sie haben so wenig Berechtigung wie die Hexameter, und der Versuch ihrer Einbürgerung ist mifslungen. Trotz Schlegels überlegener Kunst mag ich kein spanisches Drama vorlesen aufser den Schreyvogelschen Bearbeitungen der Donna Diana und von 'das Leben ein Traum'. Von einem Verse, der sich doch das Deutsche in früheren Zeiten erobert hatte und seiner Zeit für die Bildung des poetischen Stiles auch das seinige geleistet hat, wird es nachgerade zugegeben, dafs er nicht nachgebildet werden darf. Alexandiner mag man im Deutschen ruhig anwenden: nur wenn man französische Dramen übersetzt, sind sie verpönt, weil sie etwas ganz anderes sind als die französischen, und doch dasselbe scheinen wollen.

Salaz y Gomez. Selbst die Ottave rime Ariosts klingen bei Gildemeister viel ernsthafter als im Original, während ihre englische Copie durch die deutsche Copie vollkommen getroffen werden kann. Der deutsche Reim bindet viel stärker als der italienische, weil er bedeutungsvolle Silben treffen mufs, und dann vermag der Italiener durch die Verschleifung der Vokale und den Sprung des Wortaccentes einen Reichtum von wechselnder Modulation zu erzielen wie der Grieche mit Auflösungen und indifferenten Silben: das fällt im Deutschen fort, das Mafs wird ernsthaft und pafst für die Geheimnisse mehr als für das komische Epos, es sei denn, es erhalte die parodische Farbe wie im Don Juan.

Es ist sehr bezeichnend, dafs die Romanen von den Verirrungen des Übersetzens in ausländischen Formen fast frei sind. Sie besitzen eben eine alte Kultur und gefestigte Stile für ihre Poesie. Als Klopstock den verhängnisvollen Schritt that, Vergil und Horaz werden zu wollen, besafs der Deutsche weder Kultur noch gebildete Sprache, noch einen auch nur ungebildeten Stil. Das zu schaffen war die Aufgabe, und die Nachahmung war das notwendige Mittel, sie zu lösen. Sie ist gelöst. Eine Anzahl grofser Männer schuf uns Sprache und Stil. Es war ihnen selbst zweifelhaft, ob die Deutschen das Geschenk verdienten; jetzt würden sie es, fürchte ich, ohne Besinnen verneinen. Aber verdient oder nicht, Sprache und Stil sind da. Ins Deutsche übersetzen heifst in Sprache und Stil unserer grofsen Dichter übersetzen.

So steht es überhaupt: wer ein Gedicht übersetzen will, mufs es zunächst verstehn. Ist diese Bedingung erfüllt, so steht er vor der Aufgabe, etwas, das in bestimmter Sprache vorliegt, mit der Versmafs und Stil auch gegeben sind, in einer anderen bestimmten Sprache neu zu schaffen, mit der wieder Versmafs und Stil gegeben sind. Nur in so weit, als das Original etwas in seiner Sprache neues gab zu seiner Zeit, darf das Gleiche in der Nachbildung geschehn.

Ich weifs das nicht besser zu demonstriren als an der Sprache, die in einem langen Leben unter starken Wandlungen ohne doch je die Einheit zu verlieren die verschiedensten aber durchaus feste Stilformen ausgebildet hat und schon deshalb die Königin der Sprachen ist, am Griechischen. In das Griechische läfst sich alles übersetzen, aber ohne eine Umsetzung in einen festen Stil läfst sich in das Griechische nichts übersetzen [1]). Ein Versuch, griechische

[1]) Wenn man bei gewissen lyrischen Gedichten und bei den prosaischen Epen höheren Stiles, die wir Romane und Novellen nennen, schwanken kann, so liegt das daran, das die entsprechenden griechischen Dichtungen verloren sind; ich denke an Archilochos, Stesichoros, Herakleides Pontikos, Phylarchos. Es ist für den, der die Griechen kennt, belehrender als die modernen Poetiken, wenn man sich die Analogien überlegt. Man sieht, wie alle die Grenzen der

Sprache zu deutschen Versen zu verwenden, erscheint einem Menschen, der griechisch kann, einfach bestialisch[1]). Wahrscheinlich wird jeder, der eine fremde Sprache mit originaler und fester Metrik und festen Stilformen versteht, über sie ähnlich urteilen, um so sicherer, je ferner unserer Weise die Sprache steht. Nichts ist mir bezeichnender, als dafs Lachmann zwar den Shakespeare mit der schlimmsten 'Treue' übersetzt hat, aber bei einer Übersetzung aus der Ilias in das Mittelhochdeutsche eine Umsetzung des Stils vorgenommen hat, weil er da mit festen Formen auf beiden Seiten zu rechnen hatte. Mich hat Lachmann zu einem Versuche in umgekehrter Richtung verlockt, und ich halte für erlaubt und nützlich, von beiden Proben zu geben.

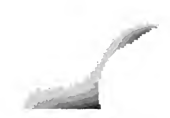
Gattungen, selbst die von Prosa und Poesie, in der Luft stehn. Der Gang nach dem Eisenhammer wird ein Epyllion in alexandrinischem Stile: das mufs aber die Hochzeit des Mönchs auch werden. Die Braut von Korinth zu übersetzen, müfste man Rhadina und Eriphanis lesen können. [Die würden nichts helfen; es waren einfache Volkslieder.] Pater Brey wird ein Mimos, Minna von Barnhelm mufs sich in Trimeter kleiden, während für den Nathan der sokratische Dialog besser pafst. Wahrhaft erschreckend ist, auf wie viel sog. Poesie die Rhetorik ihre Hand legt. Heines Nordseebilder und Gellerts Kirchenlieder, den ganzen Scheffel und den ganzen Scherenberg holt die zweite Sophistik, die Aristides und Lukian, die Philostratos und Longos. Und belehrend ist doch auch, dafs die stilisierte Stillosigkeit, die menippische Satire, ein weites Reich erhält: Jean Paul z. B. verfällt ihr rettungslos. — Mittlerweile hat die Entdeckung des Bakchylides uns gute und schlechte griechische Gedichte beschert, die unseren Balladen ganz entsprechen und dazu wirkliche Tanzlieder sind; sie führen den unangemessenen Namen Dithyramben. Vgl. mein Schriftchen über Bakchylides S. 29.

[1]) Es steht ja wohl im Commersbuch *βασιλεύς ποτ' ἦν ἐν Θούλῃι πιστὸς ἔστ' εἰς ἄιδου, θνήσκουσα τῶι ἡ κούρη δῶχ' ἔκπωμα χρυσοῦ.* Ich bedaure, dafs Lessing auch im Scherz so etwas hat vertragen können wie *παρθένου δακτύλιτρον ἔστιν εἰς πάντα καλόν* (XII 467 Lachm.). 1871 gab es das Kutschkelied in ich weifs nicht wie viel Sprachen 'im Versmafse der Urschrift'.

τὴν δ' αὖτ' Ἀντήνωρ πεπνυμένος ἀντίον ηὔδα·
ὦ γύναι, ἦ μάλα τοῦτο ϝέπος νημερτὲς ἔϝειπες·
ἤδη γὰρ καὶ δεῦρό ποτ' ἤλυθε δῖος Ὀδυσσεὺς
σεῦ ἕνεκ' ἀγγελίης σὺν ἀρηιφίλωι Μενελάωι.
τοὺς δ' ἐγὼ ἐξείνισσα καὶ ἐν μεγάροισι φίλησα,
ἀμφοτέρων δὲ φυὴν ἐδάην καὶ μήδεα πυκνά.
ἀλλ' ὅτε δὴ Τρώεσσιν ἐν ἀγρομένοισιν ἔμειχθεν,
στάντων μὲν Μενέλαος ὑπέρεχεν εὐρέας ὤμους,
ἄμφω δ' ἑζομένω, γεραρώτερος ἦεν Ὀδυσσεύς.
ἦ τοι μὲν Μενέλαος ἐπιτροχάδην ἀγόρευεν,
παῦρα μὲν ἀλλὰ μάλα λιγέως, ἐπεὶ οὐ πολύμυθος
οὐδ' ἀφαμαρτοϝεπής, ἢ καὶ γένει ὕστερος ἦεν.
ἀλλ' ὅτε δὴ πολύμητις ἀναΐξειεν Ὀδυσσεύς,
στάσκεν, ὑπαὶ δὲ ϝίδεσκε κατὰ χθονὸς ὄμματα πήξας,
σκῆπτρον δ' οὔτ' ὀπίσω οὔτε προπρηνὲς ἐνώμα,
ἀλλ' ἀστεμφὲς ἔχεσκεν, ἀιδρέι φωτὶ ϝεϝοικώς.
φαίης κε ζάκοτόν τε τιν' ἔμμεναι ἄφρονά τ' αὔτως·
ἀλλ' ὅτε δὴ ϝόπα τε μεγάλην ἐκ στήθεος εἵη
καὶ ϝέπεα νιφάδεσσι ϝεϝοικότα χειμερίηισιν,
οὐκ ἂν ἔπειτ' Ὀδυσῆί γ' ἐρίσσειεν βροτὸς ἄλλος.
οὐ τότε γ' ὧδ' Ὀδυσῆος ἀγασσάμεθ' εἶδος ἰδόντες. [1])

[1]) Die Unächtheit des späten Verses hätte Lachmann nicht verkennen sollen. Er hat ihn umgedeutet. Die Übersetzung ist veröffentlicht von W. Wilmanns zur Erinnerung an die Philologenversammlung in Trier 1879. Derselbe hatte sie mir schon früher gezeigt, als ich das Glück hatte, sein College zu sein und für die Beurteilung der geschichtlichen und stilistischen Probleme, welche Epos und Lyrik stellen, wertvolle Anregung von ihm zu empfangen.

Antenor der wise   da gein der frŏwen sprach:
frowe daz ist dú warheit,   des úwer munt im jach.
wan man eteswenne   den degen hinne vant.
do was er und Menelas   umb úch ze boteschefte gesant.
Ich schůf in herberge   und gab in gůt gemach.
da ich ir beider räte   und ir geläze ersach.
daz mohte ich spehen rehte   an den künen man,
so ich si zer samenunge   sach der Trojaere gan.
Swenne si uf stůnden,   der herre Menelas
mit sinen ahseln breiten   ein teil hoher was.
swenne aber si beide sazen,   die edelen helde balt,
so was der degen Ulixes   verre herlicher gestalt.
So si den rat erhůben   und worhten spähú wort,
da sprach der herre Menelas   endeliche fort
ein kleine und vil süze,   die tumpheit er floch
und unnútzú klaffe,   swie er was jare junger doch.
Alse Ulixe der wise   kom zer rede sider,
er stůnt al für sich sehende,   die blicke warf er nider,
den stap er niender wegete   fúr noch hinder sich.
er hielt in do vil ebene   eime tumben vil gelich.
Swenne aber uz siner brúste   dú stimme lute erdoz,
dú rede sam ein winterschur   uz sinem munde floz.
do ne wäre da nieman lebender   der im mit listen strite.
do sahen wir nicht für wunder   des herren Ulixis site.



1447 Der vogt von dem Rîne cleidete sîne man,
sehzec unde tûsent, als ich vernomen hân,
und niun tûsent knehte, gên der hôhzît.
die si dâ heime liezen die beweinten ez sît.

1448 Dô truoc man daz gereite ze Wormez über den hof.
dô sprach dâ von Spire ein alter bischof
zuo der schoenen Uoten ‘unser vriunde wellent varn
gên der hôhzîte: got mueze sie dâ bewarn.’

1449 Dô sprach zuo zir kinden diu edele Uote
‘ir soltet hie belîben, helde guote,
mir ist getroumet hînte von engestlîcher nôt,
wie allez daz gefügele in disme lande waere tôt.’

1450 ‘Swer sich an troume wendet’, sprach dô Hagene,
der enweiz der rehten maere niht ze sagene,
wenne es im zen êren volleclîchen stê.
ich wil daz mîn hêrre ze hove nâch urloube gê.

1451 Wir suln vil gerne rîten in Etzelen lant:
dâ mac wol dienen künige guoter helde hant,
dâ wir dâ schouwen müezen Criemhilte hôhzît’.
Hagne riet die reise, idoch gerouw ez in sît.

1452 Er hetez widerrâten, wan daz Gêrnôt
mit ungefouge im alsô missebôt:
er mant in Sîfrides vroun Criemhilte man.
er sprach ‘dâ von wil Hagene die grôzen hovereise lân.’

Ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι,
πόσσοισ' ἡρώεσσι ϝάναξ Ῥήνου πόρεν ὅπλα.
χείλιοι ἥρωες μὲν ἔσαν, ἐπὶ δ' ἐξήκοντα,
ἐννέα χειλιάδες δὲ μενεπτολέμων θεραπόντων,
τοῖσιν ἐὺς Ῥήνοιο ϝάναξ πόρε ϝείματα καλά
σύν ϝοι στελλομένοισιν ἐπ' εἰλαπίνην μετὰ Χῶνας.
τοὺς δὲ λίπον ϝοίκοι δϝηρόν σφ' ἔκλαυσαν ὁδοῖο.
δμῶες δ' εὖτ' αὐλῆς διὰ Βωρμίδος ἔκφερον ὅπλα,
ἦν τις ἀπὸ Σπείρης ἀρητὴρ γήραι κυφός,
ὅς τότ' ἐὺ φρονέων προσεφώνεεν Ὠτίδα καλήν.
"μέλλουσ' ἡμέτεροι φίλοι εἰλαπίνηνδε νέεσθαι·
αἴθε θεὸς πρόφρων αὐτῶν τόθι χεῖρας ὑπέρσχοι."
ἡ δὲ φίλους παίδας προσέφη πεπνυμένη Ὠτίς·
"ἀνέρες ἥρωες, μένετ' ἐνθάδε, καὶ γὰρ ἄμεινον.
τοῖον ὄνειρον ἐγὼν ἔϝιδον δϝεινόν τε κακόν τε
αὐτονυχί· πάντες γὰρ ὅσοι κατὰ γῆν πεπότηνται
ἡμετέρην ὄρνιθες ἐπὶ χθονὶ νεκροὶ ἔκειντο."
τὴν δὲ μέγ' ὀχθήσας μετέφη Τρωνήιος Ἄγνων·
"ὅς κ' ἐπ' ὀνείρασι πείθηται, ϝέπος οὔποτε κεῖνος
κρήγυον οὐδὲν ἔϝειπ', ἀρετῆς ὅτε καιρὸς ἐπέστη.
ἦ μάλ' ἐγὼ κέλομαι βῆναι μετὰ δαῖτα ϝάνακτα,
ἡμεῖς δ' Ἀττίλεω ἴομεν χθόνα πρόφρονι θυμῶι.
πολλάκι γὰρ παρὰ Χωσὶ ϝάναξ ἐπιδεύσεται ἀνδρῶν
ἐσθλῶν καὶ χεῖρας κρατερῶν. θηησόμενοι γὰρ
ἐρχόμεθ', Αἰνομάχη τοὺς θήσεται ἄμμιν ἀγῶνας."
φῆ μὲν ἐπισπέρχων· μετὰ δ' ὕστερον ἔστενε βουλῆς·
καί κεν ἐρητύσασκε φίλους, εἰ μὴ Δορίμοχθος
ἄκριτα κερτομέων Ἄγνων' ἠνίπαπε μύθωι,
μνῆσέ τε Νικοτέλευς, πόσιος φίλου Αἰνομαχείης
"τοὔνεκα δὴ νῦν μέλλει ἐᾶν μεγάλην ὁδὸν Ἄγνων."

es ist bezeichnend, dafs beide Übersetzungen länger geworden sind als das Original; das ist unvermeidlich, wenn man nicht hier vom Stil, dort vom Gedanken etwas opfern will[1]).

Ich gebe auch eine Probe eines lyrischen Gedichtes, obwohl ich mich da an etwas Unübersetzbares gemacht habe, 'über allen Wipfeln'. Duft und Farbe kann der Wiesenstraufs nicht bewahren; aber Goethe hat uns selbst gesagt, dafs ihm ein solches Experiment recht ist. Er hat das Gedicht lediglich aus der eigenen Seele und aus der Natur, die ihn umgab, geschöpft, wahrhaftig nicht aus einem bekannten Bruchstück des Alkman (das freilich schon dadurch vor der Philisterkritik, nur conventionelle Phrase zu geben, geschützt sein sollte, dafs man es mit Goethe vergleichen kann). Der moderne Dünkel bestreitet, dafs die Hellenen dieses Naturgefühl, das Goethen das Lied eingab,

---

[1]) Die deutschen Übersetzungen des vorigen Jahrhunderts sind, soweit die Verfasser Philologen waren, deshalb veraltet, weil die Sprache überhaupt noch keinen Stil hatte. Unter ihnen befindet sich aber eine Leistung, die dem Philologen recht viel zu denken giebt, die Übersetzungen Reiskes. Er hat das thukydideische *φιλοκαλοῦμεν γὰρ μετ' εὐτελείας καὶ φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας* so übersetzt: "Bei einem geringen Aufwande entgehen wir doch dem Ansehen einer kleinstädtischen Kargheit und Rohheit; vielmehr haben wir uns, unserer Gewohnheit zu Rate zu halten ohngeachtet, dennoch den Ruhm eines nicht filzig noch kleinstädtisch, sondern auf einem artigen Fufse zu leben gewohnten Volkes erhalten". In dem Stil ist alles. Es ist sehr leicht darüber zu lachen, und dafs Reiske für das Künstlerische gar kein Organ hätte, würde man versucht zu behaupten, wenn er nicht im Griechischen sehr wohl empfände, wo durch die Schuld der Überlieferung ein Stilfehler steckt. Aber der Philologe soll sich doch klar machen, dafs ein Reiske nur so viel Worte macht, weil er das gern ausschöpfen möchte, was er in den griechischen Worten findet. Für ihn sind das keine Vocabeln, für ihn lebt die Sprache. Das soll sie auch für uns. Die falsche Methode der 'Treue', der 'Versmafse der Urschrift' würde niemand mehr verurteilt haben als er, weil er griechisch konnte, also wufste, das diese Treue die Tochter der Ignoranz ist. In der Vorrede zu seinem deutschen Demosthenes hat Reiske seine Prinzipien dargelegt; der Verständige kann viel daraus lernen. Dies zur Rechtfertigung dafür, dafs die Übersetzungen breiter werden und, wo das nicht möglich ist, das Original nicht erschöpfen. Auf die prosaischen Übersetzungen habe ich sonst hier nicht eingehen wollen.

gekannt hätten: das ist's, was mich gereizt hat, zu zeigen, dafs und wie man es griechisch ausdrücken kann. Es stehen sogar zwei Stilformen zur Verfügung. Im dritten Jahrhundert sprach man solche Empfindungen im Epigramme aus.

Πρωιόνες εὕδουσιν, καὶ ἐνὶ δρυσὶ νήνεμος αἰθήρ,
πτηνῶν δ' ἐν λόχμηι πᾶν κατέδαρθε γένος·
τέτλαθι δὴ φίλε θυμέ· μετ' οὐ πολὺ καὶ σὲ μέτεισιν
ἠρέμα κοιμήσων ὕπνος ὁ παυσανίας.

Aber das dritte Jahrhundert und sein Stil hat alle Reize, nur nicht den der Goethischen Einfachheit. Wer die bewahren will, mufs sich schon an Sappho halten, mufs dann eine äolische Strophe bilden, und äolisch dichten

κορυφαὶς μὲν ἀπαίσαις
κατέσχε σιγά·
ἐπὶ δ' ἀκρεμόνεσσι
σίγαισ' ἀῆται·
ὀρνέων δὲ θρόος κατ' ὔ-
λαν εὕδει· σὺ δὲ βαῖον ὄμ-
μεννον, ὄδῶτα, καὶ σὺ κοιμάσηι.

Ein anderes kleines Gedichtchen stehe hier in lateinischer und griechischer Übersetzung[1]):

Dringe tief zu Berges Grüften,
Wolken folge hoch zu Lüften,
Muse ruft zu Bach und Thale
tausend, abertausend Male.

So oft ein frisches Kelchlein blüht,
es fordert neue Lieder,
und wenn die Zeit verrauschend flieht,
Jahrszeiten kommen wieder.

---

[1]) Dafs ich das hier einfüge, geschieht, weil ich es gemacht habe, und gemacht habe ich es, weil es mein lieber Lehrer Wilhelm Corssen uns Primanern aufgegeben hatte: wir sollten uns ein passendes horazisches Mafs dazu suchen. Was ich damals lieferte, konnte ich jetzt nicht brauchen; aber ich weifs es sehr gut, dafs ich weder meine deutschen noch meine griechischen Verse machen würde, wenn ich nicht an den lateinischen das Handwerk gelernt hätte.

Lateinisch hindert uns nichts, eine horazische Odenform zu wählen: das ist ja doch ebenso Buchlyrik wie die Goethes. Da kommen die Vierzeiler unschwer heraus:

Ad ima terrae tu penetres licet,
petasve nimborum aemulus aethera,
Camena te ad fontes et umbras
mille modis revocabit usque.

Quicumque parvum flos caput extulit,
novo sacrari carmine postulat;
annique dum labuntur, horae
quadriiugam repetunt choream.

Ich glaube, das giebt kaum weniger als das Original; es stecken aber nicht nur die griechischen Lehnwörter, *aether, horae, chorea* darin: die ganze Vorstellungsform ist in Wahrheit so griechisch wie das Versmafs. Es kann auch nicht anders sein, denn die ganze römische Lyrik ist ja griechische Imitation, nicht allein in den Versen. Das deutsche Gedicht ist abgesehen von der Muse ohne alle fremde Gelehrsamkeit. Aber ganz natürlich scheint mir das dichterische Motiv erst im Griechischen heraus zu kommen. Da stellt wieder sich das Epigramm ein; die Anrede einer bestimmten Person mufs wie in dem Liede an die Stelle der Goethischen Selbstanrede treten; es ist ziemlich einerlei, was man wählt. Ein Eigenname gefällt mir jetzt besser als ὦταῖρ', was ich zuerst gesetzt hatte; und so mag der theokritische Nikias auch hier stehn, den Goethe ein andermal selbst gewählt hat. Und dann mufs der Schmuck reichlich gegeben werden, schon um den Raum zu füllen. Was herauskommt scheint mir zwar mehr Ansprüche zu machen als das improvisierte Original, aber auch sie zu erfüllen:

ἤν τ' ἀρθῇς νεφέεσιν ὁμόδρομος ἠεροφοίταις,
Νικία, ἤν τ' ὀρέων νέρτατ' ἐς ἄντρα δύῃς,
μυριάκις σ' ἀψορρὸν ἐς εὔροα ῥεῖθρα καλέσσει
μοῦσα καὶ ἐς κομόωντ' ἄλσεα μυριάκις.

ὁππότε γὰρ καλύκεσσιν ἀνηβῆσαι νέον ἄνθος,
αὐτίκα ποιητὴν καινὸν ἔπρηξε μέλος.
αἰὼν γὰρ φοράδην τε ῥέει καὶ ἀνόστιμος ἔρρει,
ὧραι δ' ἀενάους κυκλοσοβοῦσι χορούς.

Treten wir nun der concreten Aufgabe näher, für die griechische Poesie Formen und Stil in unserer Sprache zu bestimmen, so mufs ich eins für zur Zeit unübersetzbar erklären, das alte Epos. Das hat Vofs zu verantworten. Für nichts dagegen stehn die Chancen günstiger als für die attische Tragödie. Das verdanken wir Goethe: er liefert in Helena und Pandora Formen und Stil. Denn dafs über deren lyrischen Stücken ein etwas fremdartiger Schimmer liegt, ist genau so mit den attischen Liedern der Fall, die weder im Versmafs noch in der Sprache rein attisch sind. In den Chören mufste allerdings noch etwas weiter ausgebaut werden, wozu Goethe nur Ansätze geliefert hat, da er meist in die ihm gewohnten Formen einlenkte und auch den Reim zuzog, den ich im Aristophanes von Droysen mit Recht verwandt glaube, in der Tragödie nach vielen Versuchen ganz verworfen habe, weil es uns nicht mehr möglich ist, so kunstvolle und umfangreiche Gebilde zu machen wie im Mittelalter: ich hatte damit begonnen, mir bei Walther Strophen zu suchen. Für lyrische Kleinigkeiten wird der Reim passen, im Epigramme häufig unentbehrlich sein, und volkstümlichen und lustigen Klang wird er wohl allein verleihen. Aber ein gereimter Pindar müfste entsetzlich sein, und entsetzlich sind mir die gereimten Chorlieder, die ich kenne, ziemlich alle[1]). Dagegen in den freien Rhythmen, die Goethe in den schönsten Gedichten schon vor der italienischen Reise angewandt hat, und für die es auch sonst Vorbilder genug giebt, ist ein geschmeidiges Material vorhanden, das sich jedem neuen Vorwurfe anpassen läfst. Nur mufs die Responsion hinzu-

[1]) Erich Schmidts Reimstudien, von denen ein äufserst belehrendes erstes Stück in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1900 veröffentlicht ist, zeigen, wie mich dünkt, dafs der Reim in der hohen Poesie zur Zeit für den Deutschen überhaupt unbrauchbar ist: er ist eben ausgeleiert.

treten, da sie ja nicht blofs in den Versfüfsen, sondern in den Gedanken, ihrem Aufbau und Ausdruck vorhanden ist. Es gebricht mir hier an Raum, darzulegen, dafs das alles in Wahrheit rhythmische Prosa ist, was wir machen, wie sich auch der junge Goethe sehr oft nicht klar war, ob er Prosa oder Verse schrieb. Erst die Wiederkehr derselben Glieder setzt in Wahrheit Verse ab. Auch dies läfst sich erst ganz deutlich machen, wenn man die griechische Kunstprosa in Theorie und Praxis hinzunimmt; hoffentlich komme ich noch einmal dazu das zu erläutern. Mich dünkt jetzt fast, dafs wir selbst für erzählende Gedichte geschmeidige und ausdruckvolle Formen haben können, wenn wir unsere alte Freiheit in der Behandlung der Senkungen wieder aufnehmen, Reim, Assonanz und Alliteration aber nur wie die Griechen als Schmuck, nicht als Bindemittel verwenden. Das brauche ich kaum zu sagen, dafs es verkehrt wäre, für ein bestimmtes antikes Mafs eine bestimmte Wiedergabe zu setzen: man steht in jedem einzelnen Falle vor einer ganz neuen Aufgabe. Nur wenn der antike Dichter in demselben Werke eine und dieselbe Gattung in gleicher Weise wiederholt anwendet, mufs auch die Nachbildung wiederholen; in einem andern mag sie sich anders entscheiden. So habe ich im Hippolytos des Euripides eine Scene in Anapaesten, zwichen Phaedra und der Amme, in sehr freien, nur die Hebungen, nicht die Silben zählenden Versen wiedergegeben; in der Orestie durchgehends das Mafs gewählt, das Goethe am Schlusse der Pandora verwendet. Es stammt bekanntlich aus den serbischen Volksliedern: morlackische Trochaeen sind es, keine spanischen. Von Wert ist an ihnen besonders, dafs man die Katalexe nachbilden kann, und ich bereue meine Wahl nicht.

Im Dialog hat Goethe den Trimeter nachgebildet, und dies unserm tragischen Verse so nahestehende Mafs hat grofse Vorzüge, wenn es richtig behandet wird, d. h. nicht nach den Regeln des griechischen Trimeters, die es nicht angehn, sondern entsprechend unserer Sprache, so dafs durch einen volltönenden Versschlufs der Unterschied vom

Blankverse betont wird, und nicht die letzte Hebung auf der drittletzten Silbe zu liegen scheint, wie in den *versi sdruccioli* der Italiener mit ihrem leichten, hüpfenden Gange. Die Wucht des vollen männlichen Schlusses giebt unserm Trimeter den Charakter von Kraft und Erhabenheit, und um diesen Eindruck zu erzielen, haben Schiller und Goethe den ansteigenden Zwölfsilbler (das ist er in Wahrheit) verwandt. Aber nur für diesen einen bestimmten Ton (oder seine Parodie) ist er geeignet, zumal er uns als eine Abart des allgemeinen dramatischen Dialogverses erscheinen mufs. Er entspricht also vollkommen dem Charakter der aischyleischen Poesie, aber ich würde es für eine Zerstörung des eigentümlich euripideischen Tones halten, wollte man seinen Dialog in demselben Mafse wiedergeben. Denn dadurch gerade hat Euripides die menschliche Tragödie geschaffen, dafs er den Ton des Verses so weit herunterstimmte, dafs er einen wirklichen Dialog wiedergeben konnte. Dieser Dialog erhebt sich über die Prosa nur so weit, wie es die ernsthafte Poesie immer thun mufs. Er entspricht also in jeder Sprache dem allgemein dramatischen Verse. Deshalb konnte ich garnicht umhin, für Aischylos den Trimeter, für Euripides den Blankvers zu wählen. Ich weifs, dafs gerade dieser Schritt misbilligt wird; deshalb gebe ich auch hier eine Gegenprobe. Die Trimeter der Pandora würden in euripideischen Versen gar nicht denkbar sein: man möge sich überzeugen, wie sie griechisch etwa klingen. Wer in diesen Trimetern den Stilgegensatz zu Sophokles und Euripides fühlen kann, mufs zugeben, dafs meine Überlegung richtig ist; womit über die Qualität meiner Dichtung nichts gesagt ist noch gesagt sein soll. Denn die Wahl von Mafs und Stil kann von dem Verstande geleistet werden, wenn er über die nötigen Vorkenntnisse verfügt: zum Dichten verleiht nur die Muse die Fähigkeit[1]).

[1]) Daher war es nicht zu viel verlangt, wenn Gottfried Hermann die Befähigung zu der kritischen Behandlung eines griechischen Dichters an den Nachweis binden wollte, selbst in denselben Formen griechisch dichten zu können. Und so dürfte man jedem das Übersetzen aus einer Sprache verwehren, der nicht in sie stilgerecht zu übersetzen versteht.

EPIMETHEUS.

Wie süſs, o Traumwelt, schöne, lösest du dich ab.
Entsetzlich stürzt Erwachendem sich Jammer zu.
Weiblich Geschrei? sie flüchtet, näher, nahe schon.

EPIMELEIA.

Ai ai weh weh mir weh weh weh ai ai mir weh.
EPIMETH. Epimeleias Töne, hart am Gartenrand.
EPIMEL. Weh, Mord und Tod! weh Mörder! ai ai Hülfe mir!

PHILEROS.

Vergebens. Gleich erfaſs' ich dein geflochtnes Haar.
EPIMEL. Im Nacken, weh, den Hauch des Mörders fühl' ich schon.
PHIL. Verruchte, fühl' im Nacken gleich das scharfe Beil.
EPIMETH. Her. Schuldig, Tochter, oder schuldlos, rett' ich dich.
EPIMEL. O Vater du! ist doch ein Vater stets ein Gott.
EPIMETH. Und wer verwegen stürmt aus dem Bezirk dich her?
PHIL. Beschütze nicht des frechsten Weibs verworfnes Haupt.
EPIMETH. Sie schütz' ich, Mörder, gegen dich und jeglichen.
PHIL. Ich treffe sie auch unter dieses Mantels Nacht.
EPIMEL. Verloren, Vater, bin ich. O Gewalt, Gewalt.
PHIL. Irrt auch die Schärfe, irrend aber trifft sie doch.
EPIMEL. Ai ai weh weh mir.
EPIMETH. weh uns weh weh weh Gewalt.
PHIL. Geritzt nur? weitre Seelenpforten öffn' ich gleich.
EPIMEL. O Jammer, Jammer!
EPIMETH. weh uns, Hilfe, weh uns, weh.

PROMETHEUS.

Welch Mordgeschrei? im friedlichen Bezirke tönt's.
EPIMETH. Zu Hilfe, Bruder, Armgewalt'ger, eile her.
EPIMEL. Beflügle deine Schritte, Rettender, heran.
PHIL. Vollende Faust, und Rettung schmählich hinke nach.
PROM. Zurück Unselger, töricht Rasender zurück.
Phileros, bist du's? Unbänd'ger, diesmal halt' ich dich.
PHIL. Laſs Vater los, ich ehre deine Gegenwart.
PROM. Abwesenheit des Vaters ehrt ein guter Sohn.

ΕΠΙΜΗΘΕΥΣ

ὡς ἡδέως μ' ἀπεστράφητ', ὀνείρατα.
καὶ μὴν ὕπαρ μοι δεινὸν ἐμπίπτει κακόν·
θήλει' αὐτὴ φυγάδος· ἔστι δ' οὐ πρόσω.

ΕΠΙΜΕΛΕΙΑ

αἰαῖ ἰώ μοι.
ΕΠΙΜΗΘ. ἤυσεν Ἐπιμέλεια τοῖσδ' ἐφ' ἕρκεσιν.
ΕΠΙΜΕΛ. φεῦ φεῦ
ἀποκτενεῖ με, φεῦ φονῶν, ἀρήξατε.

ΦΙΛΕΡΩΣ

μάτην ἔφευξας· κρωβύλου δεδράξομαι.
ΕΠΙΜΕΛ. κτείνοντος, οἴμοι, πνεῦμα θιγγάνει δέρης.
ΦΙΛ. ὦ μῖσος, ἤδη πέλεκυς εἰ δέρης τύχοι.
ΕΠΙΜΗΘ. ἔσωσά σ', εἴθ' ἥμαρτες εἴτε μή, τέκνον.
ΕΠΙΜΕΛ. ἰὼ πάτερ μοι. θεὸς ἀεὶ παισὶν πατήρ.
ΕΠΙΜΗΘ. τίς δῆτ' ὑβριστὴς δεῦρό σ' ἐξέμην' ὅρων;
ΦΙΛ. μὴ τῆς ἀναιδοῦς σῶιζε μισητὸν κάρα.
ΕΠΙΜΗΘ. σώιζω φονεῦ νιν, σοῦ τε καὶ πάντων ἄπο.
ΦΙΛ. ἐγὼ δὲ κακκτείνω γε, κἀν πέπλων σκότωι.
ΕΠΙΜΕΛ. ἀπωλόμην, ὦ πάτερ, ἀπωλόμην βίαι.
ΦΙΛ. ἥμαρτεν ἔγχος· καιρίως δ' ἁμαρτάνει.
ΕΠΙΜΓΛ. αἰαῖ πέπληγμαι.
ΕΠΙΜΗΘ. δεινὰ δεῖν' ὑβρίσμεθα.
ΦΙΛ. οὔπω πρὸς ἧπαρ; εὐρυνῶ ψυχῆι θύραν.
ΕΠΙΜΕΛ. οἴμοι, μάλ' οἴμοι.
ΕΠΙΜΗΘ. δεῦρο δὴ βοηθόοι.

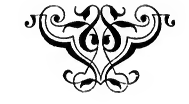
ΠΡΟΜΗΘΕΥΣ

τίς ἐξ ἀσύλων τερμόνων βοᾶι φόνον;
ΕΠΙΜΗΘ. ὡδέλφ' ἄρηξον, σπεῦσον ὦ κρατιστόχειρ.
ΕΠΙΜΕΛ. πόδα πτέρωσον, εἴπερ ἐκσώσων πάρει.
ΦΙΛ. ἀλλ' ὑστερείτω — πρᾶσσε χείρ — σωτηρία.
ΠΡΟΜ. δύστην' ἀπόστηθ', ὅστις εἶ, λυσσῶν μάτην.
Φίλερως; σὺ δῆτ' εἶ; μάργον ἀλλὰ νῦν σ' ἔχω.
ΦΙΛ. ἄφες μ' ἄφες· παρόντα σ' αἰδοῦμαι πάτερ.
ΠΡΟΜ. ἀπουσίαν παῖς ἐσθλὸς αἰδεῖται πατρός.

Endlich eine Probe davon, wie sich jene morlackischen Trochaeen in griechischen Anapaesten machen:

Fahre wohl du Menschenvater, merke.
Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es.
Was zu geben sei, die wissens droben.
Grofs beginnet ihr Titanen. Aber leiten
zu dem ewig Guten, ewig Schönen
ist der Götter Werk: die lafst gewähren.

σὺ δὲ χαῖρε, πάτερ τῶν πηλογόνων,
ταῦτα διδαχθείς.
ὑμᾶς μὲν ὅσων ἐπιθυμῆσαι
θέμις ἐστὶ καλῶν ἐδίδαξεν ἔρως
τοὺς κατὰ γαῖαν. τί δὲ χρὴ δοῦναι
τίνα τ' ἐστὶ τυχεῖν λώιονα θνητοῖς,
μάκαρες κατ' Ὄλυμπον ἴσασι.
μεγαληγορίαι δ' ἐμβαίνεθ' ὁδὸν
τιτανογενεῖς· τὸ δ' ὁδηγῆσαι
πρὸς τὸ δίκαιον τό τε κάλλιστον
τέλος ἐστὶ θεῶν·
οἷς χρή σε θέλοντα πιθέσθαι.





Von des attischen Reiches Herrlichkeit[1]).

Versammelt sind wir hier, unseres allergnädigsten Kaisers, Königs und Herrn achtzigsten Geburtstag in Ehrfurcht und Treue zu begehen. Unsere Universität, die, wie unser gesamtes preufsisches und deutsches Vaterland, unter seinem milden aber, Gott sei Dank, starken Scepter sichtlich gesegnet worden, empfindet nicht minder lebhaft denn irgend ein Berufskreis die Dankbarkeit und die innige Freude, dafs es ihr vergönnt ist diesen Tag zu schauen; allein sie weifs sich in Übereinstimmung mit dem erhabenen Sinne ihres glorreichen Schirmherrn, wenn sie eine panegyrische Feier des festlichen Tages verschmäht. Die Gefühle, von denen heute jedes preufsische Herz höher schwillt, bedürfen keiner Erweckung, ertragen keine Steigerung. So heifst die Universität einen aus ihrer Mitte reden, von welchem Gegenstande er will; nur mufs er wirklich etwas zu sagen haben. Und auch die stille Förderung wissen-

---

[1]) Gehalten im Namen der Universität Greifswald zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs, 22. März 1877; abgedruckt in erweiterter Form Philol. Untersuch. I 1. Hier sind die Anmerkungen fortgelassen, hier und da einiges auch sachlich berichtigt, im Texte und in neuen Anmerkungen. Dafs die Rede panegyrisch gehalten ist, habe ich schon bei dem ersten Drucke selbst gesagt: aber ins Licht setzen heifst nicht falsch beleuchten, und das attische Reich, das ich zuerst, nicht aus eigenem Einfalle sondern den Zeugnissen die Ehre gebend, wieder so genannt habe, wird seinen Namen und damit seinen Rang in der Geschichte behaupten.

schaftlicher Arbeit, auch der Verkehr mit den Geistern lange verschollener Zeiten, geschieht er nur im rechten Sinne, ist in des Königs Sinne gethan; auch die geschichtliche Erschliefsung vergangenen Volkstums, geschieht sie nur vorurteilslos und wahrhaftig, so ist sie in des Königs Sinne gethan; suum cuique ist der Wahlspruch seines Hauses.

Den Blick vorurteilsloser Wahrhaftigkeit will ich auf ein Volk lenken, dem man höchsten Preis auf künstlerischem Gebiete bereitwillig zollt: von dessen politischen Leistungen man kaum ohne Verachtung redet; auf eine Zeit, die man gewohnt ist, sehr mit Unrecht, in gesellschaftlicher und geistiger Beziehung fast als ein verlorenes Paradies zu malen: von deren staatlichen Gebilden man höchstens die abschreckendsten Bilder und übelsten Schlagworte zu borgen pflegt; auf das Reich, welches die Athener bald nach den Perserkriegen auf beiden Seiten der Propontis und des Archipels gegründet und zwei Menschenalter lang beherrscht haben, auf den einzigen Versuch des Altertumes die Einigung eines Volkes durch einen Bundesstaat zu erzielen, den Staat des Aristeides, Kimon, Perikles, Kleon. Man braucht nur diese Namen zu nennen, so steigen in jedem Gedächtnis Gestalten auf, deren typischen Wert man nicht unterschätzen soll, aber allerdings ohne jede individuelle Wahrheit. Aristeides, der unverbesserliche Tugendspiegel; unbeirrt durch die Mifsgunst der undankbaren Masse, unbeirrt durch die Lockungen der Bestechung und der Privatrücksichten, unbeirrt durch die Schlagwörter konservativ und liberal wandelt er den Pfad des Gewissens. Kimon, der leutselige Junker, von gewinnenden Formen und kavaliermäfsiger Moral, im Felde der tüchtige Soldat, zu Hause der gnädige Herr, durchaus loyal, aber ein wenig beschränkt. Perikles, das Ideal konstitutioneller Romantik, der mit lauter sittlichen Mitteln im Freistaate unumschränkt regiert, die höchsten politischen Ziele auf dem Wege gütlicher Überredung erreicht, der nie gelächelt hat, weil die Wucht der Verantwortung auf seiner grofsen Seele lastete; in besagter

grofser Seele aber doch noch Raum fand für 'ein freundlich Mittel, die sinnenden Runzeln von der Stirne wegzubaden'. Schliefslich Kleon, der radikale Bösewicht, mit rotem Haar und kreischender Stimme, mit hohler Hand und eherner Stirn. Das sind die fratzenhaft aufgeputzten Marionetten, die seit fünfundzwanzig Jahrhunderten auf der Bühne der Geschichte die Haupt- und Staatsaktion, Athenische Hegemonie, tragieren 'mit trefflichen pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen'.

Also hat Athen dafür gebüfst, dafs der grofse Name noch Jahrhunderte lang dem kleinen Leibe blieb, als der Geist schon längst verflogen war, und dafs die einzig grofse Vergangenheit der Tummelplatz seichter Moralisten und pedantischer Rhetoren ward. Vielleicht noch verderblicher war es, dafs auch verständigeren Nachfahren die verkommene Republik, welche dem Philippos leichte Beute ward, sich im Lichte einer gewaltigen Beredsamkeit als wesenhaft gleich mit dem alten grofsen Athen des fünften Jahrhunderts darstellte. Allein die Geschichte darf nicht büfsen lassen die Väter für die Sünden der Kinder. Es ist nicht wahr, dafs das Volk, das den Meder schlug und dem Aischylos lauschte, urteils- und willenlos dem edlen wie dem feilen Demagogen gefolgt sei. Es ist nicht wahr, dafs die Geschichte Athens die Geschichte seiner Führer sei, wie das zuerst der geistvolle aber gallenbittere Theopompos aufgebracht hat[1]), nicht blofs das römische, auch das athenische Stadtbuch berichtete namenlos die Thaten der Gemeinde. Und die Verfassung Athens ist nicht unwert des Volkes, das der Welt die Philosophie geschenkt hat. Der Grundgedanke seines Staates steht felsenfest in jedes Atheners Seele, dafs sein Staat der alleinige 'Rechtsstaat' ist: dies Wort ist in Athen geprägt. Das Volk, d. h. die Summe der unbescholtenen Bürger, um deswillen der Staat da ist, soweit

[1]) Dafs diese Darstellung in Wahrheit älter ist und in die Zeit gehört, wo die Demokratie sich selbst zersetzte, habe ich mittlerweile gezeigt, Aristoteles und Athen, I 178.

sein Zweck ein irdischer ist[1]), regiert sich selbst. Sein Wille wird erkannt durch Stimmenmehrheit: man drückt das ganz grafs aus und gebraucht die 'Majorität der Athener' (τὸ πλῆθος τὸ 'Αθηναίων) völlig gleichbedeutend mit dem 'Volk der Athener' (ὁ δῆμος ὁ 'Α.) und dem 'Staate der Athener' (ἡ πόλις ἡ 'Α.). Sämtliche Beamten und Behörden, voran der Rat, der Ausschufs des Volks, welchen Solon zu einer Art Oberhaus bestimmt hatte, der aber diesen seinen Charakter nur zum teil bewahren konnte, handeln nicht kraft einer neben dem Volkswillen hergehenden magistratischen Machtbefugnis, sie sind nur die Organe des Volkswillens, und wie sie während der Amtsführung unter Kontrolle des Auftraggebers stehen, so wartet ihrer eine detaillirte Prüfung und Rechnungsabnahme am Ende des Amtsjahres. Sie sowohl wie die Ratgeber des Volkes leben unter dem scharfen Schwerte der Verantwortlichkeit: unverantwortlich und unfehlbar thront der Herr seiner selbst und seines Staates, der Demos von Athen. Gewifs ist es leicht die Paralogismen nicht blofs politischer Theorie, noch viel mehr politischer Praxis hierin aufzudecken: die Souveränetät und Infallibilität des πλῆθος war ein schwer Vergehen wider den gesunden Menschenverstand — und schwer hat auch Athen dafür gebüfst — allein Mangel an Folgerichtigkeit des Denkens ist dem athenischen Volke nicht vorzuwerfen: die politische Theorie des Aristoteles, die Lehrmeisterin Macchiavellis und seiner Nachfolger, ist weit mehr als ihr selbst bewufst ist, von dem Rechte abhängig, das, wenn nicht theoretisch formuliert, so doch praktisch in der athenischen Staatsordnung lebendig war. Auf dem Gebiete der römischen Forschung hat man es, allerdings unter leb-

[1]) Denn der antike Staat ist immer zugleich Kirche; genauer gesagt, man sollte sich das häfsliche *κυριακή* abgewöhnen. Die 'Kirche' hat sich genau so *ἐκκλησία* genannt wie die souveräne Volksgemeinde; sie hat sich damit selbst als Staat konstituiert und daher den Staat der Welt, des *κόσμος*, entweder negiert oder doch ignoriert. Diese Gemeinde ist Gottes; jede antike Gemeinde hat auch ihre Götter, die so unlösbar zu ihr gehören, wie der Boden ihres Landes, mit denen und durch die sie lebt: aber die Götter sind der Gemeinde.

haftem Beistande der Rechtswissenschaft, deren wir Attiker schmerzlich entbehren, endlich erreicht, dafs Wesen und Entwickelung der politischen Institution gesondert von der pragmatischen Geschichtserzählung erfafst und dargestellt wird. Nur auf diesem Wege ist die Erschliefsung der römischen Geschichte möglich gewesen, der stolzeste Triumph, den die Altertumswissenschaft unserer Tage gesehen hat. Bescheidenere Kreise sind auf diesem Gebiete gewifs der griechischen Philologie gezogen: aber kommen mufs, kommen wird der Tag, wo attisches Staatsrecht und attische Geschichte die gestaltlosen Schatten der griechischen Altertümer und der griechischen Geschichte verscheuchen.

Das athenische Reich (denn also, ἡ ἀρχὴ ἡ Ἀθηναίων, das ist genau *imperium Atheniense,* hat sich der Bundesstaat, den wir betrachten, genannt) hat sich nicht nach einem bestimmten Plane noch durch Kämpfe, als deren Ziel seine Errichtung auch nur von Einzelnen ins Auge gefafst wäre, entwickelt; es ist vielmehr ein plötzlich durch das Zusammenwirken der verschiedensten Umstände zunächst nur für einen beschränkten Zweck zusammentretender Bund von Staaten, der dann, indem sich zwar notwendige, allein zunächst unvorhergesehene Konsequenzen vollziehen, den Weg zur Herrlichkeit, dann zum Untergange zurücklegt. Es ist geboten, die Entstehungsgeschichte kurz zu erzählen. Als Xerxes gegen Griechenland zog, bestand dort eine Art bundesstaatlicher Einheit. Denn der Erfolg der spartiatischen Politik des sechsten Jahrhunderts war die Einigung des Peloponneses zu einem Staatenbunde unter Spartas Vorortschaft gewesen; der einzige bedeutendere Kanton, der sich fern zu halten vermocht hatte, Argos, war grade damals so entkräftet, dafs er nicht in Betracht kam. Der Bundesstaat war ein noch sehr ungefüges Gebilde; er beruhte darauf, dafs in den einzelnen Städten und Gauen, die sich die Mitgliedschaft durch Separatvertrag mit Sparta gesichert hatten, das zumeist dorische Adelsregiment von Bundeswegen am Ruder erhalten ward. Im Kriegsfalle waren die Städte Sparta einfach zur Heeres-

folge verpflichtet; im Frieden that der Vorort eigentlich nichts für das gemeine Wohl, höchstens war ein immerhin kümmerlicher Landfriede und ein noch viel kümmerlicherer Handelsverkehr der Erfolg. Wirtschaftlich blieb das Land in den rohesten Verhältnissen; geistige Kultur, soweit sie überhaupt existiert hatte, verkam[1]). Auch militärisch lag die Kraft nur in dem lakedaimonischen Heere; dafür war dies aber auch die einzige respektable und weit über Verdienst respektierte Landmacht. Immerhin war dieser peloponnesische Bund, der sich gern einen hellenischen nannte, der einzige feste Kern, an welchen sich die Staaten des Nordens anschliefsen konnten. Die Religion, namentlich die des Zeus von Olympia, spielte um so mehr mit, als die Staatengemeinschaft, welche sich um den in noch viel weiteren Kreisen verehrten Apollon von Delphoi gruppirte, und an welcher Sparta ebenso wie Theben und Athen Teil hatte, in der Stunde der Gefahr keinen Halt bieten konnte: denn der delphische Gott stand nicht ohne Grund im Geruche der Barbarenfreundlichkeit. Athen nun hatte sich, um seine Freiheit zu behaupten, entschliefsen müssen, dem Hellenenbunde, wie er sich seitdem durchgehends nennt, beizutreten, und hat mit bewundernswerter Selbstverleugnung die Schlachten für Hellas als Vasall Spartas gewonnen. Freilich, es war nicht gewillt, die unvergleichliche Gelegenheit zu einer Einigung des gesamten Vaterlandes, so weit es der Gefahr gegenüber sich zusammengefunden hatte, verstreichen zu lassen: wesentlich weil Athen dem Bunde maritime Macht zuführte, waren auch etliche Inseln eingetreten; neben dem Vorort hatte der Bundestag eine erhöhte Bedeutung erhalten. Diesen Zustand wenigstens

---

[1]) Diese Schätzung ist zu niedrig. Die Gesellschaft, die in diesen Staaten herrschte, lebte ein anderes Leben und strebte anderen Zielen zu; sie sind unserer Art fremd, während wir die Ionier und Athener um dasselbe ringen sehen, was auch uns herrlich und heilig ist. Aber auch die Peloponnesier hatten das Recht, sich ihr Leben zu zimmern, wie sie es wollten, und es ist Pflicht auch ihnen geschichtliches Verständnis abzugewinnen, wo denn die Sympathie nicht ausbleibt. 1879 verstand ich den Pindar noch nicht.

versuchte es zu einem dauernden zu machen, und noch auf dem Schlachtfeld von Plataiai überreichte der Vertreter Athens dem versammelten Bundestage einen Verfassungsentwurf, welcher eine allgemeinhellenische Vertretung, die sich jährlich auf dem neutralen Boden Plataiais vereinigen sollte, ferner ein stehendes Bundesheer und eine stehende Bundesflotte forderte. Gleichzeitig ward der Bund endgiltig auf alle Staaten ausgedehnt, die als solche irgend wie an den Freiheitskämpfen teil genommen hatten, und indem er sich mit dem delphischen Amphiktionenbunde identificierte (durch die rechtliche Fiktion, dafs beide panhellenisch sein wollten, also zusammenfielen), machte er sich daran die perserfreundlichen Staaten zu unterwerfen; man plante alles Ernstes z. B. Boeotien für den delphischen Gott gleichsam als durch Felonie erledigtes Lehen einzuziehen. So träumten die besten Männer in den schönen Herbstmonaten 479 von der Einigung ihres Volkes. Allein Sparta bewies sich feig und ehrlos. Die Doppelschlacht von Mykale, die die Athener, wie immer trotz ihren spartiatischen Feldherren[1]), gewannen, verdoppelte das Bundesgebiet mit einem Schlage, denn die an Seemacht nur hinter Athen zurückstehenden Inselstaaten Lesbos, Chios, Samos traten thatsächlich in den Bund, und die ionischen Küstenstädte standen bittend vor seinen Thoren. Da hatte der König Spartas Leotychidas die Stirn, den asiatischen Ioniern, den Männern von Miletos und Ephesos, das Ansinnen zu stellen, den Göttern ihrer Heimat, die ihnen eben das Barbarenjoch vom Nacken genommen, Valet zu sagen und sich in partibus infidelium, in dem noch zu erobernden Boeotien und Thessalien, anzusiedeln. Was konnte Athen anders thun als nun auf eigne Hand den Schutz Asiens zu garantiren? war der Peloponnes, den kein feindlicher Fufs betreten, zur Hilfe nicht gesonnen: das Volk, das mit Weib und Kind auf Salamis obdachlos kampierte

---

[1]) So stellt es unsere Überlieferung freilich dar; aber sicherlich ist der Bericht des Herodotos nicht ganz zuverlässig. Die Schlacht von Plataiai würde sonst nicht dauernd als besonderer Ruhm Spartas und des Pausanias haben gelten können.

oder die Stätte seiner Gotteshäuser unter Schutt und Asche aufsuchte, das hatte den Glauben an die Götter seiner Väter, den Glauben an die Ehre seines Namens nicht verloren. Und als im nächsten Jahre der spartiatische König hochverräterische Verbindungen mit dem Landesfeinde anspann, löste sich durch ionische, nicht durch attische Initiative das Band, das die grofsen Inseln noch an den Hellenenbund fesselte. Zum Glück stand an der Spitze des athenischen Heeres in Aristeides ein Mann des allgemeinen Vertrauens, und so entstand ein Bund unter Athens Führung, aber noch um ein altionisches Haupt geschaart, den Apollon von Delos. An der Spitze stand wie im Hellenenbunde ein Rat von Delegierten der einzelnen Staaten; auch war die Staatenvereinigung zunächst nur für einen bestimmten Zweck geschlossen, die Befreiung der noch von den Persern unterworfenen Hellenen. Da aber die befreiten Gemeinden naturgemäfs dem Bunde beitraten, so war durch das Programm, um dessentwillen die folgenden Perserkriege geführt wurden, unmittelbar auch die Ausgestaltung des Bundes gegeben. Sparta verliefs das Feld panhellenischer Politik, fast ohne Widerrede, gänzlich ohne eine Lücke zu lassen. Und als es sich nun in inneren Wirren zu verzehren schien, dazu den Fehler beging Athen, das an dem alten Bundesverhältnis fest hielt, vor den Kopf zu stofsen, da löste sich auch das letzte Band, das die Hellenen als Nation zusammenhielt. Sofort versuchten die Athener die Einigung Griechenlands, nun gegen Sparta und unter ihrer Vorstandschaft, durchzusetzen; einen Augenblick konnte es scheinen, als sei die Erringung dieses höchsten Preises nur die Frage weniger Jahre. Dies erwies sich freilich als eine Täuschung; denn Athen war aufser Stande die stammfremden Landschaften Boeotien, Phokis, Lokris, Megara, Achaia u. s. w. zu behaupten. Perikles, dessen Besonnenheit in diesem kritischen Augenblicke sich am glänzendsten bewährt hat, begriff das und schlofs den Frieden von 445, der zwar den Verzicht auf die Landmacht aussprach, dem Reiche aber, welchem diese Provinzen nie einverleibt gewesen waren,

nicht nur keinerlei Einbufse, sondern die bündige Anerkennung von Seiten der Peloponnesier eintrug. Dem Reiche; denn an Stelle des lockeren Staatenbundes, der 478 zusammengetreten war, stand nun ein wohlorganisierter Bundesstaat. Sobald nur die lästige Fessel der spartiatischen Führerschaft gefallen war, hatten die tüchtigen Feldherren Athens in rascher Folge erst die Küste Thrakiens erobert, bald aber den Hauptschlag gegen Asien geführt, welcher die Reichsgrenze bis zur äufsersten Hellenenstadt Kilikiens trug. Die weiteren Unternehmungen, bis tief nach Ägypten hinein, verhinderten zwar die Überwindung der Peloponnesier, hatten aber wenigstens den Erfolg, dafs etwa gleichzeitig mit dem Peloponnes auch Persien das Reich anerkannte.

Noch während Athen mit Sparta stritt, hatte denn auch die innere Konsolidierung stattgefunden. Der Akt, in welchem sie sich vollzog, wird modernem Gefühle fremd oder äufserlich erscheinen. Es war nicht etwa der Erlafs einer Reichsverfassung; ein solches Instrument hat es nie gegeben, der Bund beruhte nach wie vor auf den Spezialkonventionen zwischen dem Vorort und den einzelnen Mitgliedern, und im einzelnen blieb demgemäfs sein Recht ein stetig wechselndes. Auch ward nicht etwa durch die Einsetzung oder Machterweiterung einer Reichsbehörde der Schritt zur thatsächlichen Einigung gethan; im Gegenteil, der Bundesrat hat von jetzt ab nur den Schein einer Existenz. Für oberflächlichen Blick mufs es ein ziemlich gleichgiltiger Beschlufs sein, dafs der Reichskriegsschatz nunmehr in Athen verwaltet werden sollte, und der platte Pragmatismus der Historiker schon des vierten Jahrhunderts hat auch wirklich keinen Wert darauf gelegt. Wer aber das religiöse Moment im Empfindungsleben jener frommen Zeit nicht verkennt, dem wird es der sprechendste Ausdruck des veränderten Rechtsverhältnisses erscheinen, dafs der Schatz des Bundes von dem Apollon von Delos auf die Athena von Athenai überging. Von den materiellen Vorteilen, die dem Schatze Athenas und damit mittelbar Athen zufielen, ganz abgesehen, so ist doch das auf das vernehmlichste

durch die Schatzverlegung ausgesprochen, dafs die Interessen des Reiches und des Vorortes identisch sind. Allen Staatenbünden des Altertums ist sonst das ängstliche Streben eigen, den religiösen Mittelpunkt dem Machtcentrum möglichst fern, aufserhalb des Bereiches der mächtigeren Bundesglieder zu legen: hier ist das Gegenteil geschehen. Es kann nichts bezeichnenderes dafür geben, dafs eben das athenische Reich etwas anderes ist als alle jene Bünde. Während man nur Athen zu nennen braucht, dafs einem die Ohren klingen von dem Geschrei über die Vergewaltigung der Bündner, so ist in Wahrheit dieser folgenreichste Schritt ohne Zuthun Athens, auf den Antrag eines der auf ihre Selbständigkeit eifersüchtigsten Staaten, beschlossen. Allerdings änderte sich für die drei Staaten, welche aus dem Hellenenbunde sich ihre Reservatrechte bewahrt hatten, Lesbos Chios Samos, nichts wesentliches. Ihre innere Selbständigkeit blieb intakt, ihre militärischen Verpflichtungen beschränkten sich im Kriegsfall auf Heeresfolge unter Kommando des Vororts zu Wasser und zu Lande, im Frieden auf die Gestellung weniger Schiffe zur stehenden Flotte; ferner mufsten sie das Hoheitsrecht der diplomatischen Vertretung im Auslande und den Beschlufs über Krieg und Frieden dem Vorort abtreten, an dessen Schiedsspruch sie auch im Falle von Streitigkeiten mit Bundesgliedern gebunden waren. Dies letzte ward Samos gegenüber erst durch Bundesexekution erzwungen, wobei eine Revision der Stadtverfassung ausreichend befunden ward und auch thatsächlich die Interessen der autonomen und nicht tributpflichtigen Insel mit den attischen unlösbar verband. Lesbos schändete seine glorreiche Vergangenheit durch den Verrat in der Stunde der Gefahr; es verfiel verdientermafsen der Annexion an Athen. Chios blieb treu. Wie für die eigne Heimat, so flehte der athenische Priester den Segen der Götter auch für diese Stadt herab: das ist die Dankbarkeit des Demos von Athen. Erst als die sicilische Katastrophe eintrat und der hochverräterische Staatsmann, der früher die Verbin-

dungen grade mit Ionien besonders gepflegt hatte, die Fahne des Abfalls aufzog, ging auch Chios über. Es war das Signal zum Zusammensturz des Reiches. Und es ist wohl bedeutsam, dafs die Heimat des Dichters der Odyssee den Mann hervorbrachte, der rückhaltlos dem attischen Wesen mit seinen neuen Dichtungsformen, Dithyrambos und Tragödie, sich hingab, Ion, den ersten Ionier, der attische Verse gemacht hat, und dafs des edlen Mannes Sohn, weil er den Athenern die Treue hielt, sein Haupt auf den Block des lakonischen Henkers legte.

Neben diesen drei bevorrechteten Gemeinden steht die grofse Masse von, weit über 200, Staaten, die 'Städte', wie sie technisch in Athen genannt werden. Ihr Recht ist von buntester Mannigfaltigkeit, allein ein gleichlautender Kern ist in allen Verträgen. Eine athenische aber durch freie Vereinbarung des Bundes eingesetzte Schätzungskommission, an deren Spitze Aristeides stand, hat schon 478 den Tribut, und zwar theoretisch im Maximalsatze, festgestellt, zu dessen Zahlung die Städte sich verpflichteten. Entsprechende Sätze waren mit jedem neu eintretenden Bundesgliede vereinbart worden. Es hatte sich aber mittlerweile so geschoben, dafs ziemlich alle Städte gegen Befreiung von Kriegsdienst zu Wasser und zu Lande die Abgaben auch in friedlichen Zeiten zählten. Athen garantierte ihnen dagegen ihr Gebiet so wie die Freiheit der See für ihre Handelsmarine; wo keine Unbotmäfsigkeit die Bedingungen schärfte, haben sie auch ihre kommunale Selbständigkeit behalten. Nun ist es ja richtig, dafs zur Herbeiführung dieser Reform des Reiches auch aufser dem Zwange der Verhältnisse Athen einen Druck ausgeübt hat, dafs es Kämpfe gekostet hat und die Bündner in Verhältnisse gerieten, die sie sich 478 nicht hatten träumen lassen. Aber der Zwang war heilsam, und vor allem, auch er war durch die Verhältnisse geboten. Gewifs stand die Alternative so, wie sie der Historiker einem patriotisch-athenischen Staatsmann in den Mund legt, entweder ein vielleicht unbilliger Zwang oder Verzicht auf die Herrschaft, um dann

ohne Gefahr der "Biedermannsmoral" sich hinzugeben[1]). Gewiſs ist aber auch, daſs Athen den Boden formalen Rechtes nie verlassen hat; daſs es eine gesetzliche Herrschaft führte und das Geschrei über die Miſshandlung der Bündner fast nur von solchen erhoben wird, welche von den Rechtsverhältnissen derselben geringe Kenntnis besitzen.

Athen hatte die Garantie des Besitzstandes seiner Bündner übernommen. Unmöglich konnte es die Landgrenzen decken ohne die festen Plätze zu besetzen, die häufig mit den 'Städten' zusammenfielen. Wo aber einmal eine fremde Garnison liegt, da wird der Platzkommandant gar bald neben und vor dem Bürgermeister zur Geltung kommen. Athen hat die Rechte der Garnisonen und ihrer Offiziere mit den Städten vereinbart; es konnte aber nicht fehlen, daſs dies äuſserst wirksame Organ der Centralgewalt bei dem Bündner das Gedächtnis an die halbverlorene Freiheit täglich neu hervorrief, wenn sich auch die attischen Offiziere von der wüsten Willkür lakonischer Harmosten im wesentlichen frei hielten. Die militärische Organisation hatte mindestens seit 445 zur Einteilung des Bundesgebietes in fünf, später vier 'Kreise' geführt. So etwas wie Statthalter oder Kreisoberste hat es freilich nicht gegeben; wohl aber ist es sehr wahrscheinlich, daſs es in jedem Kreise eine Flottenstation gab, welche schleunige Hilfe an jeden bedrohten Punkt bringen und ebenso den Vorort über alle Ereignisse auf dem laufenden halten konnte. Zudem kreuzten allsommerlich im Archipel groſse fliegende Geschwader, welche regelmäſsig mehrere der höchsten Exekutivbeamten Athens, der Feldherren, an Bord hatten. Daneben hatte die Civilverwaltung in Gesandten und Inspektoren ihre nur der Form nach auſserordentlichen Beamten, und schon die Klagen der Bündner allein beweisen, daſs die Reichsaufsicht sich überall fühlbar machte. So

[1]) Thuk. III 40 *παρὰ τὸ εἰκός τοι καὶ τούσδε ξυμφόρως δεῖ κολάζεσθαι ἢ παύεσθαι τῆς ἀρχῆς καὶ ἐκ τοῦ ἀκινδύνου ἀνδραγαθίζεσθαι.*

war denn auch der Erfolg: eine weder vorher noch nachher erreichte Sicherheit, und ein Friedenszustand zwischen den Städten, wie ihn erst später die Öde des Verfalles und die römischen Beile gebracht haben. Besonders segensreich wirkte in dieser Hinsicht die von den Nachbarstaaten zugestandene Deklaration der See als Reichsgebiet, so dafs sie fremde Kriegsschiffe gar nicht, fremde Kauffahrer nur laut den von reichswegen abgeschlossenen Handelsverträgen befahren durften. Und die Handelspolitik des Reiches war zentralisiert, und demgemäfs stätig und umsichtig, die Seepolizei vorzüglich: so nahmen Handel und Industrie einen Aufschwung, der selbst den Zusammenbruch des Reiches überdauert hat. Die wichtigste Richtung des Verkehrs ging nach Norden. Hier gelang es, noch vollständiger, als es ehedem Miletos gelungen war, den Verkehr mit dem Schwarzen Meere für das Reich gleichsam zu monopolisieren[1]). So weit dort Griechenstädte lagen, erhielten sie den wirksamsten Schutz, wenn sie auch dem Reiche nur vereinzelt und nur nominell beitraten. Neue Kolonien gründete man auf der Nordseite nicht, stellte sich vielmehr freundschaftlich zu den einheimischen Dynasten, wie denn die Fürsten des bosporanischen Reiches bald so weit sind, ihren Kindern hellenische Namen zu geben und sie zur Ausbildung nach Athen zu schicken. Dafür exportierte das Reich seine Industrieprodukte in das Barbarenland und bezog dagegen die wichtigsten Rohprodukte, aufser Sklaven vornehmlich Getreide. Die übervölkerten 'Städte', meist ohne Hinterland oder, wie Attika und die meisten Inseln, mit solchem, das den Lebensbedarf nicht ausreichend produzieren konnte, machten die Ernährungsfrage besonders dringend. Eine Mifsernte in den nördlichen

[1]) Nach den Mitteilungen, den gedruckten und mündlichen, die mir über die Entdeckungen der letzten Jahre zugekommen sind, scheint während der Blüte des Reiches Athens Handel noch hinter dem der asiatischen Städte zurückgestanden zu haben: das ist dann nur ein Beweis, wie gut jenen das Reich bekommen ist; denn im vierten Jahrhundert herrscht der athenische Import.

Gegenden zwang das Reich sofort die Matrikularbeiträge mehreren Städten vorläufig zu stunden. Der Weizen, von dem die Griechen lebten, war, wie heute, vornehmlich südrussischer, da die, übrigens nur aus diesen kommerziellen Rücksichten verständlichen, Versuche in Aegypten festen Fufs zu fassen trotz den gröfsten Opfern fehl schlugen und auch Kypros im Frieden mit Persien aufgegeben werden mufste[1]). So besetzte denn das Reich Hellespont und Bosporus, richtete eine Behörde ein, welche die Verteilung des Getreides unter die einzelnen Städte kontrollierte, natürlich auch die Städte durch verschiedene Handelsvergünstigung die Macht und Gunst des Vororts spüren lassen konnte. Im Peiraieus befand sich eine weitere Behörde, welche, selbst vom Rate überwacht, die Spekulanten in Schranken hielt und dafür sorgte, dafs die Verfrachtung von Getreide nach andern Häfen erst nach vollkommener Verproviantierung Attikas stattfand. So war, sollte man meinen, selbst die Möglichkeit gegeben den Peloponnes auszuhungern. Man hat auch ähnliches versucht, erst Megara gegenüber, dann gar die Blokade gegen ganz Makedonien verfügt: allein gewirkt hat es nicht. Offenbar fühlte sich das Gewissen des einzelnen Byzantiers oder Atheners trotz alles Hasses gegen die Peloponnesier nicht im geringsten dadurch beschwert von dem einzelnen zu profitieren.

Wie der Handel nach dem schwarzen Meere, so fiel dem Reich, sobald der persische Sultan nicht gereizt ward, naturgemäfs der gesamte Transithandel mit dem Orient zu.

---

[1]) Es dürfte noch im sechsten Jahrhundert überwiegend ägyptisches und kyprisches Getreide nach Athen gekommen sein, wenigstens in den Zeiten, wo Athen nicht am Hellespont einen Stützpunkt hatte; das ägyptische kommt immer wieder auf den Markt, sobald die Persermacht dort erschüttert ist; das kyprische ebenso gegen Ende des peloponnesischen Krieges, als die Durchfahrt durch den Bosporus gehindert ist. Der Handel mit Kypros und Ägypten ist im sechsten Jahrhundert und schon früher, als Solon dorthin fuhr, sehr bedeutend gewesen, wie die kyprischen Funde der letzten Jahrzehnte gelehrt haben; aber dort hört der Import mit der Niederwerfung der Aufstände um 500 auf. In Athen sind Ägypter zu allen Zeiten als Händler ansässig; auch Neger kannte man gut.

Nichts Weiseres hat Athen gethan, als, nachdem einmal das Erreichbare, die Befreiung der Küsten, erreicht war[1]), die nationalen Phrasen von der Freiheit, soweit hellenische Zunge klingt, aufzugeben und sich mit Asien in ein erträgliches Verhältnis zu setzen. Dort war man, wenigstens so lange der vorsichtige Artaxerxes, der den Ausgleich eingegangen war, regierte, sehr erkenntlich dafür und respektierte, wo nicht das Reich, so Athen; freilich mit dem stillen Vorbehalte dereinst mit Spartas Hilfe, deren man sicher war, Abrechnung zu halten, und ohne die ionischen Städte im Verzeichnis der dem König der Könige tributpflichtigen Nationen zu löschen. Die athenischen Gesandtschaften in Susa nahmen fast den Charakter einer ständigen Vertretung an, und wie man am Hofe des Grofskönigs schon zu Dareios I. Zeiten griechisch las und schrieb und ohne griechische Leibärzte und Turnkünstler nicht auskam, so war in Athen die Kenntnis persischer und aramäischer Sprache nichts aufsergewöhnliches.

Eine wirkliche Konkurrenz fand der attische Handel (denn von den "Städten" ist hier kaum etwas zu merken) nur im Westen; oder vielmehr hier scheint es schon geographisch unmöglich, dafs Athen mit Korinth und seinen Pflanzstädten, vorab Syrakus und Kerkyra, konkurrieren sollte. Und doch lehren die italischen Gräber, dafs diese Konkurrenz schon im sechsten Jahrhundert siegreich durchgeführt war, wesentlich weil Athen unvergleichlich bessere Ware lieferte[2]). Grade Etrurien ward besonders wichtig,

---

[1]) Das war sie indessen nur im groben, und damit hätte man sich nicht beruhigen dürfen. In den Winkeln der tiefeingeschnittenen Meerbusen z. B. von Adramyttion und Smyrna, ist die Macht des Reiches nie effektiv geworden, und selbst Anaia, Samos gegenüber, konnte ein Stützpunkt für einen Aufstand werden. Das war im Anfange versäumt worden; seit dem Frieden mit Persien hat man sich gescheut, irgend welche Macht auf dem Festlande von Asien zu entfalten, auch keine Kolonie dort gegründet. Wer die Dinge übersieht und zu schätzen versteht, kann nicht zweifeln, dafs ein dahingehender, vermutlich 'geheimer' Artikel zu den Bedingungen des Ausgleiches gehört hat.

[2]) Es ist aber mittlerweile von W. Helbig gezeigt worden, dafs Sicilien und vornehmlich Syrakus den Zwischenhandel nach der Westküste Italiens voll-

nicht blofs, weil die ungefährlichen Dickköpfe viel Geld hatten und leicht eine gewifse Politur annahmen, sie waren auch im Besitze der vorzüglichsten Eisengruben (und Griechenland leidet Mangel an diesem Metalle), und in Bereitung und Verarbeitung der Bronze, die im antiken Haushalt so wichtig war wie jetzt das Eisen, wenigstens für geringe Sorten den Hellenen überlegen: so sorgte man dafür, dafs das tyrrhenische Erz auf dem attischen Bazar nicht ausging und hielt Bundesgenossenschaft mit diesen wie mit anderen Barbaren. Denn auch das ist ein Ruhmestitel Athens, dafs es die Hellenisierung des Westens auf friedlichem Wege in Angriff genommen hat. Dem hat die Gründung einer panhellenischen Kolonie an der Stelle des alten Sybaris dienen sollen. Sie hat Athen keine sichere Stütze liefern können, weil sich der Gegensatz der hellenischen Stämme auf keinem anderen Gebiete so scharf hervorhebt. Zu Athen standen naturgemäfs die ionischen Töchterstädte Euboias; aber die unvergleichlich höhere geistige Stellung, welche die Vaterstädte des Stesichoros und Ibykos, des Theagenes und Gorgias unter den verfallenen achaeischen und den nach dem Sturze der Tyrannen jedem höhern Streben entsagenden dorischen Ansiedelungen einnahmen, konnte die materiellen Machtverhältnisse nicht ändern. Die ionischen Orte Siciliens waren kaum noch zu rechnen. Die Halbbarbaren, die um Egesta safsen und bei Athen gleichfalls Unterstützung fanden, konnten vollends nur einen trüglichen Schimmer von Macht um sich verbreiten, dessen Verschwinden verhängnisvoll werden sollte. Den vorgeschobenen Posten des Hellenentums, die blühenden Städte um den Neapler Golf vor den andringenden Oskern zu retten, machte Athen nicht erst einen Versuch. Grade während der Machthöhe des Reiches bildet sich die

kommen in Händen hielt. Wenn wir also Athen schon von den fünfziger Jahren ab immer dringender bestrebt sehen, auf der Nordseite Siciliens und an der Westseite Italiens Fufs zu fassen, so wird das aus den Handelsrücksichten immer verständlicher; auch die verhängnifsvolle Expedition gegen Syrakus versteht man besser.

s. g. kampanische Nation. Aber hat auch Athen das Schwert nicht gezogen Kyme zu retten: das Werk Kymes, die Hellenisierung Italiens, hat es fortgesetzt, und der grofse Samnitenstamm, das kunstsinnigste Glied der italischen Völkerfamilie, kam ihm mit Empfänglichkeit entgegen. Nicht anders auf der Ostküste Italiens, wo die mefsapische Bevölkerung Apuliens nicht nur in kommerziellen, sondern sogar in politischen Verkehr mit Athen trat, und die Pioniere der hellenischen Kultur, die Händler mit athenischer Töpferware, schon in Bologna und Adria Posto fafsten. Wollte Athen den Westen in seine Machtsphäre ziehen, so galt es allerdings sich der Etappenstrafse zu versichern. Das Bündnis mit Kerkyra leistete das, führte aber sofort zum Kriege, da Korinths Handel nun Gefahr lief völlig erdrückt zu werden. Es ist keine Frage, dafs die Unterwerfung Siciliens in der notwendigen Richtungslinie der athenischen Politik lag, und keineswegs waren es Luftschlösser, wenn die Athener von der Herrschaft des Westens als etwas Erreichbarem und Erstrebenswertem redeten.

Freilich war dies erst dereinst möglich, wenn das Gewitter, das Perikles vom Peloponnes aufziehen sah, überstanden war. Darauf hiefs es sich militärisch rüsten. Und doch waren die militärischen Opfer, welche die Bürgerschaft Athens vertragsmäfsig allein übernommen hatte und ohne Murren erfüllte, selbst im Frieden, von allen Eroberungsplänen abgesehen, blofs zur Aufrechthaltung der von den Nachbarmächten garantierten Stellung, unerschwinglich.

Der attische Staat ruhte ja, wie der antike Bürgerstaat überhaupt, auf dem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht, und zwar zog Athen nicht blofs die bürgerliche, sondern überhaupt die freie Einwohnerschaft heran. Doch ist es erlaubt von den nichtbürgerlichen Elementen abzusehen. Die aktive Dienstzeit waren zwei Jahre; sie sollte den Bürger militärisch ausbilden, allein da dieser Dienst in gesonderten Rekrutenkompagnien, nur im Inlande, und in einer Art von Gensdarmerie- und Garnisonwachtdienst

geleistet ward, so konnte der Mann nicht die erforderliche militärische Tüchtigkeit erhalten[1]). Ein berufsmäfsiges Offizierkorps konnte sich auch nicht bilden, da die Oberstenstellen jährlich neu vergeben wurden und zwar durch Volkswahl. Dies verliert allerdings in der Praxis viel von seiner Ungeheuerlichkeit, weil die Wiederwahl gestattet und gewöhnlich war und die Subalternoffiziere von den Obersten ernannt wurden, auch die fortgesetzte kriegerische Thätigkeit einen Korpsgeist von selbst erzeugte. Aber es bleibt gleichwohl ein nicht wegzuwischender Flecken auf dem Ehrenschilde nicht sowohl Athens als der Staatskunst der perikleischen Zeit, dafs die Sieger von Marathon und Plataiai sich unumwunden eingestanden, einem offenen Zusammenstofse mit der adligen Schlachtreihe der Spartiaten nicht gewachsen zu sein. War die zweijährige Dienstzeit um, so konnte an eine vollständige Entlassung der Reserven gleichwohl nicht gedacht werden; waren doch wenigstens die ausgedehnten Garnisonen im Reiche und die Seesoldaten der Flotte zu stellen. Allerdings suchte der Staat möglichst abzuhelfen, indem er immer stärkere Korps von Schützen zu Pferde und zu Fufs aus Staatssklaven formierte. Aber solch Auskunftsmittel birgt seine Unzulänglichkeit in sich, und zudem war bei den Grenzverhältnissen des Reiches doch so gut wie immer ein Bürgeraufgebot hier oder da an die Grenze zu werfen. Wie hoch man im Kriegsfalle griff, zeigt vielleicht am besten ein Beispiel. Sokrates, des Sophroniskos Sohn, Wehrmann im 10. Regiment, ist gleich beim Ausbruche des peloponnesischen Krieges nach Thrakien abgegangen, obwohl er schon 38 Jahr alt war, und hat dort zwei Jahre, selbst im Winter, vor dem Feinde gestanden, während der peloponnesische Bund z. B. nur Sommerfeldzüge forderte, und wenige Jahre darauf, als er 45 Jahr alt ist, finden wir ihn wieder aufser Landes. Ganz abgesehen

---

[1]) Es ist mir jetzt zweifelhaft, in wie weit diese Ordnungen späterer Zeit im fünften Jahrhundert bestanden haben; aber dafs eine Rekrutenausbildung stattfand, ist an sich notwendig und auch hinreichend bezeugt.

von Zeiten der Not, wo jeder, der nur Waffen tragen konnte, täglich mindestens zum Appel antreten mufste, und siebzigjährige Greise noch zu Schiffe stiegen.

Vollkommen stehende Truppe war die Kavallerie, ausgehoben aus den Leuten, welche sich den in Attika besonders teuren Luxus der Pferdezucht gestatten konnten; die Reiterei hat durchaus den Charakter eines exklusiven Korps von adeligen oder sich als adelig aufspielenden jungen Leuten. Nach unsern Begriffen waren ihre Leistungen erbärmlich, für Griechenland aber ganz erstaunlich, und wenn der Athener auch den einzelnen Junker mifstrauisch ansah, so war ihm doch die Reiterei als ganzes der höchste Stolz seines Landes. Des ist Zeugnis das ewig unerreichte Wunderwerk attischer Bildnerei: keine schönere Augenweide konnte Pheidias der Göttin bieten als eine Kavallerieparade.

Auf der niederen Bevölkerung, so weit sie sich nicht selbst equipieren konnte, was man vom Infanteristen verlangte, lastete der Dienst zur See, auf der stehenden Flotte. Die Bürgerschaft stellte hier Deckoffiziere, Seesoldaten, Matrosen, die Ruderer nicht durchaus, denn von diesen brauchte man im Frieden mindestens 12000. Also wurden Staatssklaven dafür gekauft oder Ausländer geworben. Nur auf den beiden Gardeschiffen ruderten durchaus Athener: Männer von unübertroffener Hingebung und Leistungsfähigkeit.

Ungefähr wenigstens wird man sich hiernach eine Vorstellung von den militärischen Anforderungen machen können, die der Staat an seine Bürger stellte. Rechnet man hinzu, dafs die durchgeführteste Selbstverwaltung, das geflissentlich erstrebte Fehlen jedes fachmännischen Beamtentums, die räumliche Zersplitterung des Gebietes den jährlichen Bedarf an Beamten und Verwaltungspersonal unverhältnismäfsig steigern mufste, so wird man zu dem enormen Ansatze geführt, dafs der Staat etwa 15 bis 20 Prozent seiner Bürger alljährlich zum Staatsdienste heranzog, ungerechnet die Beteiligung an Volksversammlung und Geschwornen-

gericht[1]). Solche Leistung ist nur auf ein kleines möglich. Mochte auch der Staat die Truppen und die Ratsherren und Richter ausreichend besolden, die Versorgung der Witwen und Waisen der gefallenen Bürger, die Ausstattung ihrer Töchter, die Erziehung und Equipierung ihrer Söhne auf sich nehmen, mochte die Schädigung des Privatwohlstandes durch die Leichtigkeit des Erwerbes, die Wohlfeilheit der nötigsten Lebensbedürfnisse, die Anspruchslosigkeit des Volkes noch so sehr sich verringern, mochte der militärische Geist der adeligen Offiziersfamilien, die Seeliebe des geringen Mannes mit Freuden "Mannesehre und Landesruhm gegen das Leben eintauschen" (wie es auf einem Grabstein in dem offiziellen Ehrengedichte lautet) und im frommen Herzen den Glauben tragen, dafs die Aufnahme in den Staatsfriedhof vor dem Töpferthore zugleich die Pforten eines seligen Heroentumes öffne: eben die unergründliche Gemütstiefe, mit der die Athener ihr Totenfest zu einem Ehrentage des Volkes gemacht haben, an dessen hochherziger Trauer und kunstfroher Gottesfurcht auch der Spätgeborene noch Anteil nimmt, zeigt, was man da begrub, zeigt, dafs die Blutsteuer an sich zu hoch war, dafs diese Menschenleben zu kostbar waren. Nimmerdar hat sich ein civilisiertes Volk heldenhafter geschlagen als das athenische. Mit mehr als dreifsigtausend wehrhaften Bürgern zogen sie ins Feld. Nach einem siebenundzwanzigjährigen Kriege waren ihrer kaum dreitausend, bankerott war der Staat, waren die einzelnen, waren die Schätze der Götter: da kapitulierten sie, nicht vor dem Feinde, sondern vor dem Hunger und dem Verrat. Und doch war das Resultat unvermeidlich. Ein Reich ist nur zu behaupten, wenn alle

[1]) Mittlerweile ist die Verfassung der Athener von Aristoteles ans Licht getreten, in der allerdings aus einer antidemokratischen Quelle des ausgehenden fünften Jahrhunderts angegeben wird, dafs unter normalen Verhältnissen über 20000 Athener besoldete Ämter einnahmen. Darin sind die Soldaten im Dienst, also auch alle Garnisontruppen und Wachtmannschaften einbegriffen, auch die 6000 Richter: dafür ist es aber auch ein Drittel der erwachsenen bürgerlichen Bevölkerung, die wir nun erst in ihrer richtigen Höhe haben einschätzen können.

seine Bürger energisch dazu herangezogen werden, es mit dem Schwerte zu verteidigen.

Diese Pflicht hatten die Bündner mit ihren Tributen abgekauft. Auf den Tributen aber ruhte wesentlich die finanzielle Macht des Reiches, die Seite, welche zuerst in die Augen fällt, und welche auch die athenischen Staatsmänner zumeist ins Auge gefaſst haben. Denn auch in der Überschätzung des Geldes ist Athen der erste moderne Staat. Aber nicht leicht ist dieser Irrtum je so verzeihlich gewesen wie hier, wo sich im Schatzhause der Göttin Summen ansammelten, von denen Griechenland bisher keine Ahnung gehabt hatte, wo man dem neuen Bilde der Göttin selber ein Gewand anlegen konnte, dessen Metallwert drei Millionen Mark überstieg und für die Erbauung des Eingangsthores zu ihrem heiligen Bezirke, nur weil der Krieg dazwischen trat, sich mit neuntehalb Millionen begnügte, ungerechnet das Baumaterial, das der athenische Staat aus seinen Steinbrüchen schenkte. Solche Summen können nun freilich nur zum kleineren Teile aus den Tributen hergeleitet werden, denn diese brachten im Jahre ungefähr 2½ Millionen Mark und vermochten kaum die militärischen Ausgaben in Friedenszeiten zu decken. Brauchte doch die stehende Flotte allein für Löhnung und Verpflegung 2 Millionen. Die abgegriffene Beschuldigung, daſs Athen von den Bündnern Steuern über Bedarf erhoben habe, wird so leicht Lügen gestraft. Im Gegenteil, wenigstens die bemittelten athenischen Bürger haben auch finanziell unvergleichlich höhere Opfer gebracht, und statt daſs Athen, wie die Beschuldigung lautet, Reichsgelder für seine Bedürfnisse verwandt haben soll, ist vielmehr rechnungsmäſsig zu erweisen, daſs z. B. zu den Bauten für die Reichsgöttin beträchtliche Posten auf das athenische Budget übernommen worden sind. Es ist allerdings zur Zeit unthunlich, eine feste Scheidung zwischen attischem und Reichsbudget zu machen, da wir z. B. noch nicht einmal wissen, in welche Kasse solche Posten wie der hellespontische Sundzoll abgeführt wurden, oder von wem das eroberte

Land, so weit es nicht parcelliert ward, verpachtet ward. Doch ist das deshalb nicht von allzu hohem Belang, weil unzweifelhaft ist, dafs die Überschüsse der Verwaltung Athens wie des Reiches in denselben Schatz auf der Burg zusammenliefen, und dieser Schatz ist von Anfang an das wesentliche Objekt der Finanzpolitik. Heute mag mancher sich entsetzen, dafs man darauf stolz war, eine möglichst hohe Summe Edelmetalls unproduktiv anzuhäufen: man wollte erreichen und erreichte, dafs Athen den Geldmarkt, das heifst damals wesentlich Metallmarkt, beherrschte, und dafs die leicht kontrollierbare Verwaltung durchaus unantastbar war. Und man sieht so recht, wie das Prestige, noch mehr der politische als der finanzielle Kredit Athens wesentlich darauf beruht, dafs eine ungeheure Summe zur freien oder fast freien Disposition des Volkes bereit liegt, wenn man sich klar macht, was es, zumal in einer antiken Demokratie, bedeutet, dafs das Volk lieber bei seinen Göttern eine Anleihe macht als tief in seinen Schatz greift und lieber eine allgemeine direkte Kriegssteuer zahlt als den Reservefonds auch nur zinsbar anlegt. Derselbe Sinn bethätigte sich in der Behandlung der heiligen Schätze. Seit Athena Reichsgöttin geworden war, nahm ihr Besitz, nicht nur durch private Schenkungen, obwohl auch hier die Frömmigkeit nicht kargte, ungemein zu; denn von den Tributen fiel ihr ein Sechzigstel zu, von jeder Art Kriegsbeute aber der Zehnte, auch vom eroberten Lande, und so durchzogen ihre Besitzungen das ganze Reich. Diese hervorragende Geldmacht, welche damals gewifs den reichsten Tempeln, dem Zeus von Olympia und dem Apollon von Delphoi gewachsen war, stand nun von Alters her unter staatlicher Verwaltung[1]). Und auch hier befolgte man die Sitte, lieber aus den laufenden Einnahmen des

[1]) Ich hatte gesagt: in den Perserkriegen, weil der älteste Beleg aus dieser Zeit war: jetzt haben wir eine Bronzeinschrift der Schatzmeister aus Solons Zeit und Angaben des Aristoteles, die noch höher hinaufführen. So stark ist fast nach allen Seiten unsere Kenntnis durch neue Zeugnisse erweitert und gefestigt worden.

Staates und wo sonst Geld aufzutreiben war, die die Göttin zunächst angehenden Baukosten anzuweisen als den eigenen Schatz der Pallas zu erschöpfen. Kurz vor dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges hat man gar noch einen neuen Schatz 'der anderen Götter' geschaffen, um die zerstreuten unsichern und in den Händen von Religionsgenossenschaften befindlichen Tempelschätze erstens unter Staatskontrolle, dann unter einheitliche Verwaltung und drittens in Voraussicht der peloponnesischen Invasion an einen sichern Ort zu bringen. Für die Macht Athens über den Metallmarkt kann die Währung ein Beispiel sein. Die attische Drachme war seit Solon die von Euboia; in der Abwendung von dem Münzfuſse von Korinth und Aigina hatte sich der künftige Gegensatz zwischen Athen und dem Peloponnes angekündigt. Diese nunmehr attische Währung gewinnt unter dem Drucke des attischen Handels immer mehr an Terrain, grade auch in dem wirtschaftlich und politisch noch unabhängigen Westen, Kurs aber hat das attische Geld in der ganzen Welt. Der Staat setzte seine Ehre darein, die Münzen ohne Prägschatz und oft übervollwichtig auszugeben; Scheidemünze kannte man so gut wie garnicht, und Scheingeld, wie es in Karthago und Byzantion bestand, verachtete man. Wer freilich kunstvollendete Stempel erwartet, wie in Sicilien, findet sich arg getäuscht; unberührt von Pheidias Kunst bleibt der archaische, bald archaisierende Typus des sechsten Jahrhunderts. Athen hatte eben für die Barbarenländer, mit denen es handelte, eine Rücksicht zu nehmen, welche Florenz und Venedig aus gleichen Gründen ganz ebenso genommen haben. Nun führte die Gründung des Reiches Athen eine unübersehbare Masse von Silber verschiedenen Gehaltes und Gepräges zu, das man nach dem Gewichte nahm. Der Staat selbst gab natürlich nur attisches Geld aus, und es leuchtet ein, daſs durch fortwährende Umprägung eine ganz unverhältnismäſsige Masse attischer Münze in Umlauf kam, die denn auch weit über die Grenzen der civilisirten Welt kursierte, zumal es an einem Hinweis nicht fehlt, daſs der Vorort

auch auf Einheit in Mafs Gewicht und Münze bei den Städten hinarbeitete[1]), und es ist artig zu hören, wie die würdigen Staatsmänner Spartas, der sittenstrengen Stadt, die überhaupt die Wertmetalle als Teufelswerk verbannt, ihre Bestechungen in den laureotischen Eulen einstreichen. Gold kennt das griechische Festland überhaupt nur als Waare, die im sechsten Jahrhundert eine gar nicht zu schätzende Rarität in griechischen Händen war. Athen selbst blieb der Silberwährung auch da treu, wo ihm Gelegenheit geboten war die sehr ergiebigen Goldgruben der thrakischen Küste in Besitz zu nehmen; es empfing zwar ohne Frage vielerlei kleinasiatische Goldmünzen, zum Teil von Reichsstädten selber, doch beschränkte es sich darauf, beträchtliche Massen in den Tempelschätzen niederzulegen, nicht geprägt, nicht in Barren, sondern künstlerisch verarbeitet.

Die Verwaltung der Finanzen war vermutlich schon in Delos rein athenisch gewesen, dennoch hat Athen auch später seinen Bündnern formell Rechenschaft abgelegt, und die Form ist überaus bezeichnend. Im Frühling, wenn das grofse, von den Peisistratiden gestiftete, von dem freien Volke aber erst recht empor gebrachte Fest des Dionysos begangen ward, an dem die geistige Suprematie Athens sich in den tragischen komischen und dithyrambischen Spielen am glänzendsten vor Augen stellte, hatten die Gesandten der Bündner zur Entrichtung der Tribute in Athen zu erscheinen. Sie waren natürlich die Gäste der Stadt, speisten an ihrer Tafel und erhielten im Festraum des Dionysos unter den kirchlichen Würdenträgern und den Beamten des Volkes ihren Platz. Und was sie schauten, der Verein aller Künste der goldenen Zeit, war wahrlich geeignet, nicht blofs einen Olophyxier oder Brykuntier zu blenden: auch der Milesier und Rhodier hatte so etwas nimmer geschaut. In dem Festzuge, als dem heiligsten

[1]) Ich konnte diese Vermutung nur mit einer schwachen Stütze versehen und wurde verlacht; jetzt kenne ich eine noch unveröffentlichte Urkunde von einer der Inseln, die den Beweis voll erbringt.

Akte der Feier, wo die Festgaben der athenischen Kolonien in langer Reihe dahergetragen wurden, erschienen auch auf dem Tanzplatze Massen von Gold und Silber, sorgfältig talentweise abgezählt: die Überschüsse, welche hinaufgetragen werden sollten in das Schatzhaus der Athena.

Gewifs kehrten die Bündner heim mit dem vollen Bewufstsein von der Macht und Gröfse Athens. Allein es ist auf der andern Seite doch auch nur menschlich, dafs sie die Tribute, die scheinbar solche Überschüsse abwarfen, ungern zahlten, zumal sie ihnen als eine direkte Steuer, die gegen das antike Gefühl geht, erscheinen mufsten, wenn auch die Einzelstaaten das Geld auf anderem Wege aufbrachten. So lange nun die bei der Gründung des Reiches vereinbarten Sätze nicht überschritten wurden, hatten sie kein Recht zu murren; viele von ihnen hatten zudem gelegentlich niedergeworfener Unbotmäfsigkeit sich verpflichten müssen, die Höhe ihrer Tribute der jedesmaligen Vereinbarung mit Athen zu überlassen; dennoch empfand man es, und zum Teil gewifs mit Recht, als eine Verletzung der Fundamentalkonventionen, als Athen die Theorie aufstellte, dafs sein souveränes Volk die Höhe der Matrikularumlagen festzustellen berechtigt sei; wem das nicht behage, der könne den Rechtsweg beschreiten, d. h. seine Sache vor einem athenischen Gerichtshofe durchfechten. Darin lag keinerlei böser Wille und keine unerhörte Vergewaltigung: wenn hier etwas unerhört ist, so ist es die Gewährung eines Rechtsschutzes, von dem wir noch an Beispielen darthun können, dafs er kein fiktiver war. Man hat es auch einmal mit einem anderen Besteuerungswege versucht, indem man an die Stelle der Matrikularumlagen einen allgemeinen Eingangszoll auf alle Waren setzte; davon, dafs dies die gehofften höheren Erträge abgeworfen hätte, ist freilich nichts zu spüren. Das Geld mufste unter allen Umständen geschafft werden; Steuerkraft war in den Städten und nur in ihnen vorhanden. Da wird moderne Spekulation rasch mit dem Mittel bei der Hand sein, man hätte den Bündnern als Äquivalent für stärkere Lasten höhere politische

Rechte bieten sollen. Aber ein solcher Gedanke fällt vollständig aus dem Kreise antiken Bürgerbewufstseins und antiker Religion heraus[1]), die Entwickelung des Reiches ging unaufhaltsam nach einem anderen Ziele. Wie aus dem buntscheckigen Verein von gleichberechtigten Städten die attische Herrschaft geworden war, so glichen sich zwar von Tag zu Tag die Unterschiede zwischen den verschiedenen Städten mehr und mehr aus, aber nur um so breiter ward die Kluft, welche die Unterthanen von dem Vororte, von Athen, trennte.

Freilich darf man sich unter Athen nicht die Stadt oder die kleine Landschaft denken, an der der Name haftet. Eine thatkräftige Kolonialpolitik, ein umsichtiges Streben der herrschenden Bevölkerung jenen bäuerlichen Charakter zu bewahren, der uns in den aristophanischen Lustspielhelden so anheimelt, die militärische Notwendigkeit sich der strategisch wichtigsten Punkte unbedingt zu versichern, endlich auch die Exekutionen, welchen einzelne Bundesmitglieder verfielen, hatten zusammengewirkt, um eine Anzahl der wichtigsten Inseln und weite Strecken des thrakischen Küstenlandes, darunter die jetzige Halbinsel von Gallipoli, d. h. den Schlüssel zur Propontis, in unmittelbaren Besitz von Athen zu bringen. Aufserdem traf Athen mit einer Anzahl von Städten eine dahin gehende Übereinkunft, dafs sie einen Teil ihrer Tribute durch die einmalige Abtretung von Land ablösten, welches wenigstens formell gleich einem Kapitale gesetzt ward, dessen Zinsen der erlassene Jahrestribut repräsentierte. Athen behandelte dann das so erworbene Land wie erobertes, d. h. es zerschlug es in Landloose, die an ärmere Bürger verteilt wurden, so weit

[1]) Mittlerweile ist durch die Entdeckung einer neuen Urkunde bekannt geworden, dafs in der äufsersten Not, 404, nach der Schlacht bei Aigospotamoi Athen wirklich das volle Bürgerrecht an Samos verliehen hat, weil die dort eingesetzte Demokratie ihm allein treu blieb, bis über die Kapitulation Athens hinaus. Der Gedanke ist also den Athenern selbst gekommen; aber die Bestimmungen der Urkunde zeigen am besten, dafs sie sich nicht hätten durchführen lassen ohne die Grundlagen des antiken Staates umzustürzen.

es nicht im Domanialbesitz blieb oder Kirchengut ward, in welchen beiden Fällen es verpachtet ward, zunächst gewifs wieder an Athener. So durchzog sich das Reich mit einer grofsen Anzahl teils von Landstrichen, die direkt attisch waren, so gut wie die Insel Salamis, teils mit attischen Gemeinden, die mitten unter Bündnern eingesprengt waren: natürlich die Ecksteine der attischen Macht. Der Staatsverwaltung erwuchsen hierbei neue und, wenn das Reich Bestand gehabt hätte, vielleicht die folgenreichsten Aufgaben. Geringe Ansiedelungen konnte man wohl einfach durch die Kartellverträge (συμβολαί) mit den benachbarten Städten gesichert halten, ohne sie als besondere Gemeinden zu organisieren. Da blieb jeder Teilnehmer ruhig in seinem alten Gemeindeverbande und in seinem alten Reserveverhältnis, behielt sein Bürgerrecht in vollem Mafse, wenn er auch zur Zeit nicht in die Lage kam, davon Gebrauch zu machen, wie er denn auch zu den Leistungen nicht in vollem Mafse herangezogen werden konnte: das waren Athener im Auslande, so zu sagen. Nahm die neue Gemeinde die Organisation eines neuen Staates an, so waren die Formen der Kolonie längst gegeben: dann schieden die Ansiedler aus dem attischen Bürgerverbande überhaupt, oder wenigstens vorläufig, aus, und nur Bande der Religion und der Pietät fesselten sie noch. Aber zur Aufgabe des attischen Bürgerrechts war ein Athener in den Zeiten der Macht schwer geneigt; es sind auch nur ganz unbedeutende attische Kolonien entsendet. Man hat also einen Mittelweg eingeschlagen; das einzelne ist leider noch so gut wie ganz unbekannt, allein so viel ist unzweifelhaft, dafs es in der That Gemeinden gegeben hat, welche einerseits athenische Bürger enthielten, andererseits ihre eigene selbständige Organisation hatten. Die Gemeindeordnung Athens gewährte eben durch die Elastizität ihrer Formen die Möglichkeit wirklich fruchtbare Annexionen zu machen. Denn durch diese Dörfer und Städte schlug wirkliches Athenerthum Wurzel, das an manchem Orte selbst Feuer und Schwert der Reaktion nicht hat ausrotten können, während Sparta in jahrhun-

dertelangem Besitze aus Messenien nichts als eine Wüste gemacht hat, deren Zugehörigkeit zu dem Nachbarlande nie aufhörte, eine Unnatürlichkeit zu sein. Aber freilich, Athen bedurfte zu einer solchen Kolonialpolitik immer wieder der eigenen Bürger, und wo sollte die an Kopfzahl beschränkte Vollbürgerschaft den Überschuſs von Kräften hernehmen?

Wie nun aber Athener, abgesehen von diesen Niederlassungen, teils als Pächter von Staats- und Kirchenäckern, teils als Reichsbeamte, teils als Private in Handelsgeschäften durch alle Städte wohnten, so saſsen andererseits auf Gebieten, die unter attischer Hoheit standen, und vor allem in Athen Leute aus allen verschiedenen Städten; und es ist auch nicht zu bezweifeln, daſs das Reich von vornherein seinen Bürgern Freizügigkeit gebracht hat. Athen, schon durch Peisistratos unter die ersten Industrie- und Handelsplätze erhoben, setzte von je eine Ehre darein, diesen freien Fremden, den Schutzverwandten, alle möglichen Freiheiten und Bevorrechtungen zu gewähren, selbst den Dienst in der Bürgerinfanterie, nur natürlich keinerlei politische Rechte. Und auch für das nur zeitweise in Athen verkehrende Volk von Schiffern und Groſshändlern waren die ausgedehntesten Bevorzugungen selbst im Rechte und im Prozeſsgange vorgesehen. Damit war der Reichspolitik mächtig vorgearbeitet. Mit den völlig selbständigen Staaten ward die gegenseitige Garantie der Rechtssicherheit und des Schutzes an Gut und Leben durch Kartellverträge erzielt, deren zuerst auch gewiſs zwischen Athen und den meisten seiner Bündner bestanden. Allein als sich das Reich konsolidierte, wandelten sich auch hier die Verhältnisse in derselben unitarischen Richtung. Athen setzte durch, daſs in den abhängigen Gemeinden nicht nur seine eigenen Bürger sowohl im Steuerverhältnis wie im Gerichtsstand Athens blieben, sondern sogar, daſs alle die, welche in Athen sich das Schutzverwandtenrecht erworben hatten, wenn sie auch in Chalkis oder Naxos wohnten, in diesen Beziehungen nach Athen zu gehören fortfuhren. Es läſst sich denken, daſs

eine groſse Menge namentlich von Handeltreibenden und Industriellen hiervon Gebrauch machten, und gern die geringe Kopfsteuer in Athen bezahlten und was sonst an wenig drückenden Lasten auf den Schutzverwandten lagen, um im ganzen Reiche nach Belieben den Aufenthalt wechseln zu können und vor den Behörden und Gerichten der kleinen, oft verrotteten, Gemeinden gesichert zu sein. Der athenische Schutzverwandte im Auslande genoſs in der That also fast die Bevorrechtungen eines athenischen Bürgers: nur die politischen Rechte gingen ihm ab, sonst mochte dies als eine Art von Bundesbürgerrecht erscheinen. Wie sehr die Macht Athens und die Würde des ächten Atheners wuchs, ist nicht nötig, auszuführen. Um wie viel höher aber muſste der Stolz des athenischen Richters dadurch steigen, daſs der freie und hochansehnliche Byzantier Habderite, Milesier, Rhodier vor seinem Tribunale zu erscheinen hatte. Denn dazu war es gekommen, daſs alle abhängigen Gemeinden in allen Kapitalsachen die Gerichtshoheit an Athen abgetreten hatten. Wir wissen von den Motiven und von den Umständen dieser bedeutenden Einrichtung nichts und von den Modalitäten des Verfahrens wenig, sei es durch Schuld der Überlieferung, sei es durch unsere, der juristisch nicht gebildeten Philologen. Allein abzuweisen ist die Insinuation, daſs die Athener beabsichtigt hätten sich nur der politischen Prozesse zu bemächtigen, mit andern Worten das Recht geeint hätten, damit sie es leichter beugen könnten. Anzuerkennen ist vielmehr, daſs das athenische Volk, seit 150 Jahren im Besitze eines kodificierten Civilrechtes, den Weg zu einer allgemeingriechischen Rechtseinheit beschritten hat, und hier war der Pfad erst zu einer griechischen Rechtswissenschaft gewiesen, deren Anfänge man wohl erkennen kann. Erst der Sturz des Reiches hat das Recht in die Phrasenfabrik des Rhetors und den Hörsaal des Philosophen verbannt; wo es denn freilich verkommen muſste. Aber nicht verloren war im Gedächtnisse der Menschen, daſs das attische Blutgericht auf dem Areshügel einst dem besten Teile des hellenischen

Volkes der gemeinsame heilige gerechte Gerichtshof gewesen war. Die Legende und die Poesie wetteiferten den Richtplatz mit ihrem Zauberglanze zu vergolden, und noch den Heidenapostel hat die Sage nur auf diesen Platz führen können, auf dafs er die neue Lehre den Völkern an ihrer geheiligtesten Stätte verkünde. Ganz besonders diese Gerichtshoheit hat Athen zur Kapitale von Hellas gemacht, und es waren nicht leere Spiele der Eitelkeit, welche den attischen Bürgern den Stolz einflöfsten, allen andern Sterblichen gegenüber als ein adlig, als ein zum Herrschen geborenes Geschlecht zu erscheinen; und es waren nicht die Seifenblasen einer kindischen Herrschsucht, wenn sie nach der Krone über die gesamte gesittete Welt griffen. Allerdings ging im Volke der Seherspruch, dafs der Sohn des Erechtheus ewiglich als ein Adler in den Wolken schweben sollte. Aber das war nicht so gemeint, dafs sie die Herrschenden werden sollten, damit ihnen Mammon zu müfsigem Ergetzen die Polster zurechtlege. "Der Ölbaum lässet nicht seine Fettigkeit, die Götter und Menschen an ihm preisen, dafs er hingehe und schwebe über den Bäumen." Der Athener ist ja kein Makedone und kein Römer; er gedachte nicht das mühselige Geschäft zu denken und zu dichten, und die bildenden Künste und die technischen Wissenschaften seinen Unterthanen zu überlassen. Dieselben zwei Generationen, welche sich mit den genialsten politischen Gedanken trugen, legten den Grund zu aller höheren menschlichen Gesittung, wiesen zuerst dem philosophischen Denken seinen würdigsten Gegenstand, den Menschen, erhoben die Geschichtsschreibung, oder besser die Prosa überhaupt, zu einer Kunst, die Natur- und Heilkunde zu einer Wissenschaft[1]); in der Poesie aber und den bildenden Künsten

[1]) Hier liegt eine sehr starke Überschätzung der Athener vor, denen ich ohne weiteres zugerechnet hatte, was Hippokrates und Demokritos und die Menge Forscher, die sich unter diesen Namen verbergen, erarbeitet haben. Freilich stammten sie aus Reichsstädten, und der Aufschwung, den das Reich allem Hellenischen bringt, ist auch ihnen zu statten gekommen. Aber Athens Verdienst um die Wissenschaft ist im fünften Jahrhundert bescheiden, und was

entstanden in unübersehbarem Reichtume Werke, denen nur wenige glückliche Epochen der Geschichte Vergleichbares zur Seite zu stellen haben. All das nur durch das attische Reich, meist durch Athen. Und doch hatte dieses, da es bei Marathon siegte, auf allen geistigen Gebieten nur zu lernen von der überlegenen ionischen Kultur; manches sogar von den Peloponnesiern. Aber wie bald war es so weit, dafs die "dämonische Stadt" die Besten der Ionier in ihre Kreise zog, und selbst den Thebaner zu widerwilliger Anerkennung zwang; es war das Verhängnis des Pindaros, dafs er im Herzen mit dem Höchsten und Besten, was die "veilchenbekränzte Burg von Hellas" vollbrachte, sympathisieren mufste und doch immer in den Reihen ihrer Todfeinde seine Stätte hatte.

Denn das Höchste und Beste, was Athen seinem Volke schenkte, war das, was allezeit das Höchste und Beste ist. Seine Götter und seine Helden, seinen Glauben und seine Ehre hat es dem Hellenenvolke wieder lebendig gemacht.

Da es auf die Bühne tritt, ist das peloponnesische Dorertum völlig verrottet; wo von je wenig war, ist nichts, ist eitel Plumpheit, Stumpfheit, Dumpfheit. Selbst der Zeus von Olympia und der Apollon von Amyklai laufen Gefahr, zu gemeinen Götzen herabzusinken. Bei den asiatischen Ioniern ist Glaube und Sitte durch die politische Zerfahrenheit und die Fremdherrschaft entwurzelt. Geistreiche Frivolität und ein unstätes Haschen nach den Gaben des Momentes droht den hochbegabten Stamm hinabzuziehen in den wüsten Abgrund asiatischer Barbarei, der schon so viele Völker verschlungen hat. Die keusche Religion Homers ist durch die Berührung mit dem semitischen Götzendienst

die Naturwissenschaften angeht, hat es die reiche Erbschaft der Ionier des Ostens und Westens niemals voll verwertet. Ja man mufs sagen, dafs der Sieg der athenischen Philosophie recht viele ionische Keime hat verkümmern lassen. Platon durfte den Demokritos nicht ignorieren, Demokritos aber hat mit Athen schlechthin nichts zu schaffen.

geschändet, und der Rationalismus eifrig am Werk mit dem kindischen Märchentande aufzuräumen. Selbst dem köstlichsten Erbe besserer Zeiten, dem ionischen Epos, droht der Untergang, denn die blasierten höheren Stände finden es abgeschmackt und langweilig; da macht ein karischer Prinz mit albernen Parodien Glück[1]), die niedere Bevölkerung aber lauscht jedem kolophonischen Bänkelsänger so gerne als wäre es Demodokos. Dem Volke, das der Bettelpoesie des Hipponax Beifall ruft, kann der weiseste Ionier nur den Rat geben, sich mit Kind und Kegel aufzuhängen, und der energischste Ionier, der einzige, der sich mit einigem Erfolge dem attischen Reiche entgegenstellt, verficht als Schriftsteller die in blasse Negation umgeschlagene Lehre von der Ewigkeit des Seins. Wohl lebt noch ein unverdorbenes und tüchtiges Geschlecht auf mancher Insel, in manchem Bergthal und vornehmlich in der Diaspora, eingesprengt zwischen weite wilde Barbarenreiche: aber nirgend sonst hat es einen Halt; es mufs zum Dorertum oder zum Ionertum gravitieren; das eine liegt schon in persischen Banden, das andere hat nicht die materielle Macht zum Widerstande, weil es nicht die moralische Macht im Busen trägt.

Da tritt Athen rettend dazwischen. Aufblicken können wieder die hellenischen Augen zu einer Burg, von der ihnen Hilfe, von der ihnen Freiheit kommt. Und auf thun sich die Herzen den Göttern, die die Stadt der Pallas so sichtlich beschirmet und gesegnet haben. Des himmlischen Vaters einige Tochter hat es bewiesen, dafs sich die Stadt nach ihr nennen darf, die allein auf dem Festlande ionisch geblieben ist. Aus der Asche, die der Landesfeind auf dem Hügel des Erechtheus hinterlassen hat, schiefst der heilige Ölbaum in neuem kräftigem Triebe auf: es ersteht

---

[1]) Damit ist eine schlechte Fabel des späteren Altertums weitergegeben. Der Froschmäusekrieg, auf dem sie zielt, ist eine allerdings elende Parodie, die, wenigstens wie wir sie lesen, nichts enthält, was bis in die Zeit hinaufreichte, in die der karische Prinz Pigres gesetzt wird.

die götterliebendste Stadt, die das Herdfeuer der hellenischen Religion fürderhin ein volles Jahrtausend gewahrt hat. Es ersteht das Reich, das den Ionernamen aus tiefer Schande wieder zu Ehren bringt. Wieder ziehen ionische Jungfrauen Lorbeerzweige tragend zum delischen Apollon, wie einst, da der blinde Sänger von Chios ihnen sein Angedenken empfahl. Während des Apollon Priester zu Delphoi wie zu Branchidai ihres Gottes Ehre um persisches Gold verkaufen, stirbt der athenische Seher in einer Reihe mit den Kameraden den schönen Soldatentod: während in Argos und Olympia die Religion zum prächtigen Teppich wird, hinter dem sich die gemeine Diplomatenlist verbirgt, weigert sich dem Ansinnen des allmächtigen Staates die Priesterin der attischen Demeter und spricht das erhabene Wort: dafs Segnen und nicht Fluchen ihr Beruf sei. Unter den Schlägen des attischen Meisels erstehen den Himmlischen Bilder, zu denen die tiefe Innerlichkeit des hellenischen Herzens wieder beten kann. Denn freilich, auch die Götter hat die grofse Zeit neu gemacht. Der Zeus des Pheidias ist nicht mehr der Tyrann, der seinen Vater in Ketten schlug und dem Prometheus den Keil durch den Busen trieb, sondern der gnädige Himmelskönig, der die Titanen längst freigelassen hat, der gütige Vater im Himmel, an den zu denken auch die Menschenbrust von der Sorge eitlen Ängsten löst. In den Dichtern Athens sind dem Volke neue würdige Lehrer erstanden, und in dem Drama, der höchsten Kunstform menschlicher Poesie, die ohne Athen nicht wäre, hat sich das Mittel gefunden, die alten heiligen Geschichten wieder neu und wieder heilig zu machen, zugleich das Mittel, den wechselnden Vorstellungen und den wechselnden Ideen den Zugang zum Volksbewufstsein und die Vermittelung der altvertrauten Namen und Gestalten offen zu halten. Da erbrauset wieder in vollen Tönen der schon verklingende Schall der Heldensage. Der Tragiker und der Maler tritt das Erbe Homers an. Die alten Geschichten von Ilios Fall, vom Sturz der Giganten, von Herakles Fahrten erzählt auf den Marmorwänden des Tem-

pels der schöpferische Meister, auf dem zerbrechlichen Tongeschirr der bescheidene Handwerker: beide mit der Wahrheit und dem Ausdruck des echten Gefühles, wie uns der Trecentist von der Jungfrau Maria und vom heiligen Franz erzählt. Auch die neuen Geschichten erzählen sie, vom Heldenknaben Theseus, der hinabtaucht in die purpurne Flut, in seines Vaters Reich, und den Kranz Amphitrites emporholt, den Kranz der Seeherrschaft, der nun die Schläfe seiner Stadt ziert; vom Heldenjüngling Theseus, der den korinthischen Frevler an die Fichte des Isthmos bindet und den megarischen Unhold die skironische Klippe hinabstürzt, der das dorische Megara seinem Volke erwirbt, das jetzt auf den Kranichbergen die Korinther abwehrt; von dem Heerkönig Theseus, der hinübergezogen ist in die asische Flur, deren pfeilfrohe Reiter jetzt dem attischen Speere erlegen sind, und die Braut sich geholt hat aus dem reisigen Amazonenvolke; von dem VolksfreundeTheseus, der, da er zum Sterben kam, die Macht und die Ehre des Königtumes in die Hände des Volkes gegeben hat, das jetzt dies teure Erbe, seine Freiheit und seine Verfassung wider Perser und Peloponnesier verteidigt.

Also ist unter dem frischen Athenervolke noch mächtig gewesen der sagenbildende Trieb, der bei den Dorern schon fast völlig verdorrt war und bei den Ioniern nur noch die Schöſslinge der Fabel und der Novelle hervorbrachte. Es ist der unbewuſste Drang, alles was momentan das Herz bewegt, in die Zeit des nationalen Heldentumes zu projizieren, die kindliche Frömmigkeit, die auch von dem, was dem eigenen Arme und dem eigenen Gedanken gelingt, den 'Göttern und den lieben Vorfahren' die Ehre giebt. Auch ihre politischen Hoffnungen und ihre politischen Wünsche haben sie in solche Form gekleidet, und nur ein armseliger Rationalismus wird darob die Nase rümpfen oder Ausgeburten profaner Fiktion und unlauterer Begehrlichkeit darin sehen; eher gebührt sich wenigstens einige Verwunderung, daſs das mythische Spiegelbild des attischen Reiches noch heute für objektive Wahrheit angesehen

wird [1]). Es ist ja nur recht, so glaubten die Dikaiopolis und Strepsiades, es ist nur recht, dafs wir über die Bündner gebieten. Es ist auch nicht der dumpfe Gehorsam des Schwächeren, den wir von ihnen verlangen, sondern die Pietät und die Kindestreue, die die Städte unserem Athen schulden. Unserer Königstochter und unseres Apollon Sohn ist Ion, von dem wir alle stammen; von unserem Herde haben die Siedlerschaaren das heilige Feuer entzündet, das in ihren Stadthäusern brennt. So weit ionische Städte die Gestade des Aigeusmeeres kränzen, sind es unsere Tochterstädte. Gern wollen wir, die wir sie befreit, auch fürderhin die Schlachten für sie schlagen und die langen Tage in der sonnigen Gerichtshalle und auf der steinigen Pnyx sitzen: aber herrschen müssen wir über sie. Das ist unser ererbtes, unser angestammtes Recht; wenn sie der Mutterstadt aber nicht gehorchen, so schmettere Dike die Undankbaren zu Boden.

So weit das Reich zu einer leibhaftigen Thatsache geworden war, so weit hat sich auch diese Vorstellung befestigt und behauptet sich noch. Die Hoffnung ging weiter. Als die athenische Volksversammlung das Recht die Matrikularbeiträge auszuschreiben für sich in Anspruch nahm, hat sie auch bestimmt, dafs alle eingeschätzten Städte eine Festdeputation zu den Panathenäen entsenden sollten, die im Festzuge mit den Kolonien zu marschieren hätte. Und wenig Jahre später verkündet Athena auf der attischen Bühne, dafs Doros und Achaios nur die jüngeren, und zwar vom sterblichen Vater gezeugten Brüder des Ion seien. So bereitete sich die erhoffte Herrschaft über ganz Hellas vor. So sprachen es die Athener aus, dafs sie etwas besseres seien als alle anderen Hellenen, und als solche von den

[1]) Mittlerweile haben wir erfahren, dafs schon Solon Athen die älteste Stadt Ioniens genannt hat; aber darin liegt nicht der Anspruch, dafs alle asiatischen Städte athenische Kolonien wären. In Wahrheit hat Athen derartige Beziehungen nur zu Milet gehabt (selbst von Priene ist es unwahrscheinlich), und die gemeinsamen Phylen sind meiner Ansicht nach in Athen unursprünglich.

Göttern zum Herrschen bestimmt. Und sie griffen nach dieser Krone. Mag auch der peloponnesische Krieg von Sparta und zwar unter nichtigen Vorwänden mit schlechtem Gewissen begonnen sein: das leugnen die Athener selber nicht, dafs sie alle Kräfte zusammennahmen und Jahre lang auf den Entscheidungskampf rüsteten. Und die moralische Verantwortung für den Kampf, in dem die ganze herrliche Nation sich völlig verzehrte, Macht und Ehre, Glaube und Sitte, Wohlstand und Freiheit zu Grunde ging, diese Verantwortung mufs Athen tragen. Es kann sie tragen. Wenn wir anerkennen, dafs die nationale Einheit ein Gut ist, an das die Nation ihre Existenz setzen soll, so mufste Athen um der Hellenen willen den Lebenskampf mit den Dorern wagen: und wenn es recht ist und dem Beherrschten wie dem Herrscher zum Heile, dafs der Bessere, der Höhere, der zum Herrschen Befähigtere auch herrsche: so konnte die nationale Einheit nur die Herrschaft Athens, in dieser oder jener Form, bedeuten. Es war kein gemeiner Ehrgeiz, noch ein planloses und unbedachtes Streben ins Blaue, als Athen mit allen Kräften und beispiellosem Opfermute diesen Kampf aufnahm und führte: es war zwar kein heiliger Krieg, aber wohl ein Krieg für die höchsten Güter der gesamten Nation. Wer sie versteht, wird die Athener bewundern, mehr noch im Unglück vielleicht, denn im Glücke: Athen wufste was es that. "Das höchste Sinnen gab dem reinsten Mut Gewicht, wollte Herrlichstes gewinnen — aber es gelang ihm nicht".

Wir hadern nicht mit der Geschichte. Unabwendlich und nicht unverdient kam das Verhängnis. Aber die besiegte Sache war es doch, die den Göttern gefiel: auch wir, spätgeborene Sterbliche, können nicht ohne Wehmut den Fall dieses einzigen Volkes betrachten, das die Natur auch zum ersten politischen bilden wollte — aber sie vergriff sich im Ton und nahm ihn zu fein.

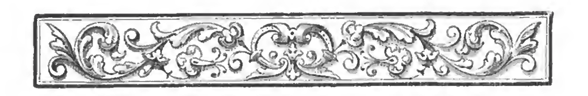
Ich fürchte mich nicht vor dem Anschein, dafs ich etwa in dieser Skizze, die sich gewifs noch vielfach von der Wahrheit entfernt, aber schwerlich so weit wie von den

landläufigen Darstellungen dieses Gegenstandes, die Ähnlichkeiten gewisser Beziehungen und Rechtsformen des antiken Staates mit dem modernen ungebührlich hervorgehoben hätte. Allerdings ist in manchem die Sinnesart, welche zuerst im athenischen Volke ausgebildet worden ist, dieselbe, die auch uns beseelt. Auch wir fordern von jedem Vollbürger, dafs er die schwerste Pflicht auf sich nehme, sich selbst an der Verwaltung seines Staates zu beteiligen, und verleihen ihm dafür das schönste Recht, sein Vaterland mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Allerdings mühen auch wir uns noch mit den ewigen Problemen, welche zuerst der athenische Geist erfafst und in seiner Art zu lösen versucht hat, die Gegensätze der Freiheit und des Gesetzes, die Rechte des Individuums und die der übergeordneten Gemeinschaft auszugleichen. Auch wir sind ein freies Volk und glauben, dafs die Einheit der Nation um keinen Preis zu teuer erkauft ist. Und doch wird alle Ähnlichkeit innerlich aufgehoben durch einen entscheidenden Unterschied. Das beste hat euch doch gefehlt, ihr edlen Bürger von Athen. Eure Weisen reden uns von einer höchsten Liebe, welche, losgelöst vom Körperlichen, nur noch Institutionen, Gesetzen, Ideen gelte. Wir sind gewifs von härterem Stoff geformt, das spröde aber dauerbare Geschlecht des Nordens: aber wir vermeinen, dafs die Liebe höher stehe, wo die vollste Hingabe an die Institution und die Idee sich unlösbar verbindet mit der eminent persönlichen Hingabe wieder an die Person; und wir wissen jedenfalls, wie warm diese Liebe ein treues Menschenherz macht. Unseren Kindern, da sie kaum gelernt haben, die Hände zu falten vor dem lieben Gott, weisen wir ein Bild, lehren sie die edlen Züge kennen und sprechen, 'das ist unser guter König'. Unsere Jünglinge, wenn sie wehrhaft werden, blicken mit stolzer Freude auf das schmucke Kriegsgewand und sprechen: 'ich geh' in des Königs Kleid'. Und wenn sich die Nation zu gemeinschaftlicher politischer Feier zusammenfindet, dann ist der Ehrentag kein festo dello statuto, kein jour de la Bastille und keine Panathenäen; dann beugen

wir uns in Ehrfurcht und Treue vor ihm, der uns leibhaft hat schauen lassen, was unserer Väter Träumen und Sehnen war, vor ihm, dem allezeit Mehrer des Reiches an Freiheit, Wohlfahrt und Gesittung, vor des Kaisers und Königs Majestät.

Heil rufen wir auch heute dem deutschen Kaiser, unserem Könige!





Basileia.

Rede zur Feier des 25-jährigen Regierungs-Jubiläums seiner Majestät des Kaisers und Königs am 3. Januar 1886 gehalten im Namen der Universität Göttingen.

Ein neues Jahr haben die Glocken eingeläutet. Die erste Pflicht, die es uns auferlegt, ist eine Pflicht der reinsten Dankbarkeit, der innigsten Freude. Ein Vierteljahrhundert ist heute vollendet, seit unser königlicher Herr den preufsischen Thron bestiegen hat. Wohl ziemt es sich, dafs in allen Kirchen Dankgebete zu Gott emporsteigen, der diesen Herrn seinem Volke gesetzet und erhalten und gesegnet hat, ihn, der in schlichter Frömmigkeit und demütigem Gottvertrauen dem Höchsten wie dem Geringsten seines Volkes ein leuchtendes Vorbild ist. Wohl ziemt es sich, dafs auf jedem Waffenplatze Preufsens Krieger mit klingendem Spiele, mit dröhnendem Marsche, mit brausendem Hurrah ihrem Könige und Kriegsherrn die soldatische Huldigung darbringen, der das Kriegerkleid 78 Jahre lang getragen, in trüber und in heller Zeit, im Staube des Exerzierplatzes und im Dampfe der Schlacht, allezeit und allerorten in Ehren: dem schlachtendenkenden Heerführer und dem jüngsten Musketier gleichermafsen das unerreichbare Vorbild militärischer Tugenden. Auch unserer Universität ziemt es, ihrem Könige zu huldigen in ihrer Weise.

Zwar ist die erste Aufgabe der Universität, Wissenschaft zu lehren, und die Wissenschaft ist so wenig national

wie die Religion. Die Wahrheit sucht sie, und die ist nicht eines Volkes noch eines Staates, so wenig wie das Gute oder das Schöne oder irgend etwas, das göttlicher, ewiger Natur ist. Die Wissenschaft bedarf vor allem Freiheit. Deren geniefst sie längst. Auch materielle Förderung kann ihr nur mittelbar zu teil werden. Die Einwirkung, welche die Wissenschaft dadurch erfährt, dafs sie mit dem ganzen Kulturleben der Nation in steter Wechselwirkung lebt, ist allerdings ungeheuer. Aber diese Einwirkung ist dem Wollen des einzelnen Menschen und des einzelnen Staates entrückt, ja die Gegenwart vermag dieselbe nur unvollkommen zu schätzen. So wenig wie ein wirkliches Gedicht oder ein wirkliches Gemälde läfst sich ein wissenschaftlicher Gedanke durch Menschenwillen oder staatliche Vorsorge erzeugen. Die Dankbarkeit also, mit der wir rühmen, dafs unser König die Freiheit der Wissenschaft schirme, was bei einem Fürsten auf Friedrichs Throne selbstverständlich ist, und dafs er jedem ihrer Teile jede mögliche Förderung angedeihen lasse, in dem hohen Sinne seines unvergefslichen Vaters, mit den Mitteln der Macht und des Reichtums, welche erst seine segensreiche Herrschaft dem deutschen Volke errungen hat: diese Dankbarkeit, so tief wir sie empfinden mögen, ist es doch nicht, welche der Universität in erster Linie zur Feier dieses Tages den Anstofs giebt.

Aber die Universität hat nicht allein die Wissenschaft zu pflegen. Lehrer sind wir. Ein kostbarer Teil der Jugendblüte des Volkes ist uns während der bildsamen Jahre der ersten Lernfreiheit anvertraut. Auf die Freiheit ihrer Bürger ist die deutsche Hochschule gegründet, zur Freiheit will sie dieselben erziehen. Aber sie kann und darf die Verantwortung für diese jungen Seelen so wenig ablehnen wie es das Heer thut, dem die unerläfsliche Ergänzung der Erziehung zusteht, die auf den Gehorsam gegründet durch Gehorchen zum Beherrschen befähigen will, erst seiner selbst, dann der anderen. Und so ist es allerdings die geziemende Pflicht der Universität, mit lautem Worte diesen Königstag zu feiern.

Sie, unsere jungen Kommilitonen, sind zumeist schon unter dem Regimente unseres königlichen Herrn geboren, und an die Segnungen, welche dasselbe erst geschaffen hat, sind sie alle als an etwas Selbstverständliches und Alltägliches gewöhnt. Ja sie sind selbstverständlich, wie dafs die Saat reift und die Traube schwillt, alltäglich, wie dafs die Sonne wärmt und der Quell erquickt. Aber waren sie es vor 25 Jahren? Waren sie überhaupt? So richten Sie denn Auge und Herz empor zu dem Könige, unter dessen schirmender Hand diese Segnungen von Freiheit, Wohlfahrt und Gesittung uns selbstverständlich und alltäglich geworden sind wie die Gaben der ewigen Natur, zu dem Könige, der seinem Volke das höchste Kleinod, die Einheit und die Ehre der Nation erst erstritten hat.

Und doch ist jede solche Erwägung, weshalb und in welchem Sinne wir diesen Tag begehen, im Grunde schal und flach und falsch. Sei uns die Wissenschaft noch so hoch und heilig, halten wir sie noch so rein von allem Menschlichen: Menschen sind wir, wir sind Preufsen, unser König feiert einen Ehrentag: da feiern wir mit wie wir können. Wie sollten wir anders? Wes das Herze voll ist, des gehet der Mund über.

Mit Stolz sehen seine Preufsen, dafs, Dank ihrem Könige, die Welt, und unsere Feinde nicht zum mindesten, haben lernen müssen, welche überwältigende Macht der Majestät des Königtumes innewohnt.

Der gewaltige schottische Prophet, der die treibenden Kräfte unseres Volkstums so tief erfafste und deshalb ein Prophet Friedrichs und Goethes ward, hat die Königsmacht höher gepriesen als irgend jemand in unseren Tagen. Aber ihm ist ein König nur der Heros, der mit elementarer Gewalt die Welt aus ihren Fugen wirft und sie zwingt in neuen Bahnen zu wandeln, die er ihr anweist. Carlyles Geschichtsbetrachtung trägt, wie übrigens die eines jeden selbständigen Denkers, die Züge seines eigenen Geistes. Er war selbst eine vulkanische Natur, suchte in der Geschichte die Katastrophen, unter den Menschen die Heroen.

Die stetige Entwickelung liefs er nicht zu ihrem Rechte kommen, die Institutionen verachtete er. Das waren nur Kleider nach seiner grotesken Schneiderterminologie. Damit aber hatte er seinen Goethe nicht ganz verstanden, der da lehrt „die gelinde Macht ist grofs“, und er hatte den preufsischen Staat nicht ganz verstanden, dessen Wurzel die beständige Macht des Königtumes ist, die sich nach Zeiten und Personen verschieden bethätigt, aber deshalb Zeiten und Personen überdauert.

Schon die Jahreszahl 86 richtet unsern Blick auf den König, den Carlyle den letzten genannt hat, wie denn allerdings Friedrich in Carlyles Sinne der letzte König ist. Man erzählt, dafs König Friedrich vor hundert Jahren das Wort gesprochen habe, er sei es müde, über Sklaven zu herrschen. Trotz der bitteren Ungerechtigkeit gegen seine Preufsen liegt doch auch eine bittere Wahrheit darin, und niemand kann ohne Wehmut auf die letzten einsamen Jahre des gröfsten aller Preufsen schauen. Wir Deutschen, die wir heute ein Jahrhundert nach ihm leben, sind ein freies Volk, stolz auf unsere Freiheit, die unser Kaiser in seiner ersten Proklamation an erster Stelle zu schützen versprochen hat, und wohl dürfen wir unsern Kaiser glücklich preisen, dem es beschieden ist „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen“, und der es, Gott sei gedankt dafür, nimmer müde wird, sein freies Volk zu beherrschen. Die Formen haben gewechselt: die Majestät des Königtumes strahlt heute nicht minder hell denn in König Friedrichs Tagen.

Die Majestät! Ein Fremdwort müssen wir brauchen, um eine Idee zu bezeichnen, die über deutsche Herzen so mächtig ist, und nicht einmal ein schönes Wort, bezeichnet es doch nur etwas Relatives, etwa das schlechthin Überlegene. Wie viel wahrer und natürlicher würden wir reden, hätten wir unser deutsches Königtum in diesem Sinne verwandt oder ein ähnliches Wort gebildet. Und so würden wir gethan haben, hätte sich unsre öffentliche Formelsprache aus der griechischen statt der lateinischen entwickelt. Haben doch einige byzantinische Kaiser die lateinische Majestät

geradezu βασιλεία, das ist Königtum, genannt, und sie, die den Anspruch auf die Weltherrschaft nicht minder von Rom überkommen hatten als die römischen Kaiser deutscher Nation, tragen den Königsnamen βασιλεύς ausschliefslich; für fremde Könige hat man das lateinische Lehnwort *rex* aufgenommen. Es ist eben zwar in Rom der Königsname geächtet und in der Volksvorstellung zum Tyrannen geworden: den Hellenen ist er allezeit etwas Hohes und Heiliges geblieben, von allen Bezeichnungen für den Träger staatlicher Macht allein ein Träger der Majestät; wie denn wohl Zeus, wie der Vater so der König aller Menschen ist, Jupiter nur, wenn er die Maske des Zeus trägt[1]). Dafs die Hellenen bei der hohen Schätzung der Königswürde beharrten, hat seinen Grund in der Pietät, mit welcher sie an ihrer Heldensage hingen, in der sich geschichtliche Erinnerungen mit religiösen und ethischen Konceptionen der Volksphantasie durchdrangen. In der Sage lebten die gott-

---

[1]) In den Tagen, da die attische Demokratie auf der Mittagshöhe ihrer Macht und ihres berechtigten Selbstgefühles stand, wufsten die attischen Lustspieldichter von der schönen Jungfrau Basileia zu fabeln, die bei Vater Zeus die Verschliefserin von Donnerkeil und Ambrosia ist. Sie läfst sich der Stifter von Wolkenkukuksheim als Braut ausliefern: hat er das höchste Strafmittel und die höchste Belohnung, Unsterblichkeit, zu seiner Verfügung, so sind freilich die Olympier auf das Altenteil gesetzt. Der spielende Dichter giebt nun zwar der Majestät nicht den Namen Königtum (*βασιλεία*), wie ihn ihr Wesen fordert, sondern sagt Königin (*βασίλεια*), wozu er das Wort nur anders zu betonen brauchte, weil so die Personification weit bequemer sich machen liefs, vielleicht auch, weil eine alte Landesfürstin diesen Namen *Βασίλη* geführt haben sollte. Spätere Zeiten, die an allegorische Dichtung mehr gewöhnt waren, haben auch diesen kleinen Unterschied fallen lassen. — Mittlerweile hat sich durch einen neuen Fund herausgestellt, dafs die *Βασίλη* keine alte Landesfürstin sondern die Königin des Totenreiches gewesen ist, die Gattin des Herrn drunten, den man wohl auch den Rosseschirrer benannte, ähnlich auch sie (*Ζεύξιππος*, *Ζευξίππη*); wenn diese universalen Gewalten in der engeren Bedeutung als Landesheroen gefafst werden, heifst der Gatte Neleus, der 'Erbarmungslose': das ist zugleich Neleus, der Vater Nestors, der Ahn des pylisch-athenischen Adels. Den Komikern waren diese Beziehungen entschwunden, eigentlich sogar dem ganzen Altertum. Schon Homer ahnt nicht, was er damit sagt, dafs Nestor mit *νηλήιοι ἵπποι* fährt: sie sind von der Zucht des *κλυτόπωλος*.

gesetzten Könige, und selbst die attische Demokratie hat sich als den Vertreter ihrer Ideen in der Sagenwelt einen König, Theseus, erkoren: aber nur in der Sage lebten sie noch. Wo das Königtum im Besitze der angestammten Familie sich erhalten hatte, in Sparta, besafs es wenig mehr als die ornamentale Bedeutung, welche ihm die konstitutionelle Theorie in ihrer äufsersten Schroffheit auch zugesteht. Wohl waren in den Jahrhunderten 8—6 v. Chr. viele Monarchen aufgekommen, aber die Alleinherrscher, welchen die Revolution den Thron gab, schreckten vor dem Königsnamen zurück. Selbst Gelon und Hieron von Syrakus scheinen ihn offiziell nicht geführt zu haben, sicherlich Dionysios I. nicht, der sonst wenig Rücksichten zu nehmen gewohnt war. Aber der Königsname wäre ein Hohn gewesen, so lange die Unterthanen der gesetzlichen Freiheit entbehrten, welche der Hellene, welche ein Volk auf dem Stande der Kultur, wie es seit Solons Zeiten in Hellas fast durchweg war, nun einmal unter jeder Staatsform bedarf, finden kann und finden mufs. Gewaltherrschaft, Gesetzlosigkeit, das ist es was der Hellene nicht erträgt; frei mufs der Gedanke und seine Äufserung sein (so weit nicht die Religion Schranken fordert), frei die Bewegung, namentlich auch die wirtschaftliche Bewegung des Individuums; in den Gemeinden, auf denen sich der Staat auferbaut, mufs Selbstverwaltung, in der Rechtsprechung mufs das geschriebene Gesetz herrschen. Beamtenwillkür, bureaukratische Bevormundung, Klassenherrschaft, das ist ihnen zuwider. Aber dafs sich diese politische Freiheit mit dem Königtum nicht vertrüge, das ist so wenig eine hellenische Anschauung, dafs sie vielmehr deshalb den ihnen bekannten hellenischen Monarchien den Königsnamen versagten, weil in denselben in der That diesen Anforderungen nicht genügt ward. Das Königtum, dessen Namen erstrebt zu haben dem gröfsten Römer das Leben gekostet hat, ist dem Athener etwas Heiliges: dafür ist die Selbstverwaltung der griechischen Gemeinde zwar nicht dem Italiker aber wohl dem Römer etwas Fremdartiges. Das Hellenische stellt sich hier wie

so oft dem Germanischen zur Seite, zu Römern und Romanen in Gegensatz.

Das mag befremdlich klingen, ja es mufs es. Denn das Verständnis des Hellenentums in politischer Hinsicht hat ebensowenig wie das Verständnis der hellenischen Geschichte mit dem für hellenische Kunst und Poesie Schritt gehalten. Diese wurden seit Winckelmanns und Lessings Tagen in ihrer originalen Gestalt erschlossen; sie werden infolge der Einwirkung, die sie auf unsere eigene Literatur und Kunst ausgeübt haben, auch jetzt noch ziemlich sicher und richtig aufgefafst. Das staatliche Leben der Griechen, besser der Athener, um die es sich wesentlich handelt, sah man noch vor 80 Jahren ganz im Nebel der Phrase des späteren Altertums. Wohl suchte man auch hier das griechische Ideal, aber man fand es im Plutarch, d. h. in einer keinesweges historische, sondern moralisch erbauliche Zwecke verfolgenden biographischen Darstellung. Plutarch war der Born, aus dem man im Salon der Mme. Roland Begeisterung trank, aus dem Plutarch holte sich Karl Moor den Ekel wider das tintenklexende Saekulum, und dafs man nicht meine, nur der Radikalismus habe es so gehalten: Plutarch war bis in seine letzten Tage Goethes Liebling, und seine Lektüre empfahl der Freiherr v. Stein dem Prinzen Louis Ferdinand zur Sammlung seines Geistes. Von den Existenzbedingungen des attischen Staates wufste man so wenig wie von den Zielen seines Strebens. Den Umschwung herbeigeführt zu haben ist das Verdienst Aug. Boeckhs, dessen hundertjährigen Geburtstag die Philologie vor wenig Wochen gefeiert hat[1]). Er ging daran die Staatshaushaltung

[1]) Besser hätte ich gesagt, hätte feiern sollen; man hat sehr wenig Notiz davon genommen, wie denn natürlich die Menschen, wenn sie die 60 und 50 und 25 der Lebenden feiern, für die 100 der Toten weniger Interesse zeigen. Es wird überhaupt Boeckhs wissenschaftliche Gröfse unverantwortlich wenig gewürdigt. Wer ihm einmal ein Stück nachgearbeitet hat, kann sich gar nicht genug thun in der Bewunderung von solcher Solidität der Arbeit: mir ist nichts Vergleichbares begegnet. Und dabei ist doch auch bei ihm das Gröfste, was er als Ziel bezeichnet, nicht bis wohin er selbst uns geführt hat.

der Athener darzustellen, und um dies zu thun, war er genötigt sehr viel mehr zu untersuchen, z. B. Bevölkerungsdichtigkeit, Wert des Geldes und der notwendigen Lebensbedürfnisse, Organisation derVerwaltungsbehörden — Fragen an die man zuvor kaum gedacht hatte. Ein langes Leben hat er diese Forschungen gepflegt, unterstützt von wenigen Mitarbeitern, aber in überraschender Weise durch das Anwachsen des Materiales, welches die befreite attische Erde herzugeben begann, als die Zeit gekommen war, es zu verwenden. Erst so ward die Möglichkeit gegeben, griechische Geschichte in anderer Weise zu schreiben, als durch Nacherzählen antiker Erzählungen unter Anlegung des Mafsstabes nach irgend einem modernen politischen Credo. Gelöst aber ist diese Aufgabe keinesweges, kaum begriffen. Jedes Jahr bringt jetzt ein bis zwei Bücher, die sich griechische Geschichte nennen: in keinem ist das Wesentliche derselben begriffen. Was ist dieses Wesentliche? Dafs die Athener nach den Siegen über Asien, die sie erfochten, zielbewufst und opfermutig danach gestrebt haben, ihrer Nation die Einheit zu erkämpfen; dafs das Reich, welches sie gründeten, die einzige politische Schöpfung der Griechen ist, welche auch des heutigen Staatsmannes Teilnahme verdient. Für die Einheit und Ehre der Nation sind sie in den peloponnesischen Krieg gezogen — und sind unterlegen. Mit dem Sturze des attischen Reiches ist es um den nationalen Staat geschehen, geschehen für immer. Das ist die grofse Tragödie der attischen Geschichte.

Gewifs ist es kein Zufall, dafs Boeckh in Berlin und eben in den Jahren, wo Preufsen sich aus dem Fridericianischen Staate in den gegenwärtigen umformte, nach der Staatshaushaltung Athens zu fragen begann, und eben so wenig ist zu bezweifeln, dafs die Einheitsbewegungen Italiens und Deutschlands, welche vor unseren Augen zum Ziele gelangten, diese unsere Augen geschärft haben, so dafs der Punkt gefunden werden konnte, von dem aus betrachtet die scheinbar divergierenden Linien der hellenischen Kulturentwickelung sich nach einem Ziele richten. Vielmehr ist

hier die Befruchtung des wissenschaftlichen Gedankens durch die nationalen Bestrebungen und Erfolge der Gegenwart handgreiflich. Auch diese wissenschaftliche Arbeit auf einem Gebiete, das von dem heutigen Tage Jahrtausende trennen, ist unter dem glücklichen Zeichen des preufsischen Königtumes gediehen, und deshalb nicht unwürdig an dieser Stelle berührt zu werden. Für die Beurteilung der Zeit nach dem Sturze des attischen Reiches hat vollends ein preufsischer König den richtigen Augenpunkt zuerst angegeben. Friedrich der Grofse schrieb an den Rand seines Handexemplares von Montesquieus Considérations *ces rois de Macédoine étaient ce qu'est un roi de Prusse et un roi de Sardaigne de nos jours.* In der That, die Geschichte des vierten Jahrhunderts ist nicht mehr hellenische sondern philippische Geschichte. Der weitaus geistvollste zeitgenössische Geschichtsschreiber sah diese Wahrheit auch ein; aber sie drang im Altertum nicht durch, denn die Wahrheit ist bitter und die Phrase ist süfs[1]).

Athen ist seit 404 statt der Vorort eines Reiches ein vereinzelter schwacher schlecht verwalteter Mittelstaat. Es hat keinen Staatsmann von organisatorischem Talente mehr hervorgebracht, und wäre ein solcher erstanden, schwerlich hätte er mehr vermocht als der eben so grofse wie edle Epaminondas, der statt auch nur sein Theben zu festigen die Zertrümmerung aller bestehenden Staaten gefördert hat. Die Politik des Philippos trug mit leichter Mühe den Sieg davon. Sie war weder tyrannisch noch antihellenisch, und doch erweckt der letzte Widerstand Athens nicht blofs um der hinreifsenden Gewalt der demosthenischen Rede willen unsere überwiegende Teilnahme. Die Parallele, die der grofse König zog, werden wir heute, so hoch wir den geschichtlichen Seherblick bewundern, nur mit einer wesent-

1) Leider ist die Phrase des Theopompos hierin überschätzt. Er hafste Athen als samischer Parteimann; wenn es seiner Heimatspolitik genützt hätte, würde er die Phrase, die er bei Isokrates gelernt hatte, ohne Scrupel in der entgegengesetzten Richtung angewendet haben. Ich hatte mich von der Rhetorik blenden lassen.

lichen Einschränkung gelten lassen. Die Preufsen waren Deutsche, die Piemontesen Italiener: die Makedonen zwar den Hellenen nah verwandt und in ihrer äufseren Kultur hellenisiert, aber ihr politisches und soziales Leben ruhte auf so durchaus verschiedener Grundlage, dafs Makedonien nie mit Theben und Athen zu einem Staate hat verwachsen können. Deshalb ist der Widerstand des demosthenischen Athens wahrhaft tragisch, weil er vergeblich sein mufs, weil er wider das ewige unerbitterliche Recht der Geschichte ficht: aber er ficht doch auch für ein gutes Recht, für die Ehre des Vaterlandes.

In diesem Kampfe, wo niemand klarer als Demosthenes das Übergewicht der nationalen Monarchie des Philippos durchschaute, liefs freilich der patriotische Redner den Gegensatz der Staatsformen oft in scharfen Antithesen erscheinen. Das darf indes durchaus nicht als Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten. Die Stimmführer der Nation standen keineswegs mehr auf der Rednerbühne der Volksversammlung. Im fünften Jahrhundert fragen wir immer zuerst bei der Poesie an, im vierten bei der Sokratik und ihrer minderwertigen Halbschwester, der Journalistik des Isokrates.

Dieser wenig erfreuliche aber sehr einflufsreiche Mann hatte noch die Herrlichkeit des Reiches mit Augen gesehen, hatte redlich mitgeholfen, als man 380 versuchte, dasselbe zu erneuen. Dieser Rausch war bald verflogen, und als neunzigjähriger wird Isokrates der entschiedenste Anhänger Philipps. Mitten im demosthenischen Athen liefs er eine Flugschrift ausgehen, welche die Politik Philipps, nicht wie sie war, sondern wie sie den Athenern scheinen sollte, ausführlich darlegte. Wahrlich, wenn der weltkluge Schriftsteller, der stets nur eine Saite anschlug, die im Publikum laut nachklingen mufste, solchen Schritt that, so sieht man, welche Übertreibung und welche Selbsttäuschung es war, wenn Demosthenes bei allen Gegnern nur philippisches Geld und vaterlandslose Bösartigkeit sehen wollte. Isokrates hatte freilich einige Jahrzehnte vorher

auch für einen kyprischen Kleinfürsten ein Manifest an seine getreuen Unterthanen ausgearbeitet, das eben so gut in den Tagen von Italiens Knechtschaft zu Gunsten des Herzogs von Modena verfaſst sein könnte[1]).

Minder einfluſsreich, noch ärmer an eigenen Gedanken, aber menschlich weit erfreulicher ist die Schriftstellerei Xenophons, und sie ist in hohem Grade charakteristisch für die Zeit nach dem Sturze des Reiches und vor dem Aufkommen Philipps. Athen war gestürzt durch eine Koalition Spartas und Persiens. Was Wunder, daſs man an dem eigenen Staat irre ward und für die fremden Institutionen Partei nahm. Die Oligarchie freilich erstickte in Athen selbst in ihrem eignen Blute und ihrer eignen Schande. Spartas Herrschaft brach überraschend schnell durch ihre Willkür zusammen, und bald lehrte Epaminondas auch einen so gläubigen Verehrer wie Xenophon die innere Hohlheit des lykurgischen Staates einsehen. Aber Persiens Groſskönig erhob sich aus der Gefahr von Kunaxa zu neuer Kraft; der Hof des Artaxerxes konnte den griechischen Freistaaten bald den Frieden diktieren, den die konventionelle Historie den des Antalkidas, die gleichzeitigen ehrlichen Urkunden den Königsfrieden nennen. Und so kam es, daſs der brave Offizier, der die 10 000 dem Artaxerxes und allen asiatischen Myriaden zum Trotz heil an die hellenische See geführt hatte, als Schriftsteller der eifrige Verfechter einer Monarchie wurde, für die er die Farben von Asien borgte. Er schrieb den politisch-militärischen Roman von Kyros, welcher in scheinbar historischer Form seine Ideen entwickelt. Er wollte die Monarchie schildern, den Staat

[1]) Diese Charakteristik wird dem Streben des Isokrates nicht gerecht, der als rechter Journalist immer Tagespolitik getrieben hat, und *to beguile the time, look like the time*, wie Lady Macbeth sagt, gehört da zum Handwerk. Sein Handwerk aber hat Isokrates verstanden, wie nur einer, und seine Wirkung ist mächtig, so weit der Einfluſs der antiken Rhetorik reicht. Dabei ist er ein guter athenischer Patriot immer geblieben. Daſs er Wissenschaft für Unsinn hielt, weil sie über seinen Captus ging, ist bei dem Schüler des Gorgias verzeihlich, und daſs er es eingestand, erfreulicher, als das Gebahren vieler Späteren und Gegenwärtigen, die ebenso denken oder handeln.

wie er sein soll. Dafs das jetzige Persien so nicht war, wufste niemand besser als der Verfasser der Anabasis. Den Widerspruch zu verdecken ging über seine schriftstellerische Kraft, und er blickt nun an allen Ecken und Enden hervor. Deshalb hat das wunderliche Buch wenig gewirkt. Aber es ist um so bezeichnender, als Leute von Xenophons Schlage, weil sie eigener Ideen entbehren, gute Reflektoren weitverbreiteter Stimmungen sind.

Während die hellenischen Staaten sich den Königsfrieden diktieren liefsen, gebot in Syrakus der Tyrann Dionysios als Retter des Hellenentums vor Karthagos Heeren. Auch dieser Gegensatz wirkte stark nach Hellas hinüber. Isokrates hat einen Augenblick gedacht, ob Dionysios nicht für Hellas das leisten könnte, was Philippos ihm später leisten sollte. Und Xenophon hielt dem Dionysios einen Regentenspiegel vor, indem er mit durchsichtiger Fiktion statt seiner seinen Vorgänger Hieron einführte [1]. Er zeichnete hier den Tyrannen, der durch Willkürherrschaft nicht nur seiner Unterthanen, sondern auch das eigne Glück verscherzt, dort den König, der beide sichert. Es ist ein armseliges Machwerk, das Dionysios leichter Hand bei Seite geworfen haben wird, er, dem der grofse Platon zwar imponierte aber so unbequem ward, dafs er sich seiner nach Tyrannenart entledigte. Aber auch der grofse Platon hat das politische Heil der Nation nur in einem Könige in Carlyles Art gesehen. Freilich sah er zu tief, um nicht die wahre Regeneration in den Seelen der Menschen zu suchen: und dazu hat er ihnen ja die Wege gewiesen.

[1]) Die Hypothese, der ich damals folgte, dafs Xenophons Hieron auf Dionysios berechnet sei, habe ich mittlerweile als falsch erkannt. Nicht das mindeste Sicilische ist in dem Schriftchen; auch nicht das mindeste Aktuelle. Die blasse Erfindung des Dialoges soll nur den ganz allgemeinen Inhalt schmackhaft machen, der darauf hinausläuft, dafs ein absoluter Herrscher, für Hellas also ein Tyrann, auch persönlich am besten fährt, wenn er die Sorge für das Gemeinwohl sich zur Richtschnur nimmt. Dafür, dafs Xenophon, der sich von kynischen Lehren am leichtesten imponieren liefs, den aufgeklärten Despotismus für die beste Staatsform hielt, ist der Dialog allerdings gut. Xenophon ist nicht ohne Grund im 18. Jahrhundert besonders beliebt gewesen.

Von dem Manne und aus der Schule endlich, die hier vornehmlich zu nennen wären, von Antisthenes und den Kynikern, ist direkt nichts erhalten. Der Kynismus, der sich vielfach in einen atomistischen Individualismus verlor, hat der absoluten Monarchie der Diadochenstaaten so stark vorgearbeitet, wie keine andere Schule. Mit Fug gruppiert die Sage Diogenes den Hund, den vaterland-, heimat-, familenlosen Bettelphilosophen mit demWeltherrscher Alexander. Die Erbin des Kynismus, die Stoa, gegründet und vertreten zuerst fast ausschliefslich durch semitische Orientalen, ist vollends die nächste Verbindung mit dem makedonischen Staate eingegangen. Antisthenes selber hat ohne Zweifel schon die Frage der Monarchie erörtert, er hat sogar einen Kyros geschrieben, dessen Beziehungen zu Xenophon noch nicht ermittelt sind. Er hat Herakles zu einem idealen Kyniker umgestaltet, ein Typus, der dann viele Jahrhunderte gegolten hat. So geht vielleicht auf ihn, jedenfalls auf kynische oder altstoische Dichtung ein Bild der Majestät des Königtums zurück, das ich heute hier vorzuführen wage. Erhalten ist es uns durch den trefflichen Dion von Prusa, in einer Rede zu Ehren des Traianus, einer Königsrede: und auch deshalb führe ich es gerne vor. Es ist eine Umbildung der Parabel von Herakles am Scheidewege, die Berufung des Herakles zu seiner Lebensaufgabe, die da ist, ein wahrer König zu werden. Hermes holt den jungen Zeussohn ab, entführt ihn in das Hochgebirge, wo zwischen Felsenstürzen und Giefsbächen eine einsame Klippe emporragt, hoch über der Sphäre, in der die Wolken ziehen im reinen Äther. Da safs auf glänzendem Throne ein stattlich schönes Weib, ähnlich den Herabildern, in weifsem Gewande, ein Scepter in der Hand, von Metall, reiner und glänzender denn Gold und Silber. Freundlich blickte sie, aber streng, so dafs dem Guten das Herz von Zutrauen schwillt, der Schlechte das Auge niederschlagen mufs. Sicher und ruhig war ihre Haltung. Eine Fülle von Früchten, Heerdenvieh, Silber, Gold und Waffen lag zu ihren Füfsen; sie aber schaute nicht auf Waffen und Schätze, sondern

weidete ihre Augen an den schwellenden Früchten und dem Gedeihen der Heerden. Und Herakles überkam ein Gefühl von Ehrfurcht, dafs er errötete, wie ein guter Sohn, wenn er zu einer edlen Mutter aufblickt. Und schüchtern fragte er den Hermes, wer das wäre. „Das ist Basileia, die Tochter des Königs Zeus. Und die dort neben ihr steht, die kraftvolle prächtige Jungfrau mit mildem aber entschiedenem Blicke, das ist die Gerechtigkeit, die schönste von Basileias Gefährtinnen, die ihr allezeit zur Rechten sitzt; und ihre nahverbundene ähnliche Genossin, das ist die Ordnung; die aber zur Linken, voll Anmut, in reichem Putze mit sorglosem Lächeln, das ist der Friede. Der gewaltige Mann endlich, mit grauem Haar und erhabenem Ausdruck, der neben dem Scepter Basileias steht, der ist das Gesetz[1]), ihr Berater und Beisitzer, ohne den die Göttinen nichts beginnen in Handlungen noch in Gedanken“. Da durchzuckte Herakles freudige Zuversicht, und nachdem er das Gegenstück, die Tyrannis, gesehen hat, die noch ausführlicher geschildert wird, entscheidet er sich natürlich für Basileia.

Wir sind für Allegorien wenig empfänglich, und sie pflegen in fremder Sprache besonders stark zu verblassen. Dennoch wird genügend belegt sein, wie würdig ein Hellene vom Königtume reden konnte, und auch dafs wir diese Basileia auf deutsch schlechthin nur mit Majestät wiedergeben könnten. Dafs aber zu dem Throne Basileias nicht eine huldigende Menschenschaar sich drängt, dem Verfasser offenbar der Gedanke an jede persönliche Empfindung, an die Hingabe des Volkes an die Person des Königs gänzlich

---

[1]) *Νόμος, ὁ δ' αὐτὸς καὶ λόγος ὀρθὸς κέκληται* 75, darin verräth sich die Herkunft. — Heute möchte ich nicht mehr sagen, als dafs dieser Ausdruck und so der Gedankengehalt der Rede mit dem kynisch-stoischen, allerdings altstoischen Materiale wirtschaftet; direkte Entlehnung läfst sich nicht wahrscheinlich machen, am wenigsten von Antisthenes, den ich damals zwar nicht so hoch, wie Mode war, aber immer noch zu hoch schätzte. Ich weifs nun, dafs die meisten platonischen Stellen, die man auf ihn bezieht, schon um der Zeit willen ihn gar nichts angehn.

fern gelegen hat, das wollen wir ihm nicht verübeln, der diese Empfindung weder selbst hegen noch an anderen erblicken konnte. Was uns aber das Herze schwellt, ist ja ein eminent persönliches Gefühl, und es gilt nicht der abstrakten Institution sondern der Person. Und so stark auch die Scheu ist, das Empfinden zu persönlich zu äufsern, und so stark es die Ehrfurcht zu zügeln gebietet: es würde des persönlichen Festes unwürdig sein, ganz davon zu schweigen, was unser König seinem Volke geworden ist.

Schauen wir doch um 25 Jahre zurück. Damals hatte Preufsen in der inneren Ausgestaltung seiner Verwaltung und Staatshaushaltung unendlich viel nachzuholen; unleugbar stand es in mancher Beziehung hinter seinen deutschen Nachbarstaaten zurück. Seine europäische Stellung mufste es sich erst zurücknehmen; noch der italienischen Einheitsbewegung stand es ohne Entschiedenheit gegenüber. Die Ziele aber, welche in Deutschland zu erkämpfen Preufsens Ehrenschuld war, schienen ferner denn je. Wer hätte ahnen können, dafs es dem 64jährigen Manne, der sich nun die Königskrone aufs Haupt setzte, beschieden sein sollte, nicht nur alle jene Schulden einzulösen und binnen zehn Jahren die deutsche Kaiserkrone aus den Händen der deutschen Fürsten unter dem Jubel des deutschen Volkes zu empfangen, sondern auch diese neue Krone so lange und so glorreich zu tragen, dafs das Gedächtnis an den preufsischen König Wilhelm verblassen wird, das Bild des deutschen Kaisers, das Heldenbild, das wir zu schauen begnadigt sind, fortleben wird, so lange der deutsche Name sich erhält. Nicht heute erst, schon bei seiner Thronbesteigung stand der König da als der Zeuge einer Zeit, die dem immer rascher lebenden Geschlechte noch ferner schien als sie war. Hatte ihn doch als Kind die Gräfin Voss auf den Knieen geschaukelt, die bei König Friedrichs Gemahlin Hofdame gewesen war. War er doch in das Heer getreten, als Staat und Heer fast zerschmettert lag, hatte als junger Krieger sich den ersten Lorbeer zur Seite eines russischen Regimentes bei Bar sur Aube gepflückt, so dafs

ihn heute nicht nur die preufsische sondern auch die russische Armee als ältesten Ordensritter ehrt Im Staatsrat hatte er gesessen, als Hardenbergs grofsartige Gesetzgebung zu dem Steuerwesen und der inneren Organisation des Staates den Grund legte. Auf seiner Brautfahrt hatten ihn Goethes Segenswünsche begrüfst. Ein reifer Mann war er gewesen, als die französische Julirevolution und der polnische Aufstand mit entsetzlicher Deutlichkeit offenbarten, welche Gefahren Deutschland auf seinen beiden offenen Seiten bedrohen. Auch der bevorzugteste Sterbliche wird für sein ganzes Leben durch die Eindrücke bestimmt, unter welchen er zum Manne reift. Zwischen dieser Epoche und der Thronbesteigung König Wilhelms lag ein Menschenalter, und während dessen war die Welt durch die Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte, die tausend Triumphe der Technik, und ebenso durch die Entfesselung von Revolution und Reaktion bis in die Tiefe umgestaltet. Wir wissen heute, dafs die unendlich schwere Aufgabe gelungen ist nicht obgleich, sondern weil sie in Hände gelegt ward, welche an dem Werk der Regeneration Preufsens mitgewirkt hatten; was sich als öffentliche Meinung gab, hattte die Bedeutung jener stillen aber gedeihlichen Arbeitszeit fast vergessen. Die Regierung König Wilhelms nahm mit ruhiger Sicherheit sofort die Hardenbergische Gesetzgebung auf und führte sie im echten deutschen Sinne des Freiherrn von Stein weiter. So gelang in Bälde die Ausgleichung der Grundsteuer in Preufsen, zehn Jahre später die Kreisordnung und die weiteren Gesetze zur Organisation der Landesverwaltung, zur Ausgestaltung eines Staates, der in der selbstthätigen Mitarbeit des Bürgers die stetige Selbstverjüngung besitzen soll. Noch sind längst nicht alle Schritte gethan, die ersten aber so glücklich, dafs der Kämpfe kaum gedacht wird, die sie gekostet haben; nicht viele wissen, wie sehr das Gelingen dem persönlichen Eingreifen des Monarchen zu danken ist. Aber das wissen wir alle, wie er auf Scharnhorst und Boyen zurückgriff, wie er das preufsische Heer wieder wehrhaft, die allgemeine Dienstpflicht, namentlich

auch die der gebildeten Stände, erst recht zur Wahrheit machte. Damals verstanden ihn auch seine Preufsen nicht: heute versuchen fast alle Staaten des Kontinents seine Organisation nachzuahmen. Wohl waren die Zeiten des Mifsverständnisses bitter für König und Volk; aber sie sind zu einer heilsamen Lehre geworden, und die Bitternis schwand bald, als Krieg und Sieg erkennen lehrte, dafs Volk und Heer zusammenfallen, als der König erstritt, was sein Volk ersehnte. Alles Grofse ist nur um schwere Opfer feil. Noch einmal, zum letzten Male, so hoffen wir zu Gott, traten Deutsche wider Deutsche zur blutigen Entscheidung: aber nur wenige Jahre der Halbheit — Jahre doch so fruchtbar für die innere Ausgestaltung der Lebensformen unserer Gesellschaft wie wenige — da focht ganz Deutschland in einer Linie, und derselbe hochherzige Fürst, der 1870 sein Heer, das vier Jahre zuvor wider Preufsen im Feld gelegen hatte, mit dem Rufe „es lebe der König" zu den Waffen rief, durfte im Schlosse zu Versailles als erster den Ruf erheben „es lebe der Kaiser".

Als am 16. Juni 1871 der deutsche Kaiser gegenüber der Berliner Universität neben dem Standbilde des Marschalls Vorwärts hielt, hoch zu Rosse, stundenlang in der glühenden Sonne, deren Strahlen seinen Helm vergoldeten, zur Seite den Sohn und Thronerben, der als erster Prinz seines Geschlechtes sich den Marschallstab verdient, als dann in langen Reihen die Trophäen der zerschmetterten feindlichen Heere vorbeigetragen wurden, und in dichten Zügen die siegreichen Krieger vorbei defilierten, in zerschlissenen Kleidern aber mit festem Marsche (der Schweifs rann von ihrer Stirn, und wer über die Ermüdung nicht die Gröfse des Momentes vergafs, dem ward auch die Wimper feucht, wenn er den Blick des scharfen Soldatenauges, seines treuen Königsauges über sich hingleiten spürte): damals als der ganze Jubel eines Volkes, das den Höhepunkt seiner Geschichte erreicht hatte, sich in dem überwältigenden Gefühle der Huldigung für seinen König zusammenfafste: da stand der Kaiser auf dem Gipfel des Triumphes, den

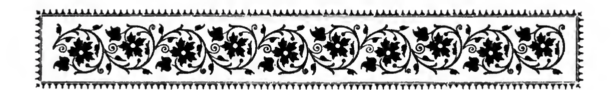
irdisches Glück erreichen kann. Konnte es Höheres geben? Für Menscheneitelkeit und Ruhmsucht nicht. Als Diagoras von Rhodos zum dritten Male in Olympia gesiegt, da rief ihm unter dem Beifall der Menge die eigene Gattin zu „nun stirb Diagoras, denn in den Himmel steigen kannst du doch nicht“. Ein gottloses Wort, das kein Athener sprechen konnte und auch kein Christ sprechen kann. Wir Deutschen dürfen es als eine besondere Gnade Gottes preisen, dafs er uns unsern Kaiser und König erhalten hat, damit die ersten schweren inneren Kämpfe, die einem so jungen Staatswesen notwendig auferlegt sein müssen, sich auskämpfen, während die ehrwürdige Gestalt seines ersten Kaisers auch den schroffsten Gegensätzen eine Stätte beut, wo sie sich in einem gemeinsamen Hochgefühle zusammenfinden können, damit eben diese ehrwürdige Gestalt und die reine und reife Weisheit seines Wollens und Handelns die auswärtigen Mächte von der Friedfertigkeit und Selbstbescheidung des zu scheinbar so bedrohlicher Macht erwachsenen Reiches zu überzeugen vermochte. Es fehlt freilich nichts an einem dunkelen Schatten. So kränkend wir die Schmach empfinden, auch des Tages mufs gedacht sein, wo von diesem heiligen Kaiserhaupte das Blut rann, das eines ehrlosen Buben feige Tücke vergossen, nicht eines verführten urteilslosen ungebildeten, sondern eines studierten und graduierten. Vor der Vollendung des Gräfslichen hat uns die Vorsehung bewahrt: den Abgrund hat sie uns gewiesen, neben dem wir wandeln. Gefahren ringsum für unser junges Reich, für unsere alte Kultur. Und die gröfste Gefahr ist, dafs wir selbst aus Bequemlichkeit und Willensschwäche uns über die Gröfse der Gefahr hinwegtäuschen. Eine furchtbare Mahnung war jener Tag der Trauer: dieselbe Mahnung sollen wir auch aus dem Jubel des heutigen Tages vernehmen.

Es ist der Tag des Königs. Wir alle, vor allen aber Sie, unsere jungen Kommilitonen, wollen im Angedenken an diesen Tag die Erkenntnis festhalten, dafs es die Majestät des Königtumes ist, welche Preufsen grofs gemacht

und Deutschland ein majestätisches Kaisertum geschaffen hat, dafs in diesem Königtume das Heil unserer gesamten Kultur liegt. Schauen Sie auf die Tafel dort, die die Namen Ihrer Kommilitonen trägt, die im Felde den Tod für ihren König fanden. Tausende sind so gestorben, und die Hunderttausende, welche die Kugeln verschonten, empfinden, dafs sie ihrem König ebenso gut einen Tod schuldeten. In der frischen gesunden Luft des Krieges, wo der Mann das Leben gewinnt, weil er es einsetzt, da wird es leicht seine Pflicht zu thun, da verwirren sich die Gefühle nicht. Aber auch in der Dumpfheit der gewöhnlichen Tagesarbeit, in der Schwüle der politischen Kämpfe, wo einem jeden heut oder morgen die Not kommt, die eigne vielleicht bessere Einsicht, das eigene dringende Interesse in Konflikt mit der Entscheidung des Staates zu sehen, auch da wollen wir nicht vergessen, dafs wir unserm König ein Leben schuldig sind: und nichts soll uns die Liebe, die persönliche treue Preufsenliebe zu unserm Könige vergällen. Dann mag der Tag der Gefahr hereinbrechen: mag der einzelne zu Grunde gehen, das Ganze wird überwinden.

Für heute aber fort mit den Schatten, aufwärts die Herzen, aufwärts den Blick zu dem ehrwürdigen Haupte unseres kaiserlichen Herrn. Noch leuchtet dieses Auge majestätisch und mild, spricht dieser Mund schlichte Worte, die von Herzen kommen, zu Herzen gehen, hält diese Hand fest das Panier seines Reiches. Wir aber rufen Heil dem Kriegsherrn, dessen Stirne der unverwelkliche Lorbeer krönt, dreimal Heil dem Friedensfürsten, dessen Thron stehet in den Herzen seines Volkes: dem Vater des Vaterlandes.





Ansprache an die Studierenden.

Gehalten zur Feier des 150 jährigen Jubiläums der Universität Göttingen am 9. August 1887 vor der Aula.

Kommilitonen!

In blendendem Festschmucke, mit wehenden Fahnen, in endlosen Reihen sind Sie herbeigezogen am Ehrentage unserer Universität sich selbst darzustellen, ihren schönsten Schmuck, ihren lebendigen Körper, dem im ewigen Wechsel ewige Jugend verliehen ist. Huldigen wollen Sie unserer gemeinsamen Mutter, unserer Georgia Augusta, huldigen Sr. Königlichen Hoheit unserem durchlauchtigsten Rector magnificentissimus, den unser allergnädigster Kaiser König und Herr in väterlicher Huld und Gnade uns zu setzen geruht hat. Wenn ich in dieser feierlichen Stunde wenige Worte an Sie zu richten habe, so ist meine Aufgabe die ernsten Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, die uns alle bewegen, bewegen sollen.

Wir begehen ein Erinnerungsfest; rückwärts wendet sich zunächst unser Blick und Dankbarkeit ist unser erstes Gefühl. Dort schaut in ehernem Bilde einer der Fürsten auf uns herab, die in vergangenen Tagen es nicht verschmäht haben, unserer Hochschule vorzustehen, und ein jeder in seiner Weise ihr Bestes gewollt und gewirkt haben. Ihnen allen gilt unser Dank, vorab dem erleuchteten Fürsten, dessen Namen wir mit Stolz führen: und wie für sie alle

in unserm Herzen nur die ehrfurchtsvolle Pietät wohnt, so vertrauen wir, dafs sie alle heute freundlichen Auges auf das Blühen und Gedeihen ihrer Schöpfung herniederschauen.

Ja sie blühet und gedeihet, und zumal wenn wir die letzten fünfzig Jahre überblicken, werden wir mit Bewunderung inne, welche Lebenskraft die Georgia Augusta bewiesen hat. Und doch könnte es scheinen, als hätten wir wenig Grund uns zu berühmen. Kommilitonen! Wahrhaftigkeit ist die erste Pflicht des wissenschaftlichen Arbeiters, und wir wollen das Wort eines der gröfsten Göttinger nicht zu Schanden machen, dafs die Phrase hier keine Stätte habe. Gestehen wir es uns ein: die Stellung, die vor hundert Jahren Göttingen im geistigen Leben der Nation einnahm, die hat es nicht mehr und wird es niemals wieder erhalten. Sollen wir darüber klagen? Das sei ferne. Denn der Grund ist ja nicht der, dafs das wissenschaftliche Leben Göttingens gesunken wäre: es hat sich nur dieselbe geistige Kraft und Regsamkeit viele andere Stätten in unserem lieben Vaterlande erobert; nicht wir sind ärmer, Deutschland ist reicher geworden, und sein Reichtum befruchtet und belebt auch unsere Universität. Ein edler Wettstreit und ein neidloser Austausch der Kräfte ist für jedes menschliche Wirken unendlich segensreicher als ein bequemer Vorrang.

Aber noch mehr. Nicht blofs die Universität Göttingen, die Universitäten überhaupt haben heute nicht mehr die einzig bevorrechtete Stellung in der Schätzung der Nation wie noch vor fünfzig Jahren, und sie werden sie niemals wieder erhalten. Sollen wir darüber klagen? Das sei ferne. Denn es ist ja nicht die Hingabe an die wissenschaftlichen Ideale schwächer, die Macht der Wissenschaft an sich geringer geworden: es haben sich nur dem menschlichen Ringen und Streben unübersehbare andere Bahnen geöffnet, und die Universität zuletzt wird so engherzig und kurzsichtig sein, irgend einer anderen Richtung der Arbeit einen gleichberechtigten Idealismus abzusprechen, so sie

nur auch die höchsten Güter der Nation zum Ziele hat, Freiheit und Ehre, Wohlfahrt und Gesittung. Nein nicht wir sind krank geworden: Deutschland ist gesundet, und die Entfesselung des politischen Lebens wird der Wissenschaft nicht zu nahe thun. Es war ein übeles Gleichnis, dafs dem Vogel der Minerva der Flug nur in der Dämmerung gelänge: nicht das lichtscheue Käuzchen ist unser Symbol, sondern der Adler des Zeus, der dem blendenden Sonnenlichte entgegenfliegt. Im Kampfe, da stählen sich unsere Kräfte: der Kampf ist der Vater der Dinge.

Aber freilich, wer im Kampfe stehet, der schaue auf zu der Fahne unter der er ficht; und Kämpfe stehen uns bevor ganz anderer Art als der Wettlauf um ideale Güter: erbitterte blutige Kämpfe für die idealen Güter werden uns beschieden sein. Ich rede nicht davon, dafs trotz aller Friedfertigkeit des Volkes, trotz aller Weisheit seiner Lenker heute oder morgen ein auswärtiger Feind uns zur Verteidigung des Vaterlandes zwingen kann. Denn daran ist ja kein Zweifel: hier schwillt keine Brust vom Jubel des Festes, in der das Herz nicht noch höher schlagen wird, wenn uns der König zu den Waffen ruft; hier blüht keine Jünglingskraft und Schönheit, die nicht, wenn es sein mufs, freudig ihr Herzblut hingeben wird für die Ehre des Vaterlandes. Dafür sind wir Deutsche. Allein wer Augen hat zu sehen, der sieht auch, dafs ganz andere mächtige nächtige Gewalten die Grundlagen nicht nur unseres Staates, sondern unserer ganzen Gesellschaft und Gesittung zu unterwühlen nur zu geschäftig sind. Ihnen gilt es die Stirn zu bieten, und wem stünde der Vortritt in diesem Kampfe mehr zu als uns, deren Lenden gegürtet sind mit dem Schwerte des Geistes. Werden wir siegreich sein? Wir werden es, wenn jeder von uns seine Schuldigkeit thut. Und wir dürfen gutes Zutrauen haben; denn vor 100 Jahren waren die Universitäten keine Stätte des Patriotismus, vor 50 Jahren waren sie es, aber die lauterste Absicht und die selbstloseste Hingabe verzehrten sich im Widerstreite des Hoffens und des Meinens. Und heute — auf einem Grunde

stehen wir alle, und eine Fahne weht zu unsern Häuptern; es gilt nur die Treue zu halten, und dazu stärke uns auch dieser weihevolle Tag. Treu zu Kaiser und Reich, damit ist alles gesagt: denn das ist damit nicht geleistet, dafs man die Treue mit den Lippen bekenne: durchdringen mufs sie uns bis in die innerste Fiber des Wesens, und ohne Murren müssen wir ihr, wo es Not thut, Eigensinn und Eigennutz und Eigenwillen zum Opfer bringen. Kommilitonen! Bald werden Sie in alle Gaue Deutschlands zerstieben, hinaustreten in die verschiedensten Kreise des Wirkens und Berufes: nehmen Sie alle als Richtschnur des Handelns das eine kurze Wort mit hinaus, das Sie auch bei dem kleinsten Schritte des Lebens geleite „mit Gott für Kaiser und Reich" — wenn wir die Treue halten, dann werden wir überwinden.

Das war eine Mahnung, die jedem Deutschen gilt, dem höchsten und geringsten gleichermafsen. Aber ich habe auch eine Mahnung für unsere engere Heimat, unsere Universität. Universitätsjubiläen sind jetzt an der Tagesordnung: werden sie es auch im zwanzigsten Jahrhundert sein? oder haben diejenigen Recht, welche die Art und Weise für überlebt halten, die an den deutschen Universitäten und sonst bei keinem Volke gilt, die Jugend durch die Teilnahme an wissenschaftlicher Arbeit für die praktischen Berufe in Staat und Kirche auszubilden? Mehr als mancher denkt, kann den Befürchtungen Recht zu geben scheinen. Nicht dafs im akademischen Leben und der akademischen Lehre mancherlei zu bessern ist, mancher wilde Trieb, manch dürres Reis beseitigt werden mufs; das geht nicht auf den Kern. Aber allerdings, wenn die Universität sich auflösen sollte in eine Anzahl Fachschulen, wenn die akademische Lehre ein Unterricht werden sollte, bestimmt, eine Summe von Kenntnissen zu übermitteln, welche jeweilig für bestimmte Berufe als notwendig erachtet würden, wenn Lehrer oder Hörer auf den Einfall kämen hier oder dort zu fragen, wozu nützt das, wozu kann man das brauchen — dann ist es vorbei, dann hat die

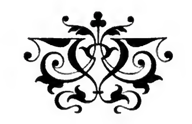
Universität keine Seele mehr. Denn ihre Seele ist allein die Wissenschaft. Wem diese nur einmal einen Strahl ihrer göttlichen Wärme in das Herz gesandt hat, den hat sie sich gewonnen für Lebenszeit; wer eine solche innerliche Erfahrung nicht gemacht hat, der ist nur eine taube Blüte am Baume der Universität gewesen. Ach es ist ja so wenig, meine Herren Kommilitonen, was wir Lehrer Ihnen bieten können. Es ist ja nicht mehr, als dafs wir einem jeglichen behülflich sind bei der Selbstbefreiung durch eigene Kraft zu eigenem Denken und Sinnen. Wir können nur Lernen lehren, und das weit besser, indem Sie Teil nehmen an unserem Lernen denn an unserer Lehre. Gemeinsame Arbeit für die Wissenschaft, das ist die bescheidene und doch so hohe Aufgabe der Universität. Sie zu erfüllen ist nicht möglich ohne dafs sich Lehrer und Schüler eng an einander schliefsen. Und deshalb habe ich Vertrauen zu der Zukunft der Universitäten: denn daran kann kein Zweifel sein, dafs das Verhältnis zwischen akademischen Lehrern und Hörern von Generation zu Generation ein immer näheres geworden ist. Das lassen sie uns festhalten und ausbilden. Seien wir dessen eingedenk, dafs der Stifter der ersten Akademie, als er den Grund zu aller wissenschaftlichen Arbeit legte, diesen Grund in der Liebe gefunden hat, der Liebe zur Sache, zur Idee, aber auch in der gegenseitigen Liebe der gleichstrebenden älteren und jüngeren, in ihrem Zusammenschlusse zu gemeinsamer geistiger Arbeit. Lassen Sie uns zusammenstehen in Arbeit und in Liebe, dann hat es keine Not mit der Zukunft der Universitäten.

Und so bleibe denn diese unsere Georgia Augusta eine Stätte der Gottesfurcht und der Königstreue, eine Stätte der Jugendlust und des Mannesmutes, eine Stätte kühnster und bescheidenster, kühlbedachter und heifsbegeisterter wissenschaftlicher Arbeit.

Und nun zum Schlusse. Es giebt nur Einen, dem alle unsere Herzen mit derselben Begeisterung zujubeln können, einen Namen, den einem jeden unwillkürlich die Liebe auf

die Lippen führt. Ja, Kommilitonen, eins haben wir voraus vor denen, die vor 100, vor 50 Jahren das Fest unserer Hochschule begangen haben, vor allen späteren Generationen, die es noch so glücklich und glänzend begehen werden: wir haben unsern Kaiser. Wer hätte nicht in all dem Festesrausche und Glanze dies als unser Köstliches in inniger Dankbarkeit empfunden, dafs Gott uns unseren Kaiser bis in ein mosaisches Alter erhalten hat, auf dafs wir diesen Tag noch unter seinem glorreichen Scepter begehen konnten. Was bewegt uns das Herz tiefer als die einfache Empfindung: wir haben ihn, wir können ihm noch danken.

Wohlan denn, entblöfsen wir unsere Häupter, erheben wir unsere Stimmen und vereinigen sie nach alter Germanenweise in dem dreifachen Heilsrufe: Unser allergnädigster Kaiser König und Herr, er lebe hoch.





Am Sarge von Paul de Lagarde[1]).

Rede gehalten im Auftrage der Universität Göttingen am 25. Dezember 1891 von dem zeitigen Prorektor.

Die Verwandten, Freunde und Kollegen des Mannes, dem wir heute am ersten Weihnachtsfeiertage das letzte Geleit geben, wissen es, dafs er selbst die christliche und kirchliche Leichenfeier auf die heiligen Worte beschränkt hat, die über dem offenen Grabe gesprochen werden sollen. Sie werden seinen Beschlufs billigen, aber ebenso auch den unsern, die wir den Sarg unseres Kollegen nicht in stummer dumpfer Trauer umstehen mochten, sondern Verlangen trugen nach einem lebendigen lösenden Worte. Dafs ich hier spreche, im Namen unserer Universität, hat in dem zufälligen Umstande seinen Grund, dafs ich gerade an der Spitze unserer Körperschaft stehe; was ich aber sage, kann ich nur aus meinem subjektiven Empfinden und meinem persönlichen Urteil nehmen: vor der Majestät des Todes

1) P. de Lagarde starb an den Folgen einer Operation am 22. Dezember 1891, für Jedermann aufser ihm und seiner Gattin ganz überraschend. Dem alten dicken Oberpedellen, der mir, dem Prorector, spät Abends die Nachricht brachte, stockte die Stimme und traten die Thränen in die Augen; mir auch. Es waren Weihnachtsferien, also das feierliche Geleit durch die Studentenschaft, das sonst einen Göttinger Universitätslehrer zu Grabe bringt, war nicht zu beschaffen. Lagarde war aus der Landeskirche ausgetreten; also war die amtliche Beteiligung eines Geistlichen ausgeschlossen, und doch hatte der Tote ein christliches Begräbnis nicht nur gewünscht, sondern auch einen Anspruch darauf. Bei seiner führenden Kampfstellung lagen antisemitische oder philosemitische Störungen nicht aufserhalb der Möglichkeit. Die leitende Behörde

und der höheren des Lebens haben alle irdischen Rücksichten zu schweigen.

Uns erschüttert zunächst die Tragik dieses Todesfalles, dafs der Mann, der uns andere alle an Arbeitskraft und Arbeitslust so weit hinter sich liefs, die Arme hat sinken lassen müssen, die doch eigentlich die Garben seines Lebenswerkes zu binden erst anfangen sollten.

Uns erhebt dagegen der Todesmut, der einer tötlichen Krankheit gewifs, sehr ungewifs der Rettung durch ärzt-

der Universität Göttingen, der Verwaltungsausschufs, hat sich der schwierigen Aufgabe gewachsen gezeigt, allerdings nur deshalb, weil alle und jeder unter dem erschütternden Eindrucke des Todes dem Manne, der so viel über Hafs geklagt hatte, gern alles zu Liebe that. Die Stadt Göttingen stellte die Kirchhofscapelle für die Leichenfeier zur Verfügung, die, was sonst nie geschieht, von der Universität in die Hand genommen ward; einer der Kollegen, der dazu die Ordination besafs, verlas an dem Grabe die rituellen Gebete der reformierten Kirche, nachdem der Prorector die Rede in der Capelle gehalten hatte. Die Kollegen aller Fakultäten und trotz dem Feiertage der Familienfreude ein nicht kleines Gefolge von wirklich Leidtragenden war zugegen. Kein Mifston störte die Feier. Niemand ahnte damals, dafs Lagarde in seinem Testamente die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zum Erben eingesetzt und so für bestimmte wissenschaftliche Zwecke, die ihm am Herzen lagen, gesorgt hatte; es sind andere, als die ich in meiner Rede bezeichnete, weil sie das Centrum seiner Arbeiten gebildet hatten. Die Gesellschaft der Wissenschaften, indem sie die Erbschaft annahm, und noch mehr die Königl. Staatsregierung, indem sie die Genehmigung dazu erteilte, haben beide nicht ohne Selbstverleugnung dem Willen des Mannes sich gebeugt, der das Höchste, aber eigenwillig, wollte. Möge so, was in einmütiger Liebe gesäet ist, seiner Zeit die erhofften Früchte tragen. Über die Stiftung berichten offiziell die Nachrichten der Königl. Gesellschaft. Wem es erreichbar ist, der suche zu lesen Paul de Lagarde, Erinnerungen aus seinem Leben von Anna de Lagarde: da kommt die Stimme zu Worte, die am tiefsten zu Herzen dringt, weil sie auch zu schweigen weifs. Ohne die stille Macht der drei christlichen Tugenden, die von der ehrwürdigen Witwe Lagardes ausströmt, wäre nichts von allem möglich gewesen. Das geziemt mir auszusprechen, weil ich es am besten weifs.

Es war kein Mifston, aber er soll weiterklingen, dafs die K. Ober-Rechnungskammer trotz allen Aufklärungen der Beteiligten und ihrer Vorgesetzten entschieden hat, die Universität hätte keine Musikanten annehmen dürfen, um auf dem Friedhof einen Choral blasen zu lassen. Die Mitglieder des Verwaltungsausschusses, die den verschwenderischen Beschlufs gefafst hätten, wären gehalten, den Lohn der Musikanten der Staatskasse zu ersetzen. Ich habe es auf mich genommen, den Bettel zu bezahlen; aber ich erzähle auch diese Geschichte.

liche Hilfe, zwar sein Haus sorgsam bestellt hat, wie vor jeder Reise, aber den Werkeltagsweg der täglichen Arbeit fürbaſs gegangen ist, als sollte heute und morgen und übermorgen ihm zur selben Thätigkeit dieselbe Sonne leuchten. Kein Freund hat geahnt was bevorstand; der Schatten des Todes hat es nicht vermocht seine Seele zu trüben. Das ist das stille Heldentum der Arbeit, das schwerer ist, als mit lautem Hurrah gegen die feindliche Schanze zu stürmen, ein Heldentum, das nur noch übertroffen wird durch das stillere der Liebe, die alles dies nicht für sich, sondern für den Geliebten leistet und leidet: das ist so still und so heilig, daſs der sterbliche Mund sich scheut auch nur von fern daran zu rühren, auf daſs er es nicht entweihe.

Es ist ein einsamer Mann gewesen, der nun eingehet in das Reich des ewigen Schweigens; vielen seiner Kollegen ist er ganz fremd geblieben, ganz wenigen nur nahe getreten und geblieben. An einen engen Kreis wendet sich die Wissenschaft oder die Wissenschaften, die er vertrat; hier steht wohl Keiner, der alle die Sprachen buchstabieren kann, in denen er Texte gedruckt hat. Und doch ist sein Name in weiteren Kreisen bekannt, als es der eines Gelehrten zu sein pflegt; er hat den Samen leitender Gedanken und Gefühle ausgestreut, der in tausend Herzen aufgegangen ist. Auch Wind hat er gesäet, und Sturm geerntet; schwerlich wird selbst an seinem Grabe die Leidenschaft schweigen, in Haſs und Liebe, Verherrlichung und Verlästerung.

Antonius sagt an der Bahre Cäsars

was Menschen übles thun, das überlebt sie,
das Gute wird mit ihnen oft begraben:
so sei es auch mit Cäsar.

Es ist nicht wahr, was der Volksverführer spricht, er selbst glaubt es nicht, und der Fortgang der Handlung widerlegt es. Denn das Böse kann nicht dauern, weil es nur etwas Negatives ist: Leben hat allein das Gute, denn das Gute ist Gottes. Was Menschen gutes thun, das überlebt sie: so wird es auch mit Paul de Lagarde sein. Aber wer darf sich unterwinden zu sagen, was in dem Wirken eines

bedeutenden Zeitgenossen gut ist? Erst die Nachwelt kann das thun, und sie erkennt es eben daran, dafs es dauert.

Aber wohl begreifen wir auch einen Zeitgenossen in seinem Wesen, wenn wir sein Werden verstehen können: Paul de Lagarde ist zu dem geworden was er war, was er ist und bleiben wird, durch die Bildung des Geistes und des Herzens, durch die wissenschaftlichen und gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Eindrücke, die er in dem Berlin König Friedrich Wilhelms IV. als Jüngling empfangen hat, durch die schweren Jahre 1848—52, die ihn zum Manne gereift haben.

Nur an dem Gelehrten will ich das etwas näher ausführen. Es mag sein, dafs seine Neigung für den Orient durch Friedrich Rückert geweckt oder doch gestärkt ist. Ein starker Zug nationalgesinnter Romantik ist mit Sicherheit auf Jakob Grimm zurückzuführen. Aber die entschiedene philologische Richtung, das Streben nach objektivster Urkundlichkeit, das geflissentlich zur Schau getragen ward, neben dem aber immer wieder die stärkste Subjektivität hervorbrach, insbesondere das Unternehmen, die philologische Methode der Textkritik für die Urkunden des Christentumes in Dienst zu stellen: das stammt von Karl Lachmann. Hatte Lachmann unternommen, den Text des Neuen Testamentes festzustellen, eine Aufgabe, die bis heute nicht genügend gelöst ist und schwerlich von einem Einzelnen gelöst werden kann, so hat sich Lagarde an die ungleich gröfsere gewagt, dasselbe für das Alte Testament zu thun. Ich übersehe die Dinge so weit um sagen zu können, dafs es eine schwerere und deshalb schönere Aufgabe der Textkritik überhaupt nicht giebt. Wer sie vor 50 Jahren angriff, mufste sich sagen, dafs er sein Leben daran setzte. Diesen Wagemut hat er gehabt, und hat ihn auch nicht verloren, als er längst begriffen hatte, dafs er selbst das Ziel auch nicht von fern schauen würde. Gestehen wir es uns nur ein: all sein Syrisch und Koptisch, Armenisch und Spanisch ist doch nur so nebenher abgefallen. Der Philologe pflückt eben die Blumen an seinem Wege, weil er sie

findet, nicht weil er sie sucht: er sucht das Ziel, darauf strebt er hin, einerlei, ob er ihm näher oder ferner am Wege zusammenbreche. Aber Lachmann und die Philologen seiner Zeit waren allerdings noch des frohen Glaubens, dafs der einzelne in ungeheurer Anstrengung das Unmögliche zwingen könnte. Sie waren wohl gröfsere und glücklichere Gelehrte als wir Nachfahren; aber das Ziel hoffen wir sicherer zu erreichen, indem wir uns bescheiden, indem an die Stelle der übermenschlichen Einzelleistung die organisierte Arbeitsgenossenschaft tritt. So mufs es auch mit der grofsen Aufgabe geschehen, die jetzt verwaist ist; und ich spreche es mit Bedacht, nicht ohne das Gefühl eigener Verpflichtung, aus: uns, der wissenschaftlichen Gemeinschaft, der er angehörte, deren Ruhm es war, dafs der Mann der gigantischen Pläne auf dem Stuhle der Michaelis und Ewald safs, uns zunächst ist das Vermächtnis zugefallen, einzustehn für die Fortführung des Lebenswerkes unseres Kollegen, nur um so mehr, wenn er vielleicht dies Zutrauen zu uns nicht gehabt hat.

Aber der Entschlafene war nicht nur Gelehrter, ja es ist damit der Kern seines Wesens gar nicht getroffen. Wesentlich derselbe würde er zu anderen Zeiten haben leben und wirken können und der Philologie und jeder Gelehrsamkeit völlig entraten. Als Prophet hat er seine Stimme erhoben über Staat und Kirche, Jugendbildung und Gottesdienst, Gesellschaft und Gesittung. Es hat ihn auch nicht irr gemacht, wenn sie die Stimme eines Rufers in der Wüste blieb; denn er fühlte sich als Prophet. Er hatte ein Recht dazu, denn er war eine prophetische Natur. Wir dürfen den Namen der grofsartigen Gestalten Israels wohl verallgemeinern und auf alle die Menschen erstrecken, deren Seele eine solche Gewalt und Eigenart hat, dafs sie mit einem Blicke das All, Weltliches und Aufserweltliches, umspannen, tiefer und schärfer eindringend als alle anderen, aber von einem einzigen Augenpunkte; sie glauben an die objektive Wahrheit des Bildes, das sie sehen, ordnen und werten danach die Dinge; sie erblicken das Heil der Welt

darin, dafs sie sehen und schätzen lerne wie sie, und suchen sie dazu zu bekehren. Solche Propheten sind, um einige der gröfsten, und zwar gegensätzliche, zu nennen, Herakleitos und Parmenides, Augustin und Giordano Bruno, Jean Jaques Rousseau und Thomas Carlyle. Es sind subjektiv gewaltige Naturen; darum wecken sie alle noch heute starke Sympathien und Antipathien. Bei allen bleibt, je näher man zusieht, um so stärker „ein Erdenrest, zu tragen peinlich". Bei allen ist der Augenpunkt, aus dem sie das All betrachten, in Wahrheit religiös, und was sie wirken, wirken sie durch den vollen Einsatz ihres subjektiven Glaubens. Wie sich die Menge zu denen stellt, die töricht genug ihr volles Herz nicht wahren, wissen wir alle; aber auch der Verstand der Verständigen hat die prophetischen Naturen nie ganz begriffen, schon weil sie religiös sind; und — seien wir nur ehrlich, der moralische Mafsstab, der für uns andere gilt, ist für die Propheten ganz ebenso wie für die politisch grofsen Männer inkommensurabel. Sie sind selten glücklich, was die Menschen so nennen; „der Blick der Schwermut ist ein fürchterlicher Vorzug". Sie schauen die Schäden und Leiden schärfer; deshalb rufen sie zur Umkehr und Einkehr: aber dafür schauen sie hindurch durch die Nebel und Dünste des irdischen in das Reich der Sonne und der ewigen Wahrheit. In diesem Anschauen liegt vielleicht ein unendlich höheres Glück. Vielleicht; mir versagen die eigenen Worte, darum führe ich ein Sonett von Giordano Bruno an, das ich nicht kennen würde, hätte nicht der Entschlafene die italienischen Schriften dieses Propheten neu gedruckt. Ich weifs, es wird ihm lieb sein, wenn ich Bruno hier sprechen lasse, obwohl er ihn nicht geliebt hat, wie auch ich ihn nicht liebe. Mehrdeutig ist es auch; dafür ist's Prophetenwort, und eben darum bediene ich mich seiner.

Ursache, Urgrund, ewigliches Eins,
aus welchem Leben, Sein, Bewegung stammet,
und alles was in Himmel, Höll' und Erden
nach Höhe, Breite, Tiefe sich erstreckt:
Gefühl, Verstand, Vernunft enthüllen mir's:

was mefsbar, zählbar, wahrnehmbar du wirkest
erschöpft nicht Stoff und Zahl und Kraft; du reichest
weit über jedes Unten, Mitten, Oben.
Und blindes Irrn, der Zeit, des Glückes Tücke,
Neid, Hafs und Eifersucht und Herzensbosheit
und frevler Scharfsinn und ein mafslos Streben:
sie sollen mir den Äther nicht verfinstern,
mir keinen Schleier vor die Augen werfen:
dich will ich ewig schaun, du schönste Sonne[1]).

So wollen wir ihn denn hinaustragen an diesem Mittwintertag auf den Gottesacker, den Gottes Sonne scheidend überstrahlt, und finde er eine sanfte Ruhestatt am Feste des zunehmenden Lichtes, am Feste des Euangelions, das für ihn stets die frohe Botschaft war. Es wird keine Entweihung sein, wenn wir als Scheidegrufs ihm über den Sarg rufen „Preis Gotte in den Himmelshöhen, und auf Erden Friede unter den Menschen seines Wohlgefallens“[2]).

---

1)
Causa principio et uno sempiterno,
onde l'esser la vita il moto pende,
e a lungo a largo e profondo si stende
quanto si dice in ciel terr' et inferno.
con senso con ragion con mente scerno
ch' atto misura et conto non comprende,
quel vigor mole et numero, che tende
oltr' ogn' inferior mezzo et superno.
cieco error, tempo avaro, ria fortuna,
sord' invidia, vil rabbia, iniquo zelo,
crudo cor, empio ingegno, strano ardire
non bastaranno a farmi l'aria bruna,
non mi porrann' avanti gl'occhi il velo,
non faran mai, ch' il mio bel sol non mire.

G. Bruno *de la causa, principio et uno,* Schlufssonett der Vorrede, I 209 Lag. Zum Verständnis mufs man den vierten Dialog vergleichen. *atto* V. 6 und *vigor* V. 7 sind ἐνέργεια und δύναμις, Actualität und Potenz.

2) *Δόξα ἐν ὑψίστοις θεῶι καὶ ἐπὶ γῆς εἰρήνη ἐν ἀνθρώποις εὐδοκίας* Lucas 2, 14 nach der echten Lesart.





Philologie und Schulreform.

Proroktoratsrede, gehalten zur akademischen Preisverteilung am 1. Juni 1892.

Wenn ein Philologe in diesem Jahre an dieser Stelle zu reden berufen ist, so begegnet er der Erwartung, dafs er sich über die Revolution äufsere, die jüngst den Lehrplan der höheren Knabenschulen betroffen hat. Vollzogen ist die Revolution schliefslich einfach durch eine Ministerialverfügung; denn die Exekutive ist bei uns zu so einschneidenden Mafsregeln berechtigt und berufen: aber sie hat sich dazu doch erst entschlossen unter einem starken Drucke der s. g. öffentlichen Meinung, und man wird nicht bestreiten können, dafs diese, so weit ihre Stimmen auch sonst auseinandergehen, darin ihre Hauptforderung erfüllt sieht, dafs das Latein aus seiner beherrschenden Stellung verdrängt, das Griechische noch weiter beschränkt ist. Da liegt es nahe, dafs jemand, der diese Sprachen an der Universität lehrt und über die wissenschaftliche Lehrbefähigung der Schulamtskandidaten für diese Fächer entscheidet, sich zu den Neuerungen äufsere. Um so näher liegt das, weil bei der Vorbereitung dieser Revolution zwar — ich will gar nicht sagen, wer alles um seine Meinung und Mitwirkung ersucht ist, aber kein Philologe von Beruf. Dies Mifstrauen gegen uns ist schon von älterem Datum, und die öffentliche Meinung ist auch mit ihm ganz einverstanden. Wir stehen nun einmal in dem Verdachte, dafs wir die Scheuklappen unserer Fachbildung abzulegen unfähig seien, eingefleischte

Pedanten, grau und veraltet wie das Altertum, in dem wir leben. An dieser Stelle brauche ich mich am wenigsten um die öffentliche Meinung zu kümmern; aber ich verzichte darauf, über die Jugendbildung vom allgemeinen Standpunkte aus, der allein berechtigt ist, reden zu wollen: es erscheint mir angemessen, nun einmal von dem auszugehen, was Dank unserem fachmäſsigen Sachverständnisse wir Philologen wissen müssen, wir allein beurteilen können.

Welche Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen bringen die Studenten noch von der Schule mit? Sie bringen das Reifezeugnis mit; offiziell sind ihnen also die Kenntnisse verbrieft, welche reglementarisch für die Reife gefordert sind. Aber sie besitzen diese Kenntnisse in Wirklichkeit durchaus nicht mehr. Die Fähigkeit des Verständnisses beider Sprachen ist seit Jahren stetig heruntergegangen. Der Primaner, der angeblich den Tacitus und Sophokles mit Verständnis gelesen hat, tritt unmittelbar in unser Proseminar herüber und überzeugt sich bald, daſs der ganze Zuschnitt der Übungen von der Voraussetzung ausgeht, daſs er jeden noch so leichten Schriftsteller, der gerade behandelt wird, zunächst nicht versteht. Eben mit Rücksicht auf die thatsächlich vorhandenen Vorkenntnisse habe ich den Übungen allmählich diesen Zuschnitt gegeben, und erst seit ich dahin gekommen bin, keinem Ankömmling keine Unwissenheit irgend zu verübeln, sondern ruhig die Endungen des Plusquamperfektums, die Bedingungssätze und die Cäsuren des Hexameters zu erklären, machen mir die Stunden wieder Freude, und die thätige Teilnahme der Studierenden ist seitdem unzweifelhaft gewachsen. Meine Erfahrungen erstrecken sich über 17 Jahre, über viele Personen, die von vielen Schulen der verschiedensten Gegenden stammen. Ich zweifle nicht, daſs meine Kollegen dasselbe bezeugen können; am wenigsten aber fürchte ich Widerspruch von seiten derer, die es an sich selbst erfahren haben, und die es manche Stunde harter Arbeit gekostet hat, das fehlende nachzuholen. Wir machen nicht viel Redensarten mit einander, aber es wäre undankbar, wenn

ich heute hier meinen lieben Schülern nicht meinen Dank aussprechen wollte für all die herzliche Freude, die sie mir bereitet haben durch ihre hingebende Liebe zur Arbeit und zur Wissenschaft. Dafs sie zunächst den Glauben verlieren mufsten, sie wüssten etwas Ordentliches, war ja nicht ihre Schuld, auch nicht die ihrer Lehrer oder Schulen, überhaupt keines einzelnen Menschen Schuld. Die Verhältnisse sind eben stärker als die Menschen. Wenn sich die Forderungen, die auf dem geduldigen Papiere stehn, wirklich nicht mehr erfüllen lassen, dann mufs man sich wohl oder übel mit einer Fiktion behelfen. Gewifs giebt es noch besonders bevorzugte Schulen, besonders begabte Lehrer und Schüler: aber im allgemeinen werden bereits jetzt die Ziele des Unterrichtes im Lateinischen und Griechischen nur noch durch eine Fiktion erreicht. Die Lehrpläne von 1892 haben die Forderungen nicht wesentlich herabgesetzt: es sollen noch immer ziemlich dieselben Schriftsteller gelesen werden. Was zu deren Verständnis nötig ist, das ist einmal nötig: keine Macht der Welt kann etwas davon abdingen. Folglich wird auch keine Macht der Welt das mit stark verkürzter Arbeitszeit beschaffen, was jetzt schon nicht beschafft wird.

Die Hoffnung auf neue Methoden soll doch wohl nicht über das Elementare hinaus gelten. Die Sprachkenntnis, die ein Portier in einem Schweizer Hôtel braucht, kann man eintrichtern, und da mag eine neue Methode ein paar Lektionen sparen; aber um die lebendige Rede eines Platon oder Montesquieu oder Goethe zu verstehn, mufs man sich ihrer Sprache geistig bemächtigt haben, und in die Seele reicht kein Nürnberger Trichter.

Vollends die Vereinfachung des Lernstoffes, was soll das heifsen? Wenn ein neues Exerzierreglement den Griff 'Gewehr auf' nicht mehr für nötig hält, um dem Rekruten Zucht, Haltung und Aufmerksamkeit anzuerziehen, deren er bedarf, um Soldat zu werden, gut: dann wird der Griff abgeschafft, er existiert nicht mehr, die Rekruten präsentieren von 'Gewehr über', und werden darum nicht

minder stramme Soldaten werden. Ohne Zweifel hat der Lehrplan die Macht, so und so viele Thatsachen der Grammatik aus dem Unterrichte zu verbannen: aber die Thatsachen kann er nicht abschaffen. Es wäre gewifs für unsere Jungen viel bequemer, wenn Homer nicht so entsetzlich reich an gleichberechtigten Wortformen wäre: aber so lange man Homer lesen will, hilft es nichts, die Jungen müssen sie lernen.

Schwimmen lernt man im Wasser, reiten auf dem Pferde, eine Sprache durch sprechen. Sprechen aber lernt man in jeder gebildeten Rede, seit es eine Schrift giebt, mit der Feder, nicht mit dem Munde. Nur indem man die Gedanken aus dem vertrauten heimischen Kleide herausnimmt und in das der fremden Sprache kleidet, lernt man in dieser denken. Das aber mufs man können, wenn man verstehn will, was ein anderer in dieser Sprache gedacht und gesprochen hat. Wer das umgekehrt machen will, der zäumt das Pferd von hinten auf und wird höchstens reiten lernen, wie der Abt von St. Gallen es sollte.

Ohne Bilder gesprochen, aber ohne Illusionen, ruhig und ehrlich. Die Ziele, die sich der Unterricht auf der Schule noch immer steckt, werden nicht erreicht und können beim besten Willen unter den jetzigen Verhältnissen nicht erreicht werden. Es ist ein wichtiges Moment in dem Ansturm gegen die beiden Sprachen gewesen, dafs sehr viele Männer sich bewufst waren, die Schule hätte ihnen für die grofse Mühe, die die Sprachen ihnen verursachten, keinen entsprechenden Lohn gebracht. Wenn man nicht bestreiten kann, dafs diese Empfindungen vielfach berechtigt waren: wie viel stärker müssen sie werden, nachdem die Schule gezwungen ist, noch viel weniger zu leisten. Eine Weile mag man sich und andere ja damit täuschen, dafs man die Früchte durch pädagogische Hexereien billiger beschaffen werde; aber in dem Augenblicke, wo die Wahrheit an den Tag kommt, dafs es nur unreife Früchte sein können, oder vielmehr Früchte, die faulen, ehe man sie bricht, wird sich ein noch viel stärkerer Sturm erheben,

und die unerbittliche Konsequenz wird und mufs dann eine ehrliche Entscheidung erzwingen. Was kann uns jener Tag anderes bringen als Abschaffung des Griechischen und Beschränkung des Lateinischen auf einen elementaren Sprachunterricht?

Mir schwebt der Wunsch auf der Lippe: möge dieser Tag bald kommen. Aber wenn ich ihn aussprechen will, so hemmt die Erinnerung an meine eigene Schule, an meine eigenen lieben Lehrer meine Zunge, gleich als wollte ich der weihevollen Stunden vergessen, in denen sie die Liebe zum Ideale in dem Herzen des Knaben weckten, als wollte ich ihnen die Treue brechen. Und auch der manchen Edelen denke ich, die jetzt noch selbstverleugnend den schweren Kampf für das Ideal, das mir heilig ist wie ihnen, als Lehrer an der verwüsteten Schule kämpfen. In der That, es wäre ein lästerlicher Wunsch, wenn die Verzweiflung ihn mir eingäbe, wenn ich es für unvermeidlich hielte, dafs unser Volk den Bruch mit der Geschichte und der Kultur endgiltig vollzöge. Es ist aber vielmehr der fröhliche Glaube an die Sonne meines Ideals, der mich vor der Nacht nicht bangen läfst: 'von Osten, hoffe nur, sie kehrt zurück.' Daneben aber kann und will ich mich nicht der Wahrheit und der Wirklichkeit verschliefsen, dafs das Leben ewig neu ist, und das Lebende allezeit recht hat: neuem Leben gebühren neue Formen: 'Wie es auch sei, das Leben, es ist gut.'

Da hätte ich doch beinahe schon vergessen, dafs ich die philologischen Scheuklappen trage. Nur als Philologe will ich reden, und da sag' ich: mögen andere Disciplinen und Berufe schreien, dafs sie nicht bestehen können, wenn nicht dies und das auf der Schule gelernt würde: um der Philologie willen, um unsertwillen, die wir sie lehren, oder gar um der Wissenschaft willen, mögen die beiden Sprachen, denen Europa seine Kultur verdankt, ruhig aus dem obligatorischen Jugendunterrichte verschwinden. Wie Deutschlands Zukunft dabei fahren wird, das frag' ich nicht: die Philologie kann es ruhig wagen.

Es werden dann freilich schwierige organisatorische Umgestaltungen nötig werden; aber das wird sich finden, sobald man der Wahrheit ins Auge sehn mufs, über die man sich schon jetzt nur hinwegtäuscht. Lateinische Matrikeln und Diplome wird es dann nicht mehr geben können: aber verstehen denn jetzt noch alle Studenten ihre Matrikel? Jetzt, wo ein Junge, dem seine Mittel den Eintritt in die Obersekunda eines Gymnasiums nicht gestatten, statt dessen bequem als Student immatrikuliert werden kann. Jetzt, wo bereits viele als Doktoren der Philosophie ein Gelöbnis unterschreiben, das sie nicht entfernt verstehn. Es wird vielleicht nicht ganz leicht sein, einen gewissen feierlich ornamentalen Stil zu erfinden; aber das sind schliefslich Bagatellen, und wohl nur ihre Bedeutungslosigkeit hat die Trümmer einer vergangenen Zeit, da es noch eine allgemeine Gelehrtensprache gab, bis jetzt bestehn lassen. Um diese ist es doch einmal geschehn; und ich klage ihr nicht nach, im Gegenteil: dafs lediglich der Betrieb einer Spezialgelehrsamkeit jeden Gelehrten jedes Volkes zwingt, vier bis fünf lebende Kultursprachen zu lernen, befördert die gegenseitige Anerkennung der nationalen Kulturen und ist ein viel wirksameres Mittel gegen den häfslichen nationalen Dünkel als es die Zunftsprache sein könnte.

Weit ernsthafter wird die Schwierigkeit, dafs wichtige, und gerade für das praktische Leben wichtige Berufe bei ihrer wissenschaftlichen Vorbildung der beiden alten Sprachen, in Wahrheit eines tieferen Einblickes in die antike Kultur, nicht entbehren können. Ich will nur zwei Beispiele geben. So lange die Juristen noch zum Studium des römischen Rechtes verpflichtet sind, müssen sie Latein lernen: dafür mufs dann Vorsorge getroffen werden. Aber schwerlich bestreitet jemand, dafs gerade der wissenschaftliche Betrieb des römischen Rechtes an der Universität schon jetzt schwer krank ist. Wenn ein Referendar Magnificenz mit einem Schlufs-s schreibt, so dürfte ihm sein lateinisches Sprachgefühl die Lektüre Ulpians schwerlich gestatten. Die Institutionen des Gaius sind ein hübsches

Buch, aus dem der frische Geist eines lebendigen Rechtes dem Leser entgegenweht. Aber wie soll jemand den Hauch dieses Geistes verspüren, der von der Gesellschaft, die sich dieses Recht erzeugt hat und nach ihm lebt, ihrer Struktur und ihren Bedürfnissen, keine Ahnung hat? Diese Vorbedingung fehlt dem angehenden Juristen schon jetzt: ich kann's ihm nicht verdenken, wenn ihm der Gaius ein totes Buch bleibt.

Die protestantische Theologie würde sich selbst aufgeben, wenn sie auf das Studium des heiligen Orginales verzichtete. Niemand kann die grofsartigen Leistungen, die sie gerade jetzt auf altchristlichem Gebiete hervorbringt, mehr bewundern als ich: aber ich habe mir sagen lassen, und glaube es selbst zu bemerken, dafs die wirkliche Kenntnis des neuen Testamentes, von Philo und Josephus ganz zu schweigen, bei der Menge der Theologiestudierenden sehr viel zu wünschen übrig läfst. Die Theologie kann höchstens dabei gewinnen, wenn sie sich eingesteht, dafs das nötige Griechisch, die eindringende Kenntnis von griechischer Geschichte und Philosophie, ohne die das Christentum und die alte Kirche nicht verstanden werden können, auf der Schule weder gelehrt wird noch gelehrt werden kann.

Und wir Philologen? Hängt unser Leben und unsere Existenzberechtigung etwa an der Ausbildung der Lehrer? Uns kann es nur recht sein, wenn es mit dieser Mifsdeutung endlich ein Ende hat. Es sind uns jüngst von sehr geschätzter Seite recht unhöfliche Zurechtweisungen über die Art zu teil geworden, wie wir angeblich unseren Unterricht erteilten, die wir höflich aber entschieden zurückweisen müssen. Wer überhaupt weifs, was Wissenschaft ist, kann sich mit niemandem auf eine Debatte einlassen, der wissenschaftlichen Unterricht mit der Abrichtung für irgend einen Beruf verwechselt. Uns hat der Staat angestellt Philologie zu lehren: wie wir das thun, darüber legen wir vor keinem irdischen Tribunale Rechenschaft ab. Der Staat bindet die Zulassung zu bestimmten Berufen an ein

Universitätsstudium, für das er die Minimalfrist fixiert, auſserdem an den Nachweis bestimmter Kenntnisse, deren Höhe er normiert und die er durch eine besondere Behörde prüfen läſst. Das ist weise und billig angeordnet, und die Forderungen des Staates vertragen sich durchaus mit denen der Wissenschaft. Doch jedes Examen ist nicht mehr als ein notwendiges Übel, und die selige goldene Zeit sollte der schwarze Schatten der Examensfurcht nimmer trüben. Deshalb ist allerdings zu fordern, daſs wer die nötige Zeit, für den Philologen jetzt schon thatsächlich 4—5 Jahre, seiner Wissenschaft redlich und fröhlich gedient hat, das staatliche Examen bequem und sicher besteht. Obwohl der Staat meines Erachtens keineswegs zu viel, aber zu vielerlei verlangt, ist das bei uns in Göttingen auch die Regel.

Und wenn wir nun keine Schulamtskandidaten mehr unter unseren Zuhörern haben sollten — ja, Schulamtskandidaten kennen wir auch jetzt nicht darunter: wir kennen nur Studierende der Philologie; wenn es deren künftig weniger sein werden, zunächst wenigstens, wäre das ein Unglück für uns? eine Stellung wie sie die Kollegen einnehmen, die die semitischen Sprachen oder das Indische lehren? Sie ertragen es auch, daſs sie die elementare Grammatik lehren müssen, wie wir es dann thun müſsten. Ob die Schule an der Philologie hängt, ist die Frage, die ich nicht erörtere: daſs die Philologie nicht an der Schule hängt, steht doch wohl auſser Frage.

Die Philologie, was ist sie? Es ist nicht schön, daſs man's nach F. A. Wolf noch sagen muſs; aber es ist nötig. Ich verzichte darauf, eine Definition logisch zu präparieren, wie ich mich auch des alten Namens bediene, so verkehrt oder vielmehr leer er ist: wir wollen die Wissenschaft durch ihr Objekt bestimmen. Mit Homer beginnt eine kontinuierliche und ihrer Kontinuität sich stets bewuſste Kulturentwicklung, die immer weitere Gebiete umspannt, erst ganz Hellas, dann durch Alexander den Orient, dann durch Rom das gesamte Mittelmeergebiet. Mit dem Zer-

fall des römischen Reiches hört die Einheitlichkeit und die Kontinuität dieser Kultur auf. Die Barbaren emancipieren sich; das Christentum, obwohl aus jener Kultur erwachsen, verleugnet sie. Weil diese Kultur eine Einheit ist, trotz all den Wandlungen des Lebens und des Geistes, kann eine jede ihrer Erscheinungen in ihrem individuellen Leben vollkommen nur vom Ganzen her verstanden werden, und trägt jede kleinste Erscheinung ihren Zug bei zu dem Verständnisse des Ganzen, aus dem sie ward, in dem sie fortwirkt. Weil das Objekt eines ist, ist die Philologie eine Einheit. Die Partikel ἄν und die Entelechie des Aristoteles, die heiligen Grotten Apollons und der Götze Besas, das Lied der Sappho und die Predigt der heiligen Thekla, die Metrik Pindars und der Meſstisch von Pompeji, die Fratzen der Dipylonvasen und die Thermen Caracallas, die Amtsbefugnisse der Schultheiſsen von Abdera und die Thaten des göttlichen Augustus, die Kegelschnitte des Apollonios und die Astrologie des Petosiris: alles, alles gehört zur Philologie, denn es gehört zu dem Objekte, das sie verstehen will, auch nicht eines kann sie missen.

In dieses ungeheure Wissensgebiet so einzuführen, daſs sich der junge Philologe nach dem Abschlusse seiner Studienzeit selbst zurecht finden könne, ist die Aufgabe unseres Unterrichtes. Wir sollen ihm zeigen, was zu lernen ist, worauf es ankommt, und wie man's macht. Das A und O ist und bleibt die lebendige Herrschaft über die Sprache. Nur kann man diese Kunst am wenigsten lehren, wird auch selbst durch den sichersten Prüfstein, die Grammatik, alle Tage nachdrücklich daran erinnert, wie kläglich das eigne Können immer bleibt. Aber es reicht hin, wenn der Student die beiden Wahrheiten voll erkennt, erstens, daſs ohne Sprachkenntnis jede Philologie oder Historie oder Archäologie eine nicht einmal klingende Schelle sein muſs, und zweitens, daſs jedes Philologen Sprachkenntnis nur durch unausgesetzte Übung einigermaſsen leistungsfähig gemacht werden kann. Das nächste ist, das rechte und gerechte, das ist das geschichtliche Verständnis zu

zeigen und zu lehren. Das kann nur an einem konkreten Objekte geschehn; es kommt nicht viel darauf an, welches dieses ist; wenn wir auch natürlich am liebsten eins wählen werden, dessen Verständnis einen absoluten Genufs und eine an sich bedeutende Belehrung verschafft. Es kann ein Schriftwerk sein, eine sprachliche Erscheinung, ein Gemälde, eine Individualität, sei es Gott oder Mensch oder Volksstamm oder Kulturkreis, ein Satz eines bestimmten Rechtes oder eines philosophischen Systemes, kurz jede in sich abgeschlossene Einzelerscheinung; nur mufs sich die Aufgabe lösen lassen, dieses Einzelne an seiner Stelle in der grofsen Kulturentwickelung voll zu begreifen, wie es ward, was es wollte, was es wirkte. Dafs die schriftstellerischen Kunstwerke mit Vorliebe hierzu gewählt werden, wir durch das eigne Beispiel ihrer Erläuterung und durch die Stellung entsprechender Aufgaben an unsere Schüler vorwiegend wirken, ist vielleicht selbst durch die praktischen Rücksichten nicht ganz gerechtfertigt, und der archäologische Unterricht ist schon deshalb für die philologische Ausbildung unentbehrlich. Das dritte ist, eine Übersicht über die Gesamtentwickelung der Kultur jener anderthalb Jahrtausende zu geben, über ihre treibenden Kräfte, die Ziele, denen sie bewufst oder unbewufst zustrebte, die Phasen der Entwickelung, die Wandlungen des Lebens und des Geistes, die verschiedenen Sphären, in denen Geist und Leben des Volkes sich offenbart haben. Dabei ergiebt sich von selbst eine Orientierung über die Quellen und über die Mittel, durch die wir zu ihnen gelangen. Diese allgemeinen Überblicke sind unerläfslich, und der Docent soll sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, obwohl er immer von dem Bewufstsein bedrückt sein wird, höchst unzulängliches zu bieten, nicht selten auch unzulänglich verstanden zu werden. Für den Studenten ist diese allgemeine Einführung ungleich wichtiger als die Anleitung zur eigenen Arbeit, die für den Lehrer freilich das reizvollste ist, aber doch erst in letzter Linie in Betracht gezogen werden darf. Es würde den schärfsten Tadel verdienen, wenn irgendwo der Anreiz zur

Produktion auf Kosten der individuellen Durchbildung gepflegt, wohl gar der Student zum wissenschaftlichen Handlanger verwandt werden sollte, da doch seine Seele genau dasselbe Recht auf individuelles Leben und auf Freiheit hat wie die des Lehrers. Ich glaube aber nicht, dafs zur Zeit noch irgendwo in Deutschland ein solcher Mifsbrauch besteht. Der Student kann freilich neben der rezeptiven Thätigkeit, die ins Weite geht, die Versuche der Produktion nicht entbehren, schon weil er ja lernen mufs, wie die Wahrheit gefunden wird, um über anderer Produktion urteilen zu können. Unsere Seminararbeiten und Doktordissertationen sind mit nichten der Zweck der Studien, sie sind vielmehr das bewährte Mittel zu dem wahren Zwecke, der wissenschaftlichen Durchbildung. Die Dissertation ist im alten und echten Sinne das Meisterstück, mit dem der Lehrling vor der Welt sein Recht beweist, frei und selbständig sein Handwerk zu üben. Nur so betrachtet hat sie ihre Berechtigung. Dafs sie nicht unerläfslich ist, liegt auf der Hand, während die Geistesübung, die unsere Seminararbeiten fördern, nicht entbehrt werden kann. Die Gefahr, dafs die Konzentration auf ein notwendig enges Gebiet ein beschränktes Spezialistentum erzeuge, ist vorhanden; aber sie ist nicht schlimmer als die Gefahr für den Lehrer, in seinen Vorlesungen ein gleiches zu thun. Das erfährt man ja auf dem Katheder, dafs man die tiefste Wirkung erzielt, wenn man die frischen Früchte eigener neuer Produktion darbietet, also notwendig etwas sehr Spezielles, oft Geringfügiges, und noch viel öfter sehr Unvollkommenes. Darauf wollen wir nimmermehr verzichten: aber wir verwirken die innere Berechtigung zu lehren, wenn wir darüber den Blick ins weite vergessen, oder gar versäumen, den Blick unserer Schüler ins weite zu lenken, immer und immer wieder die Forderung der einen unteilbaren Wissenschaft zu erheben, eine Forderung, die darum nicht minder gerecht und unerbittlich ist, dafs wir sie selbst im Grunde nicht besser erfüllen als der jüngste Student.

Von der Unzulänglichkeit der Fassungs- und Lern-

kraft des einzelnen Menschen gegenüber der ungeheuren Gröfse des Objektes auch nur zu reden scheut man sich fast: denn was gehn die Philologen die Philologie an? Soll sich das Ewige nach dem Sterblichen richten? Gerade in dem Mifsverhältnis des eigenen Wissens zu unserer Wissenschaft liegt ein grofser Segen für unser sittliches Leben: und in Wahrheit ist ja jede tüchtige Leistung, auch die wissenschaftliche, viel mehr ein Werk des Charakters denn des Talentes. Wenn der Philologe von seiner kleinlichen Werkeltagsarbeit das Auge aufschlägt zu der Majestät der Wissenschaft, dann wird ihm zu Mute wie in der heiligen Stille sternheller Nacht. Die Empfindung der Herrlichkeit und der Unendlichkeit und der Einheit des Allganzen zieht durch seine Seele. Demütig mufs er sich sagen 'du armselig Menschenkind, was bist du? was kannst du?' Aber wenn tönend dann der junge Tag geboren wird, ruft der ihm zu: 'Steh auf, du Menschenkind, steh auf und wirke, was dein Tag von dir verlangt, wozu Gott in deine Seele die lebendige Schaffenskraft gelegt hat: erwirb dir durch Arbeit einen Anteil am Ewigen und Unendlichen.' Beides, den Hochgenufs des demütigen Anschauens und den Stolz der hingebenden Arbeit soll jeder Philologe, auch jeder Student der Philologie erfahren, erleben. Erreichen wird er's nur durch eigne Kraft, und keine Fakultät und keine Behörde, nur das eigne Herz kann ihm das Zeugnis ausstellen: du bist ein Philologe. Aber die Wege ihm zu weisen, die Hand zu reichen, auf dafs er sich selbst helfe: dazu sind wir da, seine Lehrer, die Genossen seiner Arbeit. Dies unser Lehramt, dies unser gemeinsames Lernen wird uns keine Schulreform und keine Universitätsreform zerstören noch verleiden.

Meine verehrten Herrn Kollegen werden den Preis meiner Wissenschaft nicht ohne den stillen Protest angehört haben, dafs ich der Philologie zuschreibe, was doch der Wissenschaft im Ganzen erst gebühre, in jener idealen Einheit, die der Name Philosophie allein richtig bezeichnet, seiner Herkunft nach, und so wie er noch jetzt die philo-

sophische Fakultät ziert. Bereitwillig gebe ich das zu; um so lieber, da ich die Ehre habe, einer philosophischen Fakultät anzugehören, in welcher die Einheit und die Eintracht aller philosophischen Einzelwissenschaften eine anerkannte Herrschaft übt. Gewifs, das was grofs und erhaben ist in dem was jeder von uns treibt, ist das was uns allen gemeinsam ist, die rein wissenschaftliche philosophische Arbeit; aber dafs das Bewufstsein der Einheit unter den Philologen mächtiger, in der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Einzelarbeiten der centripetale Zug stärker ist als sonst irgendwo, das behaupte ich, weil es eine Thatsche ist, eine offenkundige, und wie mich dünkt, eine merkwürdige. Offenkundig ist sie, denn obgleich in der philosophischen Fakultät eine Anzahl Vertreter der philologischen Disciplinen sitzen, einige unterschieden durch einen besonderen Lehrauftrag, aber auch die übrigen in Lehre und eigner Arbeit nicht minder auf einen kleinen besonderen Teil beschränkt, so erkennen wir uns doch alle als gleichberechtigte Vertreter derselben Wissenschaft an, und wenn z. B. zwei von uns nebeneinander prüfen, so thun sie das im Bewufstsein, dafs sie beide in beidem sachverständig sind, und weil sie es sind, ist, soweit meine persönliche Erfahrung reicht, eine Meinungsverschiedenheit in keinem Falle hervorgetreten. Das liegt nicht an unseren Personen, sondern an unserer Wissenschaft. Und merkwürdig ist es wahrhaftig, dafs für die Philologie schlechthin unerträglich ist, was die Naturwissenschaft nicht blos verträgt, sondern zu verlangen scheint, in der sich gegenwärtig immer noch neue Disciplinen abgliedern, deren Vertreter sehr bald ein gesondertes Sachverständnis beanspruchen und anerkannt erhalten. Nicht bei diesem Gegensatze verweile ich; aber ein Blick auf die uns benachbarten Teile der Geisteswissenschaft darf gewagt werden.

Der Orientalist, mit dem wir in enger Fühlung leben, mufs sehr viele Sprachen kennen, und er betrachtet es als selbstverständlich, dafs aufser deren Grammatik und Schriftwerken auch alle andern Lebensäufserungen der Kultur

jener Völker, ihre Religionen und ihre Geschichte in seinem Arbeitsbereiche liegen; ob die Denkmäler auf Stein oder Ziegel oder Papier überliefert sind, macht vollends keinen Unterschied. Er ist genau in dem Sinne für seine Sphäre Philologe oder Historiker oder Archäologe, wie man's nennen will, wie wir für die unsere. Die einzelne Person vermag auch dort nur einzelner verhältnismäſsig kleiner Teile sich so weit zu bemächtigen, daſs sie zu produktiver Arbeit fortschritte, und so findet auch dort die Arbeitsteilung thatsächlich statt. Es fällt nur weniger ins Auge, weil selten eine gröſsere Zahl von Orientalisten neben einander wirken.

Das Studium des Indischen hat vor etwa 100 Jahren begonnen mit der wunderbaren Sprache und wenigen Hauptschriften; jetzt sehen wir es vollkommen ausgewachsen zu einer Philologie, genau so allumfassend, also auch genau so groſsartig wie die unsere.

Das Studium der Zeiten, die auf den Sturz des römischen Reiches folgen, ist dadurch erschwert, daſs die Einheit und das Bewuſstsein der Zusammengehörigkeit der Kultur dem älteren Mittelalter gebricht, und später zwar eine Kultur erwächst, die in der wesentlichsten Grundlage eine Einheit hat, aber gebildet wird durch das Zusammenwirken vieler gleichberechtigter nationaler Kulturen, eben deshalb unendlich reicher denn die Antike, aber kaum noch wie jene als eine Einheit zu erfassen: es ist die Kultur in der wir leben. Nur wo sich wieder ein in sich wirklich abgeschlossenes Kulturgebiet abzweigen läſst, tritt auch der Begriff der Philologie in seiner Ganzheit mächtig hervor. Das gilt von dem byzantinischen Griechentume, das Europa wesentlich aus Unkenntnis zu verachten pflegt. Jüngst hat nun ein energischer deutscher Gelehrter den schönen Wagemut der That gehabt und für dieses Gebiet die Selbständigkeit und die Gleichberechtigung gefordert. Sein wird der Ruhm sein, die byzantinische Philologie gegründet zu haben, denn er hat sie sofort in dem echten Sinne gefaſst, so daſs neben der Sprache die Geschichte, neben der Poesie die bildende Kunst, und Recht und Sitte und Religion auftritt.

Auch darin hat er sich als wahrer Philologe erwiesen, dafs er alle Nationen gleichermafsen zur Mitarbeit berufen hat. In allen anderen Gebieten der jüngeren Kultur Europas ist es herkömmlich, dafs die Erforschung von Sprache und Litteratur, die sich dann Philologie nennt, sich von der Geschichte scheidet. Und dann scheiden sich die Sprachen, und dann will die Kunstgeschichte für sich stehn, und so geht es weiter. Es wird das ja wohl notwendig sein, denn es ist. Ich will von einzelnen bedenklichen Erscheinungen nicht reden, die man geneigt sein könnte auf diese Scheidung zurückzuführen: lieber weise ich auf den gigantischen Torso von Müllenhoffs Deutscher Altertumskunde hin. Dieser grofse Mann hat seine Philologie als ganzes erfafst, wie Boeckh sie uns zu fassen gelehrt hat, und er hat sich an ein Werk gewagt, wie Boeckh in den Blütenträumen seiner Jugend einen 'Hellen' zu schreiben sich vorsetzte. Müllenhoffs Werk ist nicht vollendet, und keiner wird es zu vollenden suchen, so wenig wie Boeckh seinen Hellen geschrieben hat, oder irgend jemand das Vollbild des Hellenentums liefern wird. Aber eine ideale Forderung der Wissenschaft bleibt dieses Vollbild; in der Seele sollen wir es alle tragen, und diese Forderung gilt für das Studium jeder in sich abgeschlossenen Kulturwelt. Weil die Wissenschaft sich selbst die Ziele setzt, mag sie auch die Wege weisen. Ich rechte nicht mit der Scheidung von Philologie und Geschichte für die modernen Zeiten; es mag der rechte Weg sein, wenn nur das Ziel bleibt, das notwendig eines ist und nicht niedriger gesteckt werden darf. Unmöglich können wir um der Analogie der modernen Sprachen willen bei uns den Emancipationsgelüsten einzelner Disciplinen, oder besser vereinzelter Historiker, Grammatiker, Archäologen nachgeben, die alle an der Wertlosigkeit ihrer Früchte bald erkannt worden sind, oder es in bälde werden: ich glaube vielmehr, die gleichberechtigten aber jüngeren Wissenschaften würden sich nichts vergeben, wenn sie von den Erfahrungen der ältesten Schwester etwas mehr Notiz nehmen wollten.

Es war eigentlich meine Absicht gewesen, heute an einer Anzahl bezeichnender Beispiele zu zeigen, dafs diese modernen Philologien, das Wort in unserem Sinne gebraucht, meine Wissenschaft und ihr Objekt, das Hellenentum, zu ihrem eignen Schaden häufig ignorieren; etwa die modernste Theorie der Lyrik mit der geschichtlichen Darlegung des Werdens des griechischen Liedes und Chorgesanges ad absurdum zu führen; oder im Gegensatze zu modernen Debatten über politische, Litteratur- und Kulturgeschichte vorzuführen, wie diese Fragen theoretisch und praktisch von Leuten behandelt worden sind, deren Namen doch noch einigen Klang haben, Herodotos und Aristoteles, Dikaiarchos und Poseidonios. Wenn die beiden letzten minder klingen, so sind doch erst sie Forscher im modernen Sinne. Aristoteles ist das noch nicht gewesen; ich erinnere mich wohl, wie sehr es mich einst befremdete, als ich jemanden, dem ich die Berechtigung nicht absprechen konnte, dies für die Naturwissenschaft dem Aristoteles abstreiten hörte: jetzt habe ich es auf dem geschichtlichen Gebiete selbst bestätigt gefunden.

Auch das hatte mich stark gereizt, auf Fragen und Einwürfe zu antworten, die mir von naturwissenschaftlichen Kollegen gelegentlich gemacht sind, wofür ich immer besonders empfänglich bin. Wie ist es möglich, dafs das heliocentrische System entdeckt ist und vergessen wird? Wie konnte unter den echt naturwissenschaftlichem Denken abholden Hellenen ein Archimedes erstehn? Ist nicht die antike Kultur zu Grunde gegangen, weil man nicht einmal das wenige, was man von Naturwissenschaft besafs, praktisch anzuwenden wufste? Die Leute hatten ja nicht einmal Uhren. Das wäre einer Antwort wohl wert gewesen, auch an dieser Stelle. Vieles ist blofs ein Vorurteil; das Gehäuse der Normaluhr von Athen steht noch auf dem Markte, der Turm der Winde. Und wenn jetzt der Automat Naschwerk oder derlei Tand für einen eingeworfenen Groschen spendet, so lieferte er damals in genau derselben Weise das Weihwasser an der Tempelthür. Das Volk, das den Wandel

der Erde um die Sonne entdeckt hat und in dem Archimedes keine vereinzelte Erscheinung ist, war wirklich der Naturwissenschaft nicht abhold: die Zeiten und Personen und Werke, in denen diese Geisteswirkung dominiert, sind nur sehr schwer zu erforschen und sehr wenig erforscht; dafs das besser werde, dazu müssen uns Philologen, weil wir begreiflicherweise das sachliche Verständnis nicht besitzen, unsere naturwissenschaftlichen Kollegen helfen. Dafs aber die Naturwissenschaft das Hellenentum nicht vor der Barbarei bewahrt hat, ist allerdings sehr bemerkenswert: sie kann das eben nicht besser als die Poesie oder Skulptur oder Grammatik. Der Untergang aller Wissenschaften ist bei den Hellenen eine Folge des Unterganges der politischen Freiheit, und dieser ist eine Folge der gesellschaftlichen und sittlichen Zersetzung des Volkes. Das lehrt die hellenische Geschichte; eine ernste Lehre, deren Begründung wohl auch für unsere Zeit und diesen Platz getaugt hätte.

Aber alle diese reizvolleren Gegenstände habe ich fahren lassen und erwähne sie nur im Vorbeigehen, weil alle auf dieselbe Thatsache deuten, deren Hervorhebung mich zu meinem Ausgangspunkte zurückführt. Selbst die ernsten Männer in Deutschland wissen vom Altertume überaus wenig und wollen noch weniger von ihm wissen. Sie identifizieren es so ziemlich mit dem was die Schule ihnen davon geboten hat. Ein wenig ist daran die Schule wirklich schuld. Wie oft hört man den eben so anmafslichen wie grellen Unsinn, dafs die Schule in den Geist des Altertums einführe. Als ob das Altertum einen einzigen Geist gehabt hätte, die Schulschriftsteller alle denselben hätten (Homer etwa und Ovid, oder auch Platon und Demosthenes), und gar die nicht für die Knaben ausgewählten auch denselben; wo dann freilich der Materialismus Demokrits, die kritische Skepsis des Karneades und sämtliche exakte Wissenschaften als unantik erscheinen müssen. Wahrhaftig, wenn das Altertum nicht mehr und nicht anderen Geist gehabt hätte, als ein Knabe fassen kann und darf, so soll man

Männer mit ihm verschonen. Ein zweites ist was die Schule ohne Verschuldung wirkt, dasselbe was jetzt leider unsere grofsen Dichter auch erfahren. Weil sie so viel zur Schullektüre verwandt werden, meint man leicht, man kenne sie damit genug und hält sie bald für blofse Schülerlektüre. Es leuchtet ein, dafs diese Vorurteile beseitigt werden, sobald die alten Bücher aus der Schule verschwinden. Wenn sie den Knaben entzogen werden, werden die Männer sie vielleicht lieber aufsuchen; oder besser die Erwachsenen: denn ich bin zwar so unmodern, meine Wissenschaft für mein Geschlecht zu reservieren, aber das Hellenentum, nicht als Naschwerk, sondern als Nahrung der Seele, zur Erhebung und Erbauung, gönne ich unsern Frauen und Töchtern auch; sie sind nicht unempfänglich dafür: man mufs es ihnen nur nahe bringen. Unser, der Philologen, Vermittleramt wird schwerer, aber auch notwendiger und lohnender werden.

Das Hellenentum ist auf den Schild erhoben, das Griechische zu einer bedeutenden Rolle im Knabenunterrichte berufen erst infolge der Geistesrichtung, die im vorigen Jahrhundert das Rokoko überwand und stürzte. Die grofsen Lehrmeister unseres Volkes haben es als ästhetisch künstlerisches Ideal aufgerichtet, dem sich auch Staat und Leben und Sittlichkeit unterordnen sollten. Es ist nicht zu leugnen, dafs die Imitation des Hellenentumes in der bildenden Kunst des Klassizismus uns jetzt meistens widersteht. Aber ein ästhetisch künstlerisches Ideal genügt uns wirklich überhaupt nicht mehr; wir fordern, wir haben ein reicheres Volksleben. Daher die Abneigung gegen die Antike. Wenn sie in jenen Idealen erschöpft wäre, so würde ich die Abneigung nicht nur begreifen, sondern teilen. Aber so wenig Polygnot gemalt hat wie Flaxman oder die Gebrüder Riepenhausen, so wenig hat den Hellenen eben der Reichtum des Lebens gefehlt, den wir Modernen fordern. Das mufs der Philologe selbst sehen lernen und es dann den andern zeigen. Die Augen mufs er offen halten und nach allen Seiten umschauen, keiner Anregung darf

er sich verschliefsen und soll wissen, dafs er von allen etwas lernen kann. Dann wird er auch in dem Objekt seiner Wissenschaft tiefer und weiter sehn, und davon den anderen mitteilen können. Die anderen sind gar nicht so böse. Sie wollen das alte tote Zeug nur wegwerfen, weil es tot sei: wenn es das ist, so haben sie ja recht. Beweisen wir ihnen, dafs es lebt, sorgen wir dafür, dafs sie seine lebendige Kraft an sich selbst verspüren: dann werden sie es schon respektieren. Das ist es, was ich sagen wollte; dem Kleinmut und der Verzagtheit der Philologen wollte ich entgegentreten. Unserer Wissenschaft als Wissenschaft will niemand etwas zu leide thun, am wenigsten der Staat, der sie vielmehr fördert, so gut er kann. Sie wird auch dadurch nicht schwer geschädigt werden, wenn wir unsere Lehre einer veränderten Knabenbildung anpassen müssen. Der Glaube an die Macht und den Wert der Antike ist allerdings bedroht, und wir, die wir ihn hochhalten, sehen darin eine schwere Gefahr für die geistige und sittliche Gesundheit unseres Volkes, oder vielmehr der gesamten menschlichen Kultur: denn die ist trotz allem Nationalitätenhader eine, und darum geht der Kampf der Barbarei und des Banausentumes gegen das Ideal auch über die ganze Erde. In diesem Kampfe stehen wir: wohlan denn, so wollen wir unsern Mann stehen. Denn wenn die Kultur, an die wir glauben, untergeht, so ist's unsere Schuld: keine Ausrede kann sie von unserem Gewissen abwälzen. Mag es gegenwärtig in Deutschland trüb für uns aussehn, das ist doch nur Schein, denn unsere Wissenschaft — ich täusche mich nicht — ist stärker und gesünder denn vor einem Menschenalter, und in andern Ländern ist der Stern des Hellenentumes, der früher tief gesunken war, mächtig im Steigen. Haben sich doch in Frankreich und England, den alten Hochburgen der Kultur, von denen wir Deutsche immer noch lernen können, schon die Freunde der guten Sache zu mächtigen Gesellschaften zusammengeschlossen; Italien und Hellas können ihres eignen Adels nimmermehr vergessen; stellt doch das kleine aber in seiner Eigenart

starke Dänemark eine Kerntruppe von Meistern und Schülern; eine frische Jugend rührt sich in Schweden und Finnland; und, wenn sie nicht in nationaler Tracht gehn müfsten, würden die russischen Mitarbeiter längst den verdienten Platz in der vordersten Reihe einnehmen; ja es gehen die philologischen Schützenschwärme schon von dem gesicherten Osten westwärts vordringend über das unendliche Gebiet des Sternenbanners vor. Nein, wenn wir nur unserm Ideale Treue halten, so können wir dem kommenden zwanzigsten Jahrhundert festen Auges entgegenblicken. Was es auch den Völkern bringe: die Sonne Homers wird leuchten über die weite Welt, Licht und Leben spendend den Menschenseelen, herrlich wie am ersten Tag.

Die eigentliche Aufgabe der heutigen Feier ist die Verkündigung der Urteile der Fakultäten über die eingereichten Preisschriften und die Bekanntmachung der neuen Preisaufgaben. Der erhabene Stifter der Preise, dessen Gedächtnistag wir dadurch pietätvoll begehen, hat mit dieser Institution, die jetzt an allen Universitäten in Gebrauch ist, den Anfang gemacht und verdient deshalb doppelten Dank. Es mufs aber die Frage aufgeworfen werden, ob die Form und die Bedingungen der Konkurrenz noch den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechen. Denn die Beteiligung ist schon seit längerer Zeit leider keine starke mehr.

Verkündigung der Urteile der Fakultäten über die eingelieferten Preisarbeiten und der neuen Aufgaben.

Die Universität schaut heute auf ein Jahr zurück, das zwar im ganzen ein ruhiges war, insbesondere durch das fast völlig tadellose Verhalten der Studentenschaft, der ich mit Freuden den Dank der Universität aussprechen kann, das aber in ihrem Lehrkörper sowohl durch den Tod wie durch andere Ursachen so bedeutende Veränderungen her-

vorgerufen hat, dafs es nicht angeht, ihrer aller einzeln zu gedenken. Nur an die Wintersonnenwende will ich erinnern, wo wir einen Kollegen[1]) in die harte Erde betteten, den rasch und grausam der Tod weggerissen hatte aus einem Leben voll Arbeit, voll Streit. Die Universität hat die Schwere dieses Verlustes empfunden, und auch die versöhnende Kraft des Todes. Dem Toten hat viel an der Erhaltung seines Namens gelegen, aber auch unsere Universität und die Wissenschaft hat er heifs geliebt. Möge ihm sein Wunsch erfüllt werden, dafs das Gedächtnis seines Namens erhalten werde, wie er es verordnet, uns aber der unsere, für den wir gethan haben, was wir vermochten: dafs ungestörter Friede dieses Grab umschwebe. Und nun denken Sie ein Halbjahr zurück, an den sonnenhellen blühendprächtigen Mittsommertag, da wir den ältesten und berühmtesten Göttinger[2]) hinübertrugen auf den Gottesacker von der friedlichen Gartenbank, auf der er den welken Leib ohne Scheideschmerz verlassend hinübergeschlummert war in das Reich des ewigen Lichtes: eines sonnigen Lebens sonniger Abschlufs. Aber auch dieses Leben hatte seinen Kampfestag gesehen, einen schöneren selbst und beneidenswerteren als diesen schönen Scheidetag: den Tag, da er den Mut hatte seinen Eid nicht zu brechen, den sein Staat, auch seine Universität preisgaben. Der sittliche Mut von sieben Professoren hat doch gesiegt über Staatsraison und Weltklugheit, über Fürstenwillkür und Beamtengefügigkeit, Gelehrtenhoffart und die Dumpfheit der Masse. Den Werken des grofsen Physikers wird die Pietät seiner Nachfolger und Kollegen ein Ehrendenkmal stiften: die Gewissensthat des mutigen Mannes sollen wir uns alle tief ins Herz schreiben. Bewahre Gott unser Vaterland und jeden von uns vor einem solchen Konflikte; aber wenn er kommen sollte: möge er nicht blofs sieben, nicht blofs Göttinger, nicht blofs Professoren finden, die ohne Furcht und ohne

---

[1]) P. de Lagarde.

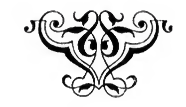
[2]) Wilhelm Weber.

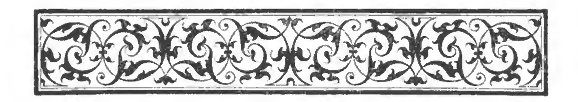
Eitelkeit, einzig dem nimmer trügenden Rufe eines lauteren Herzens folgend, für Recht und Wahrheit handeln und leiden.

Die Georgia Augusta steht in cadente domo; so sagen die Leute und schreiben die Zeitungen, und die Statistik der Studentensummen scheint es zu bestätigen. Auch in diesem Sommer ist die Zahl bei uns um ein paar Köpfe heruntergegangen. Es würde viel leichter gewesen sein, diese Thatsache nur in der definitiven Feststellung hervortreten zu lassen, die niemand liest, als die Wahrheit schon jetzt festzustellen: unser Personalbestand führt nicht nur keine toten Seelen, die definitive Feststellung wird vielleicht eher ein Plus ergeben. Wir suchen und sagen die Wahrheit, mag sie uns erwünscht sein oder nicht. Erwünscht ist im höchsten Grade, dafs der Studenten in Deutschland weniger werden; dafs sie an Zahl in Göttingen mehr zurückgehen als anderswo, ist für uns zum mindesten unerwünscht. Aber in cadente domo stehen wir deshalb noch lange nicht, und ich glaube, das Ergebnis würde für uns ein wesentlich anderes sein, wenn man die Summe der effektiv geleisteten Arbeit wägen, wenn man die durch die Universität zum wissenschaftlichen Leben erweckten Seelen zählen könnte. Endlich fühle ich mich hier dazu gedrängt, unserem Staate und unserem vorgesetzten hohen Ministerium den ganz besonders warmen Dank auszusprechen, dafs man das Vertrauen in die Georgia Augusta nicht verliert: unzählbar sind die Beweise der sachlichen und der persönlichen Förderung, die uns geworden sind, unseren Wünschen ist die wohlwollendste Berücksichtigung niemals versagt, fast möchte ich sagen, öfter als wir selbst zu hoffen wagten, Erfüllung geworden. Nur die eine Bitte für unser schönstes Kleinod, unsere Bibliothek, mufs wieder und wieder erschallen. Wir haben den sicheren Beweis, dafs der hohe Geist der Stifter dieser Hochschule auch den preufsischen Staat beseelt: die Georgia Augusta soll und wird eine Stätte der Wissenschaftlichkeit, der ernsten und der freien Wissenschaft bleiben.

In Dankbarkeit und Treue kränzen wir heute das Bild unseres Stifters und Paten, gedenken wir unseres erhabenen Rector magnificentissimus, und erheben wir laut und freudig unsere Stimme, huldigend und grüfsend unseren allergnädigsten Kaiser, König und Herrn.

Wilhelm II. Kaiser von Deutschland, König von Preufsen lebe hoch!





Weltperioden.

Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs, gehalten am 27. Januar 1897 im Namen der Universität Göttingen.

Dankbar und freudig können wir heute das Jahresfest unseres Volkes, den Geburtstag unseres Kaisers und Königs begehen. Wie Gottes Gnade über dem Heile unseres kaiserlichen Herrn gewacht hat, ihm und den teuren Häuptern seines Hauses allen Leben und Gesundheit bewahrend, so hat unser Volk nicht nur das kostbarste der materiellen Güter, den Frieden, weiter genossen und sich eines steigenden Wohlstandes erfreut, sondern es mag sich am festlichen Tage ruhig berühmen, daſs seine Ehre in dem Kreise der Völker ungeschmälert und ungetrübt erhalten worden ist, und daſs mit der Vollendung des Deutschen bürgerlichen Gesetzbuches ein neues Band um die Staaten und Stämme geschlungen ist, die am heutigen Tage in der gemeinsamen Huldigung vor ihrem Kaiser zugleich den Ehrentag ihrer Gemeinschaft feiern, des Reiches, dem sie Gedeihen und Ehre danken.

In wenig Wochen werden wir den hundertjährigen Geburtstag unseres ersten Kaisers festlich begehen, viele von uns in wehmütiger Erinnerung an das ehrwürdige Greisenhaupt, zu dem sie lange Jahre aufgeschaut haben, nicht nur als zu dem Träger der irdischen Majestät, sondern mehr noch dem Haupte des getreuesten Knechtes, dem die Krone des Lebens gewiſs war. Aber es mag unserm

Volke wohl frommen, ein Jahrhundert zurückzublicken auf das Jahr, das dem preufsischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm nicht nur den zweiten Sohn schenkte, sondern ihn auch zum Herrscher des preufsischen Staates berief, eines Staates, der kaum deutsch genannt zu werden verdiente, der vielmehr erst zertrümmert werden mufste, damit jenes Preufsen entstünde, dessen Volk sich durch eignen Opfermut die Anwartschaft auf die Führung Deutschlands erwerben sollte.

1797, das ist das Jahr des Friedens von Campoformio. 1797, das ist das Jahr des Musenalmanaches, in dem Goethe und Schiller die für jedermann geniefsbarste Frucht ihrer Freundschaft, die Balladen, gespendet haben. Vor hundert Jahren verfiel Süddeutschland dem Machtbereiche Frankreichs, das seine Grenzen bis an den Rhein erstrecken durfte, und Norddeutschland erfreute sich schlaff und kurzsichtig der Neutralität, die ihm der Baseler Frieden gebracht hatte. Die Schmach dieses Friedens soll einem jeden preufsischen Manne empfindlicher sein als die Niederlage von Jena, ihre verdiente Strafe. Und doch, welch einen Segen haben jene zehn Friedensjahre gebracht. Sie haben Schiller zu seinem letzten reichsten Schaffen Raum gegeben, durch die Freundschaft mit dieser Heldenseele Goethe zu sich und seiner Pflicht zurückgeführt, und viele unserer edelsten Männer haben in dieser Mufse stiller Sammlung die Kräfte gewonnen, der Menschheit die Ziele der Kultur und der Wissenschaft höher zu stecken.

Das Leben und Gedeihen eines Volkes ist eben zu kompliziert, als dafs es von einem Augenpunkte aus ganz richtig gesehen werden könnte, eine allseitige Betrachtung aber geht über die Kräfte des einzelnen Menschen, und es ist zum mindesten eine längere Zeit erforderlich, bis die Wissenschaft durch die Arbeit vieler zu einem menschlich geredet richtigen Urteile gelangen kann. Denn darüber soll auch die Geschichtswissenschaft in ihrem Stolze sich nicht täuschen, dafs ihr Wahrspruch von absoluter Gerechtigkeit immer noch entfernt bleibt. Wenn die Welt-

geschichte das Weltgericht sein soll, so ist sie zu schwer für ein Menschenkind, so kann nur der der Welthistoriker sein, der zugleich der Dichter dieser Tragödie ist. Wenn wir uns also heute dessen freuen, dafs die Selbstverblendung der undeutschen Politik von 1797 unmöglich geworden ist, wenn wir mit Bangen bemerken, dafs die Ideale höchster Menschenbildung, die vor hundert Jahren deutsche Männer der Welt aufrichteten, minder durch internationale Barbarei als durch bornierten nationalen Fanatismus aller Orten bedroht werden, so sollen wir uns bescheiden und uns eingestehen, dafs es uns nicht zusteht, die Bilance zu ziehen, ob 1797 oder 1897 die Rechnung unseres Volkes günstiger stünde. Erfüllen wir das Tagewerk, das uns auferlegt ist, ohne Kleinmut und ohne Überhebung; vergleichen und urteilen möge die Nachwelt, so weit Sterblichen ein Urteil zusteht. Vielleicht erscheinen ihr dereinst die Gegensätze, die jetzt unser Auge fesseln, so unwesentlich gegenüber dem Gemeinsamen, dafs sie die Zeit Goethes und die Zeit Bismarcks in eins zusammenfafst. Denn was ist ein Jahrhundert mehr als eine Welle auf dem Meere der Ewigkeit; und Wellenberg und Wellenthal sind gleichwertig vor dem, dessen Hauch die Lebensfluten der Äonen bewegt.

Steigt denn aber nicht die Entwickelung der Welt und ihrer Kultur in einer kontinuierlichen Bahn, sei's geradlinig, sei's in der Spirale, künftiger Vollkommenheit und Glückseligkeit entgegen? Schiller hat den Glauben an die künftige goldene Zeit als ein Wort des Wahnes gegeifselt; aber es wird auch heute von vielen betrogenen Betrügern geschäftig verbreitet, von der urteilslosen Masse begierig aufgenommen. Denn die Halbbildung bläht sich allezeit in Selbstzufriedenheit, schaut auf der Väter Zeiten nur um sich daran zu weiden, wie herrlich weit sie's selbst gebracht hätte, und feiert nicht der Dankbarkeit sondern dem Eigendünkel die Erinnerungsfeste. Aber auch viele Einsichtigere lassen sich durch den ungeheuren Fortschritt der materiellen Kultur und durch billige naturwissenschaftliche Schlagworte zu einer leichtherzigen Verachtung der gesamten Vergangen-

heit und zu einer materialistischen Auffassung der Weltentwickelung verführen, die eben so unphilosophisch wie ungeschichtlich ist.

Es bedarf gar keiner Spekulation: die Welt hat die Erfahrung gemacht, dafs es nicht immer aufwärts geht, dafs auch, was als unverlierbarer Gewinn der Menschenarbeit geborgen scheint, verloren gehen kann. Die Kultur kann sterben, denn sie ist mindestens einmal gestorben. Der Schakal heult in Ephesos, wo Heraklit und Paulus gepredigt hatten; in den Marmorhallen von hundert kleinasiatischen Städten wuchern die Dornen und kauern nur vereinzelt verkümmerte Barbaren; Wüstensand wirbelt über dem Göttergarten Kyrenes. Doch wozu Bilder aus der Ferne? Wer einmal mit Nachdenken über das Forum Roms gewandert ist, mufs inne geworden sein, dafs der Glaube an den ewigen kontinuierlichen Fortschritt ein Wahn ist.

Sehr viel tiefsinniger ist die Anschauung, die wir schon in unserer Jahrzählung ausdrücken. Es geht an, wenigstens wenn man nur an den Occident denkt, eine aufsteigende Linie der Kultur seit Christi Geburt zu konstruieren, so dafs durch einen einmaligen Akt, auf den alles frühere vorbereitete, eine der Vollendung zustrebende Weltperiode eröffnet wäre. Allein ganz abgesehen davon, dafs die Welt zu weit geworden ist, als dafs sie an einem Bilde ihrer Geschichte Genüge finden könnte, wie es am grofsartigsten, doch schon ohne innerliche Befriedigung, die Gemälde der Capella Sistina schildern, steht dieser Glaube gerade mit dem der ältesten Christengemeinde in Widerspruch. Ihre Begeisterung glaubte sich zwar von dem Hauche eines neuanbrechenden Tages umwittert, allein das sollte zugleich der jüngste Tag sein, in dem diese Welt verginge. Als Paulus die Gemeinde von Thessalonike gestiftet hatte, waren die Neubekehrten um jeden Bruder in Bekümmernis, der dahinstarb ohne den Tag der Vollendung erlebt zu haben, und Paulus tröstete sie so, dafs er selbst mindestens die Hoffnung durchblicken liefs, diesen Tag mit irdischen Augen zu schauen. Die Zukunftsbilder, welche das Urchristentum

aus seiner Empfindung heraus projizierte, hatten freilich keine objektive Wahrheit; aber die Empfindung, die ihnen Kraft zu neuem Leben gab, kann nimmermehr ein Wahn gewesen sein. Diese Empfindung war, daſs die Welt, in der sie lebten, dem Untergange verfallen war. Weil sie so empfanden, war ihnen die Botschaft eine Erlösung, die dem einzelnen trotz dem Tode der Welt die gewisse Zuversicht des Lebens brachte.

Nicht weniger als jene armen Krämer und Handwerker empfanden auf den Höhen des Lebens Kaiser Augustus und die Staatsmänner seines Rates und die Dichter und Weisen seines Hofes, daſs der entsetzliche hundertjährige Bürgerkrieg die ganze Kultur an den Rand des Abgrundes geführt hatte. Allein sie glaubten die Gefahr durch den Frieden des geeinigten und geordneten Weltreiches, durch die Rückkehr zu der Zucht und Frömmigkeit der Väter und zu den hellenischen Idealen beschwören zu können. Groſsartig ist was sie erreicht haben. Wenn materieller Wohlstand für die Gesundheit und das Glück der Welt genügte, wenn der Mensch von Brot allein lebte, so wäre die römische Kaiserzeit ein Gipfel der Kultur. Ohne Frage hat zur Zeit des Kaisers Pius die Majorität der Bewohner des römischen Reiches so empfunden, und ihre Empfindung ist nicht minder echt als die der Christen. Ihr Ausdruck ist der Kaiserkultus, die lebendige Religion jener Zeiten, der nicht nur die vornehmste Stelle in dem öffentlichen Gottesdienste erhalten hatte, sondern fast alle alten Kulte durchdrang. Der Inhalt dieser Religion ist der Glaube an die Kraft und Herrlichkeit des Weltreiches, an die Vollkommenheit und Ewigkeit der Weltkultur: eben der Wahnglaube nicht nur an den ewigen Fortschritt, sondern an die erreichte goldene Zeit. Daſs es ein Wahn wäre, sahen freilich nicht nur die Christen, die Vaterland und Staat, Wissenschaft und Kunst lästerten, weil sie sie nicht begriffen. Gerade die Männer, welche für die höchsten Güter aus dem Erbe der Väter noch wahres Verständnis besaſsen, hören wir klagen, daſs es keinen wahrhaft schönen Mann, kein

originales Talent mehr gäbe. Müde und greisenhaft fühlt sich trotz allem die Welt. Und wahrlich, wie sollte sie anders, da doch niemand höheren Zielen zustrebt, kein neuer Gedanke gedacht wird, ja sogar die Möglichkeit seiner Erzeugung für ausgeschlossen gilt, da so ziemlich die einzige Wissenschaft, an der positiv fortgebaut wird, die Astrologie ist, die Philosophie, einerlei welche Religion ihre Vertreter bekennen, zwar Engel und Teufel beschwört, aber den Menschen und die Natur vergessen hat, da selbst das Heldentum (und Kaiser Marcus ist ein Held gewesen, wie wenige gelebt haben) nur eine passive Tugend übt, die ihre Kraft aus der Resignation schöpft.

Um 300 kam der Tod, nicht gewaltsam, nicht plötzlich, nur mit den Krämpfen und Zuckungen des natürlichen Sterbens. Die Generation, die dieses Ende erlebte, wurde seiner kaum gewahr; sie begrub die alten Ideale nicht wie die Leiche des Erblassers, sie warf sie von sich wie ein verschlissenes Kleid. Wohl mochte sich die siegreiche neue Religion eines frischen Lebens freuen, an dem wenigstens im Oriente das vierte Jahrhundert reich genug ist; aber es war ein neues Leben, und wie köstliches war nun ab und tot. Ein jeder weifs, dafs es nun keinen freien Staat und keinen freien Mann und keinen freien Gedanken mehr giebt. Der Absolutismus, der auf einem Stande von Berufsbeamten und einem der Nation entfremdeten Heere ruht, tritt gleichzeitig mit der analog organisierten Kirche die Herrschaft an. Mit der Einheit des Reiches ist die Einheit der Kultur preisgegeben; damit fällt der Occident, der bisher immer von Osten befruchtet war, zunächst in Barbarei zurück, und als er nach tausend und mehr Jahren sich eine Kultur selbst errungen hat, gelingt es ihm doch nicht, bis heute nicht, die Kluft zu füllen, die ihn von dem mittlerweile barbarisierten Oriente scheidet. Minder augenfällig als diese äufseren Gegensätze und in Wahrheit doch noch viel bezeichnender ist eine andere Veränderung, die trotz der zäh festgehaltenen Schrift die Trägerin aller Kultur, die Sprache, von Grund umgestaltet. Die Beto-

nung wechselt, indem die Tonstärke statt der Tonhöhe eintritt und so die alte Unterscheidung von Länge und Kürze schwindet. Damit fallen die alten Kunstformen in Poesie und Prosa, ja auch die Musik mufs sich einen neuen Grund suchen. Wohl hat die Elastizität des hellenischen Geistes vermocht, ebenso wie sie die neue Kirchenlehre ausgestaltete, auch die accentuierende Prosa und Poesie, den Reim und den Kirchengesang zu erschaffen und uns Occidentalen noch zu übermitteln: aber das ist alles neu. Wenn die alten Götter tot waren, die Verse Homers und die Lieder Anakreons und die Rhythmen des Demosthenes nicht mehr klangen, so war's mit der alten Kultur zu Ende. Wer wollte das leugnen, so rätselhaft uns auch die Wandelung der Volksseele erscheinen mag, die alle diese Veränderungen allein hervorrufen konnte. Die Thatsachen sind da: nur wer sie aus Trägheit oder Vorurteil ignoriert, kann bestreiten, dafs die Weltgeschichte um 300 an einem der Wendepunkte des grofsen Weltenjahres gestanden hat, dafs sich ein Ring an der Kette der Ewigkeit schlofs, und wo äufserlich Continuität zu sein scheint, in Wahrheit nur ein neuer Ring sich mit dem vorigen berührt.

Der Inhalt der um 300 abgeschlossenen Periode ist das s. g. klassische Altertum, die Geschichte der Kultursphäre, welche der hellenische Geist zu durchdringen und zu beherrschen vermocht hat. Diese Geschichte beginnt anderthalb Jahrtausende früher, wo wir durch den Nebel trüber Überlieferungen wieder einen Wendepunkt der Weltgeschichte erkennen. Eine ungeheure Völkerbewegung macht den Anfang. Sie überflutet alle Länder um das ägeische und ionische Meer und läfst sich bis an die beiden Flufsthäler des Niles und des Euphrats verfolgen, die in der oder den früheren Weltperioden die Centra der Kultur gewesen waren. Vor dem Ansturme der frischen Völker bricht eine vermorschte Civilisation zusammen, an der auch jene Vorfahren der Hellenen teil hatten, deren Burgen und Gräber nun wieder zu uns reden. Dadurch kennen wir die materiell reicheren älteren Zustände besser als die home-

rischen Dichter, die aus immer mehr verblassender Erinnerung von den Stürmen der Völkerwanderung erzählen, gerade wie das germanische Epos von Gothen und Hunnen und dabei von Verona und Ravenna handelt, das altfranzösische von den Wirren der Merovingerzeit, die aus der Mischung von Franken, Römern und romanisierten Kelten die neue Nationalität ebenso hervorgehen sah, wie die Hellenen aus der älteren Bevölkerung, die zum guten Teile nicht einmal arisch gewesen war, und den keineswegs durchaus urgriechischen Einwanderern erwachsen sind. Jahrhunderte hat es dann gedauert, bis diese neue Nation zu dem Bewufstsein ihrer Eigenart gelangte und sich eine Gesellschaftsordnung und Staatsverfassung, Religion und Sitte schuf, die spezifisch hellenisch heifsen durften. Es sind diese Jahrhunderte, die auf fast allen Gebieten überraschende Analogien zu dem Mittelalter der christlichen Periode bieten.

Auf sie folgt die in Wahrheit unvergleichbare Blütezeit, da sowohl die Freiheit und Ehre des nationalen Staates wie die Freiheit des Menschen in seinem Fühlen und Denken, Glauben und Handeln erfafst und behauptet wird, da die Wissenschaft offenbart wird, nicht als eine fertige Wahrheit, sondern als das unendliche Streben zur Wahrheit. Erst die Vereinigung so vieler der höchsten Güter macht jene Zeit unvergleichbar; aber vereinigt erscheinen sie nur dem Blicke aus der Ferne, genaueres Zusehen zwingt zu Distinktionen. Die ionischen Männer, die zuerst den Blick zum Himmel aufschlugen, nicht um Geister zu bannen oder die Zukunft zu lesen, sondern um die Gesetze der Himmelserscheinungen zu lernen, und denen so die Ordnung und Harmonie der Natur, die Einheit des gesamten Lebens aufging, diese Begründer der Naturwissenschaft hatten kein Vaterland, und schwerlich hätten sie sonst die Welt als Ganzes anzuschauen vermocht. Die Weisheitslehrer, die die geistige Umwälzung bewirkten, aus der die Wissenschaft vom Menschen hervorgegangen ist, sprachen das kühne Wort, dafs der Mensch das Mafs

aller Dinge ist, da für jedes Individuum die ganze Aufsenwelt nur durch seine subjektive Wahrnehmung und Empfindung Realität besitzt; sie brachen die Ketten jedes Herkommens, jeder Convention und forderten für Religion, Recht und Sitte eine neue der Vernunft genügende Begründung: nimmer hätten sie das gewagt, wenn sie nicht Weltbürger gewesen wären, und für die bestehenden Staaten haben sie nur zerstörend gewirkt. Wer könnte es dem politischen Historiker verdenken, wenn er die Vaterlandslosigkeit dieser Ionier brandmarkt? Im Gegenteil, das Verständnis der hellenischen Geschichte hängt daran, dafs die Berechtigung des lebendigen Staates und des positiven Rechtes, die Berechtigung der athenischen Demokratie anerkannt wird, trotzdem dafs ihr Reich nur von kurzer Dauer gewesen ist, und selbst wenn es Bestand gehabt hätte, für den hellenischen Gedanken ein zu enges Gefäfs gewesen wäre. Hat sich doch der gröfste Athener der Demokratie und seinem Vaterlande abwenden müssen, damit er als Urgrund der Natur und des Lebens eine sittliche Macht, und als Heil der Menschenseele die sehnsüchtig dem ewig Guten zustrebende Liebe schaute und offenbarte.

Eben um dieser Gegensätze willen ist die Zeit von Thales bis Platon, von Solon bis Perikles allzureich, als dafs sich ihr selbst die Renaissance gleich setzen liefse, in der Welt und Mensch von neuem entdeckt wurden. Gleichwohl hat namentlich die Kunstgeschichte diese Parallele mit Recht gezogen. Dieselbe hat auch zuerst die Wandelungen des Stiles, die wir conventionell mit den Namen Barocco, Rococo, Classicismus bezeichnen, in den Jahrhunderten des Hellenismus wiedergefunden; die Geschichte der Sitten wird das höfische und das städtische Leben derselben Zeit am deutlichsten durch die Analogie von Versailles und Venedig, Dresden und Holland erläutern; die Geschichte der Philosophie sieht Stoa Epikur und Skepsis in Holland, Frankreich und England wieder mächtig werden, und dem politischen Historiker drängt sich die

Ähnlichkeit in dem Antagonismus und der Gleichgewichtspolitik vieler neben einander stehender Staaten hier und dort oft ganz frappant auf.

Im zweiten Jahrhundert v. Chr. beginnt der Flutstrom des hellenischen Lebens zu ebben. Die Wissenschaft kommt mählich zum Stillstande, die von der Natur zuerst, dann die vom Menschen. Das Leben hat keine Ideale und verlernt fast sie suchen. Der geistige Elan der Volksseele erlahmt, weil der sittliche Elan geschwunden ist. So verfällt die Welt der Herrschaft der Römer, als verdienter Preis für die Kraft des nationalen Willens, durch die sie Italien wider Hannibal behauptet und so den Westen für die hellenische Kultur gerettet haben. Willig geben sie sich der Macht des hellenischen Geistes hin, wenn auch aufser Stande an den Werken dieses Geistes thätig Hand anzulegen. Allein unmittelbar auf die Vollendung ihrer Weltherrschaft folgt die hundertjährige Revolution, der Anfang des Endes. Dem gegenüber hatte schon die Weite der modernen Welt dafür gesorgt, dafs die Allmacht eines Volkes unmöglich war. Wohl ist nach der Zeit des Rokoko eine Revolution hereingebrochen, durch die die Schichtung der Gesellschaft und die Ordnung des Staates umgestürzt worden sind: aber sie hat vermocht Staat und Gesellschaft zu verjüngen. Wohl hat sich die Gefahr einer Weltmonarchie erhoben: aber die Völker haben sie durch die Kraft ihres nationalen Willens niedergeschlagen. Wohl war die Metaphysik so abgelebt, dafs die Skepsis das Feld zu behaupten drohte: aber Kant räumte die Trümmer weg und legte dem Denken einen neuen festen Grund. Und ein Dichter erstand, wie noch keiner gewesen war, und der geistige Elan der Menschheit erzeugte eine Naturwissenschaft und eine Geschichtswissenschaft, von denen selbst Alexandreia keine Ahnung gehabt hatte. Die historische Parallele scheint abzureifsen.

Kaum jemals sind die Ideale des echten Hellenentumes höher geschätzt worden als vor hundert Jahren, da man zuerst wieder Homer und Platon wirklich zu verstehen be-

gann. Wiederum wie zu Kaiser Augustus Zeiten glaubten die feinsten und edelsten Geister in der Rückkehr zu diesen Idealen und zwar in direkter Nachahmung das Heil der Kultur zu sehen. Heute haben wir nicht nur erfahren, dafs dieser Klassizismus keinen Bestand gehabt hat, wir sollen auch eben aus der geschichtlichen Parallele lernen, dafs er es nicht durfte, wenn nicht die Kultur einer gleichen Verödung durch leere Formenspielerei verfallen sollte, wie in der römischen Kaiserzeit. Jene Antike, die ein absolut verbindliches Vorbild für Kunst und Leben sein sollte, war für beides eine ernste Gefahr, schon darum weil sie ein Wahnbild war. Ein Jahrhundert geschichtlicher Forschung hat sie beseitigt, mögen auch Ununterrichtete für und wider sie, d. h. in Wahrheit für und wider den Klassizismus, zu streiten fortfahren. So lange man noch gar keine geschichtliche Perspektive kannte, mochten freilich Homer und Aristoteles und Horaz auf einer Fläche erscheinen: jetzt sind alle jene Theoreme, was 'die Alten' gethan oder nicht gethan haben sollen, ohne weiteres erledigt. Sie haben zähnefletschende Scheusale als Furien gebildet zu bestimmter Zeit, zu anderer nicht mehr; sie haben Totengerippe tanzen lassen und dann wieder den Tod als schönen Jüngling dargestellt; sie haben sich in Malerei und Dichtung an Lessings Grenzen so viel und so wenig gekehrt wie die Modernen. Schillers Unterscheidung von naiver und sentimentalischer Dichtung läfst sich nur mit der Modifikation halten, dafs derselbe Gegensatz sich auch durch die griechische Poesie ziehe. Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke, sagt Goethe. Er wird Recht haben; nur hat dann auch das klassische Altertum überwiegend romantisch Krankes hervorgebracht. Ja selbst die Mifsgeburten der 'Moderne' würden ohne Zweifel in Hellas ihres Gleichen finden, wenn die Zeit nicht gar so wenig für die Konservierung von Eintagsfliegen sorgte. Es ist nicht anders, und es konnte nicht anders sein: die Geschichtswissenschaft mufste den Glauben an ein solches abstraktes Ideal zerstören, sintemal eine goldene Zeit so wenig

hinter uns wie vor uns liegt. Was an seine Stelle getreten ist, mag minder erhaben sein, obgleich auch das schwerlich, denn wir sehen nun in anderthalb Jahrtausenden eine Kultur den ganzen Kreislauf der Entwickelung durchmachen, wir sehen einen Ring an der Kette der Ewigkeit sich ründen und schliefsen. Und ganz abgesehen von den Hervorbringungen dieser Kultur, schon dafs sie abgeschlossen hinter uns liegt, so dafs wir die Ursachen und Phänomene ihres Wachsens und Vergehens ganz verfolgen können, hat für die historische Methode überhaupt paradigmatische Bedeutung.

Die moderne Historie streitet zur Zeit nicht ohne Leidenschaftlichkeit über ihr Objekt und ihre Ziele. Vielleicht giebt ihr der hundertjährige Geburtstag Otfried Müllers, den dieses Jahr auch bringen wird, die Veranlassung sich zu überlegen, in welcher Weite bereits der Geschichtsschreiber der hellenischen Stämme seinen Gegenstand gefafst hat. Es kann für Hellas gar nicht in Frage gezogen werden, dafs nur das ganze Leben des Volkes der Gegenstand seiner Geschichte ist; Staat und Religion, Sitte und Recht, Kunst und Wissenschaft verschlingen sich der Art, dafs die Unzulänglichkeit einer jeden Scheidung am Tage liegt. Die einseitig politische Historie und ihre rhetorische Stilisierung ist zwar auch eine hellenische Erfindung; aber die klassizistische Nachahmung des Thukydides und Polybios ist für die alte Geschichte üerwunden. Damit dürften wir doch methodisch über Rankes Historiographie hinaus gelangen. Es ist der höchsten Bewunderung wert, wie dieser umfassende Geist es vermocht hat die ganze Entwickelung der christlichen Periode zu durchdringen, und schwerlich wird es ihm ein anderer nachthun; es war subjektiv vollauf berechtigt, wenn er als Greis der Gesamtdarstellung dieser Geschichte, die er begann, eine Skizze der älteren Zeiten voranschickte, und seiner zwei Menschenalter früher erworbenen Anschauung mochte es anstehen, das eine Weltgeschichte zu nennen. Aber es wäre ein schwerer Irrtum, und sowohl die Trägheit wie das nationale

Banausentum würden üblen Gebrauch davon machen, wenn man der Ehrfurcht vor einem grofsen Namen zu Liebe den Tempel der Geschichte erst mit der Bildung der romanischen und germanischen Nationen beginnen und die frühere Zeit nur als Vorhalle gelten lassen wollte. Das Verständnis unserer gesamten Kultur würde dadurch geradezu entwurzelt. Freilich liegt dieser Irrtum nahe, so lange der Glaube an den kontinuierlichen Fortschritt der Kultur gilt; er ist sofort beseitigt, sobald wir anerkennen, dafs sich ihr Leben in Perioden abspielt. Denn da sich die Wissenschaften immer nach ihrem Objekte abgliedern, wird dann nur die gemeinsame Methode die Einheit für die Geschichte der verschiedenen Kulturperioden bilden, ganz wie es zwar eine einzige philologische Methode giebt, aber genau so viel verschiedene Philologien wie selbständige Litteraturen — wenn es denn überhaupt angeht, Philologie und Geschichte begrifflich zu sondern. Diejenige Betrachtung dagegen, die das Gesamtleben der Menschheit überschaut, wird füglich der Philosophie zufallen, deren Amt es ist die allgemeinen Gesetze oder Ideen, das bleibende Sein im Strudel des Werdens, aufzuzeigen. So ist ja auch der Glaube an den kontinuierlichen Fortschritt der Kultur in Wahrheit nicht minder ein Erzeugnis philosophischer Abstraktion als der an die Weltperioden, zu deren Erläuterung ich das nicht ganz genügende Bild von den Ringen einer Kette nur deshalb suchen mufste, weil es uns nicht mehr gegenwärtig ist, dafs eigentlich die Rückkehr zum Ausgangspunkte mit bezeichnet wird, wenn wir den Hellenen das Wort Periode nachbrauchen. Auch bei diesen hat es natürlich dieselben widersprechenden Ansichten über den Gang der Weltkultur gegeben wie unter uns, nur dafs die Rechnung mit der Zukunft und dem zukünftigen Glücke sehr zurücktritt, dagegen die Vorstellung von einem wirklich grofsen Jahre, einer wirklichen Rückkehr sämtlicher kosmischer Bewegungen zu demselben Punkte gemäfs den damaligen naturwissenschaftlichen Hypothesen gerade den umfassendsten Philosophien geläufig ist. Verdenken wollen

wir es dem Thukydides gewiſs nicht, wenn ihn die ganze Vergangenheit gering und ärmlich dünkt gegenüber seiner Gegenwart, denn zu dem berechtigten Hochgefühle der sophistischen Aufklärung gehört auch diese Pietätlosigkeit. Verdenken wollen wir ihm auch die nationale Engherzigkeit nicht, der die Welt mit Hellas zusammenfällt, obwohl das ein Rückschritt gegen Herodotos war. Aber wenn wir diesen Standpunkt auch verstehen und verzeihen: bewundern dürfen wir ihn nicht, geschweige denn uns selbst auf ihn stellen.

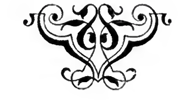
Dagegen Platon, der zwar die Geschichtswissenschaft miſsachtet, aber die Philosophie der Geschichte begründet hat, ist gerade durch die Jugend und Enge der eignen Kultur zu der tiefsinnigen Anerkennung getrieben worden, daſs vor ihr andere Perioden liegen müſsten, in denen die Kultur ihren Kreis durchlaufen hätte. Sein Blick, der immer auf das Wesen der Dinge gerichtet war, bemerkte in dem Wechsel der Formen von Staat und Gesellschaft, die ihm eine noch so unzulängliche historische Erfahrung bot, eine gewisse Regelmäſsigkeit der Abfolge und erkannte die Ursache dieser Veränderungen in den Wandelungen der Seele des Volkes, das sich Staat und Gesellschaft bildet, während wiederum die Seele durch die Formen des Lebens das sie umgiebt mannigfach beeinfluſst wird: so schildert er denn diese Wandlungen typisch in poetischen Bildern, in prophetischen Ahnungen — die Erfahrungen von zwei Jahrtausenden können die Bewunderung seines Tiefsinns nur steigern; aber die Ahnungen in wissenschaftliche Erkenntnis umzusetzen vermag auch heute noch niemand. Das mag dereinst einem ebenbürtigen philosophischen Geiste möglich sein, dem die Geschichtswissenschaft vieler Generationen das Material zubereitet haben wird, oder besser die Wissenschaft überhaupt, denn die Naturwissenschaft ist nicht minder philosophisch, und er wird ihrer nicht minder bedürfen.

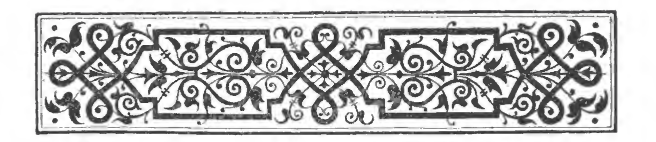
Ein solcher Ausblick und solche Hoffnung werden mit nichten dadurch verboten, daſs wir die Kultur auch

Rückschritte machen sehen, dafs vieles vielmals von neuem erfunden und erstritten werden mufs, dafs viele Jahrhunderte die vererbten Schätze früherer Perioden tot liegen lassen, wie es der hellenischen Wissenschaft begegnet ist. Denn wirklich zu Grunde gehn kann nur das materielle: der geistige Ertrag der Menschenarbeit mag eine Weile für alle eine latente Kraft sein, wie er es immer für die meisten ist, darum bleibt er doch unverlierbar und unsterblich, weil er geistig ist. Generationen mögen dahin gehn ohne ihn zu mehren, er nimmt darum nicht ab, und so mufs er von Aeonen zu Aeonen gemessen wachsen. Welchem Ziele entgegen? Wir wissen es nicht; Gott weifs es.

Also schauen wir von der Warte der Wissenschaft auf die Vergangenheit, von der es ein Wissen giebt, in die Zukunft, für die nur das Hoffen bleibt, aus der Gegenwart, da es zu handeln gilt. Aus der Vergangenheit mögen wir die Hoffnung schöpfen, dafs vor hundert Jahren die Weltgeschichte wieder einmal einen Wendepunkt überschritten hat, und dafs die schweren Leiden unserer Gesellschaft einer neuen Weltperiode das Leben geben sollen. Für das Handeln aber gelten dieselben ewigen Gesetze heute wie immerdar. Der Einsatz der ganzen Kraft, die Hingabe der eignen Person an das Allgemeine im Dienst des Guten wird von einem jeden gefordert. Heute wie immerdar erscheint die unmittelbare Hingabe des eignen Lebens als des Mannes würdigste That, und der Tod des Tapfern für das Vaterland als das herrlichste Menschenlos. So sei denn heute hier als das Schönste, was das verwichene Jahr unserm Kaiser und unserm Volke gebracht hat, das Heldentum unserer Brüder gepriesen, die fern im Ostmeere im Brausen des Orkans, im Tosen der See, im Rachen des Todes mit den Klängen des deutschen Liedes der fernen Heimat Valet gesagt haben, und von dem lieben Sonnenlichte geschieden sind mit dem Rufe der Treue: es lebe der Kaiser. Wir wissen es und dürfen es ohne Überhebung aussprechen, dafs Hunderttausende, die ihrem Kaiser und Könige Treue geschworen haben zu Wasser und zu Lande, im Angesichte

des Todes diesen Mannesmut beweisen würden. Aber auch für des Lebens Alltagsarbeit gilt dieselbe Pflicht der Treue. Mögen wir dessen eingedenk bleiben, wenn wir nun denselben Zuruf der Huldigung ertönen lassen. Es ist ein Segenswunsch zugleich für unser ganzes Volk, seine Einheit und seine Ehre, ein Segenswunsch für das Gedeihen eines jeden Hauses und Hauptes, ein Segenswunsch für das Gedeihen des Friedens und der Gesittung der Menschheit, wenn wir rufen: es lebe Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser König und Herr, Wilhelm II.





Volk, Staat, Sprache[1]).

Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs gehalten im Namen der Universität Berlin am 27. Januar 1898.

Die erste und vornehmste Empfindung, in der wir heute wie alljährlich den Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers und Königs begehen, ist ganz persönlich: sie gilt der Person des Herrschers, dessen Familienfeste der Preufse mit als die eigenen zu feiern gewohnt ist, und auch unsere Universität vereinigt ihre Glieder und ladet ihre Gönner zunächst aus diesem Gefühle heraus, das sich vor allen äufsern will, weil es Allen gemeinsam ist. Und wohl dürfen wir heute unsern kaiserlichen Herrn zu dem Jahre, das er beschlossen hat, beglückwünschen. Wie Gottes Gnade über Leben und Gesundheit aller Glieder seines Hauses gewacht hat, so hat Seine Majestät sich rastlos und unermüdet der Erfüllung seines königlichen Berufes hingeben können, mit allzeit frischer Elastizität die Vollkraft des Willens für das einsetzend, worin er das Heil des Vaterlandes erblickte. Und in kraftvollem Wirken liegt das beste Menschenglück. Möge Gott dem Willen unseres erhabenen Herrn, der stets auf die Gröfse unseres Staates und Volkes gerichtet ist, auch

---

[1]) Der Hauptteil dieser Rede ist auch in der Deutschen Revue des Jahres 1898 abgedruckt.

fernerhin die Kraft erhalten, die Ziele weisen, die Wege bereiten.

Aber unser Volk beweist auch darin seinen echt monarchischen Sinn, dafs sein einziger nationaler Festtag der Tag seines Fürsten ist Die Feier eines Siegestages, und wäre es der von Leipzig, dessen Gedächtnis für kein anderes Volk eine Kränkung in sich schliefst, würde die Gedanken in eine zu enge Sphäre bannen, als dafs sie eine jährliche Erneuerung ertrüge. Wohl aber ziemt sich auch für die grofse Familie eines Volkes einmal im Jahre sich zu besinnen, was sie an Gut und Übel, an Erfolgen und Rückschlägen erlebt hat, rückschauend auf die durchmessene Lebensstrecke, bald stolz, bald beschämt, stets mit Dankbarkeit, vorwärtsschauend in die nächste und ferne Zukunft, manchmal wohl voll Bangen, niemals ohne Hoffnung.

Wir als deutsche Männer und Bürger des deutschen Reiches werden, wenn wir, wie sich gebührt, das Ganze und nicht eine einzelne Partei oder Gesellschaftsschicht ins Auge fassen, an dem heutigen Jahrestage nicht ohne Genugthuung auf das Erreichte und mit der Zuversicht gesunder nationaler Kraft auf das Kommende blicken dürfen. Die deutsche Arbeit ist nicht müde geworden, und der alte Gott hört nicht auf, redliche Arbeit zu lohnen. Der deutsche Gewerbfleifs, immer neu befruchtet von der Erfindsamkeit des wissenschaftlichen Forschers, von der besonnenen Kühnheit des deutschen Kaufmanns an jeden Erdenrand getragen, läfst die Völker älterer Kultur immer von neuem erstaunen, was alles in Deutschland gemacht wird. Wenn sich Gedanken abstempeln liefsen, würde mancher sich noch mehr verwundern, wie viel von dem, was er alltäglich braucht, in Deutschland gedacht worden ist. Das hat einst willigere Aufnahme gefunden, da wir nur Gedanken auszuführen hatten und daheim in engem Kreise ein wohlmeinender Beamtenstaat ein wesentlich von Ackerbau genährtes Volk regierte. Es ist anders geworden, und vieles wird und mufs sich noch ändern, denn neues

Leben fordert neue Formen. Neue Schichten und Stände der Gesellschaft fordern in dem gesunden Gefühle ihrer Kraft und Bedeutung ihren gebührenden Platz, und neidlos und freudig wird ein Jeder sie neben sich begrüfsen, der eigener Kraft und Arbeit das was er ist und gilt verdankt, mag er es auch zunächst ererbt haben. Die Toten aber müssen ihre Toten begraben. Sehe jeder zu, auch die Universitäten, dafs sie den Forderungen lebendiger Wissenschaft und lebendigen Wissensdranges Genüge leisten, auf dafs sie nicht zum toten Holze geworfen werden. Sehen wir doch des Lebens vergeistigtes Abbild, die Kunst, endlich wieder einmal in ehrlichem heifsem Bemühen danach ringen, das einzig lebendige Heute dem ewig Gestrigen, das nimmer gewesene Ewige der banalen Alltäglichkeit gegenüber zur Erscheinung zu bringen. Immer weiter wird die Welt; der Mensch hat den Raum bezwungen und unaufhaltsam drängt die Entwickelung dahin, dafs der ganze Erdball in demselben Sinne ein einziges Kultur- und Wirtschaftsgebiet werde, wie es noch vor fünfzig Jahren kaum Europa war. Auch die Politik mufs den ganzen Erdball im Auge behalten, wenn sie für die Heimat, für den Frieden und das Gedeihen des eigenen Volkes sorgen soll, und es sollte keines Wortes bedürfen, dafs sie die Organe haben mufs, um ihrem Willen über das Weltmeer hinaus Ausdruck und Nachdruck zu geben. Sie wird sie erhalten; hoffentlich ohne erbitternden Streit; wo nicht, so ist es schon ein Segen, wenn um einen grofsen Gedanken gestritten wird, und es erhebt unsere Herzen an diesem Tage, dafs eben das, was die Ehre Deutschlands erheischt, ein Herzenswunsch unseres kaiserlichen Herrn ist.

Ja, wir haben Grund genug, als Deutsche unseres Reiches froh zu sein. Und dennoch, gerade um das Deutschtum scheint schwere Sorge nicht unberechtigt. Schon darüber ist die Klage verbreitet, dafs die fremden Volkselemente, die innerhalb unseres Reiches sitzen, statt mit den Deutschen zu verwachsen, sich nicht nur abgesondert halten, sondern wohl gar auf Kosten des Deutschtumes

vordringen. Noch bedenklicher sieht es aufserhalb der Grenzen des Reiches aus. Wer auf der Karte die Grenzveränderungen des deutschen Volkes eintragen wollte, der würde alljährlich manchen Verlust verzeichnen müssen, geringen Gewinn. Wo Deutsche unter der Herrschaft eines Staates von fremder Sprache sitzen, wird ihre angeborene Sprache und Nationalität zurückgedrängt und vielfach erdrückt. Jüngst aber hat sich in unerfreulichen Kämpfen offenbart, dafs auch in dem bisher deutschen Österreich der Deutsche die Vorherrschaft zu verlieren droht und schon um seine Gleichberechtigung kämpfen mufs, obwohl ihm aufser den Polen Galiziens und den selbst bedrohten Italienern nur Stämme ohne eigene alte Kultur oder gar ohne jede Kultur gegenüberstehen. Wir sehen seit Jahrzehnten, wie sich solche Völkerkämpfe vollziehen, ohne dafs die freundschaftlichen und zum Teil in dem engsten politischen Bündnisse festgelegten Beziehungen der Staaten davon berührt werden. Der Einsichtige kann nicht umhin, die Weisheit dieser kühlen Staatskunst rückhaltlos zu billigen; aber sein Herz schlägt darum nicht minder warm, und schmerzlich kommt er zu der Einsicht, dafs Staat und Volk zweierlei sind und das Nationalitätsprinzip nur ein Schlagwort, so gut und so schlecht wie andere auch, die die schwere praktische Kunst der Politik in eine theoretische Formel bannen wollen.

Es ist heute für viele ein Axiom, dafs die Zugehörigkeit eines Menschen zu einem Volke durch seine Sprache allein bedingt werde, Sprachgemeinschaft eine Volksindividualität schaffe und ein jedes solches Volk ein natürliches Recht auf eine mehr oder minder selbständige staatliche Sonderexistenz besitze. Es würde sich verlohnen, der Entstehung dieser Lehre nachzugehn. Die nationalen Staaten, die sich Italiener und Deutsche erstritten haben, sind schlecht geeignet, ihre Wahrheit zu illustrieren, denn beide lassen eine erhebliche Anzahl Volksgenossen draufsen, was zwar nicht uns, aber den meisten Italienern naturwidrig erscheint. Zudem hatten beide Völker aufser der

Sprache eine grofse Kultur eigentümlich und dazu das Gedächtnis an alte Einheit und Gröfse. In Wahrheit ist jenes angebliche Naturgesetz gar nicht aus der konkreten Erscheinung des Lebens abgeleitet, sondern aus der Spekulation über die Begriffe Volk, Staat, Sprache. In der Romantik und weiterhin in den Ideen Herders hat es seine Wurzeln; insbesondere die Überschätzung der Sprache ist ohne Frage durch die grofsen Entdeckungen hervorgerufen, durch welche W. von Humboldt, J. Grimm und Fr. Bopp die Geschichte der Völker allerdings in ungeahnter Weise erweitert und vertieft haben. Die Theorie bleibe ungeprüft; dagegen erscheint es dieser Stunde und dieses Ortes nicht unwürdig, eine Anzahl Thatsachen der Geschichte zusammenzurücken, die für sich selbst sprechen mögen.

Noch vor hundert Jahren hat die französische Revolution Menschenrechte proklamiert und allen Völkern die frohe Botschaft von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen verkündet, vor der die Schranken der Völker fallen sollten und fielen. Wenn heutzutage dieses Evangelium nur noch als verstaubtes Dekorationsstück von der internationalen Demokratie geführt wird, so wollen wir doch nicht vergessen, welches Lied unser Dichter an die Freude gesungen hat. Napoleon, der Italiener auf französischem Throne, der nie ein eigenes Vaterlandsgefühl gekannt hat, errichtete ein Weltreich, gänzlich unbekümmert um jede Volksindividualität, doch nicht unbekümmerter als die Ostmächte, die kurz zuvor Polen geteilt hatten, oder die Diplomaten des Wiener Kongresses. In Wahrheit hatte Frankreich den Kontinent überwunden, weil es längst ein centralisierter Staat und sein Volk der Träger einer Civilisation war, deren Überlegenheit der ganze Kontinent anerkannte. Deshalb war es im Stande, nach allen Seiten über die französischen Sprachgrenzen überzugreifen und hatte doch nicht nötig, die fremden Elemente in ihrer sprachlichen Sonderart zu beeinträchtigen. England allein war ihm durch seinen Staat und seine Kultur ebenbürtig und daher unüberwindlich; aber Grofs-

britannien trägt die Vereinigung verschiedener Volksstämme schon in seinem Namen. Zweihundert Jahre früher hatte der Heldenkampf, den die Niederländer für ihre Freiheit führten, mit Fug und Recht die Aussonderung Hollands als eigenes Volk zur Folge. Aber der Kampf galt der religiösen Freiheit. Die Grenze, die schliefslich Katholiken und Reformierte schied, ging mitten durch das niederdeutsche Volk und hat sich doch so stark bewiesen, dafs ihre künstliche Beseitigung binnen kurzem aufgegeben werden mufste. Die langen Jahrhunderte hindurch, während deren lediglich dynastische Politik getrieben ward, oder Mächte universaler Tendenz, das Kaisertum, die römische Kirche, der Islam die Führung hatten, spielen die Nationen als solche gar keine Rolle. Der Islam hebt bis heute die Nationalität auf. Das beweist der Bürgerkrieg, der gegenwärtig die Insel Kreta verwüstet. Der naiven Unwissenheit, der man erschreckend oft begegnen mufs, erscheint er als ein Rassenkampf, während doch in Wahrheit die christlichen Griechen der Insel mit den Nachkommen ihrer Volksgenossen kämpfen, die einst ihren Glauben verleugnet haben; wer das zu würdigen weifs, wird wenig Zutrauen zu der weifsen Salbe der Autonomie haben, die den blutigen Gegensatz heilen soll. Das Christentum hat zum Glück gelernt, dafs das Evangelium mit der Treue gegen das eigene Volk vereinbar ist; aber es hat dieselben Forderungen wie der Islam nur zu oft erhoben und erzwungen. Schon der älteste der sogenannten Apologeten wagt dem Kaiser Pius zu schreiben: „Dir ist bekannt, dafs es vier Menschenrassen giebt, Barbaren, Griechen, Juden und Christen.“ Er rechnet den römischen Kaiser schlankweg zu den Griechen; das wird Pius nicht übel genommen haben. Aber er gesteht auch, dafs er selbst durch die Annahme des Christentums die Rasse gewechselt hat, und dabei war er von Geburt ein Athener.

Wir sind schon in die frühere Weltperiode hinübergeführt, an die wir uns, wie es bei geschichtlichen Betrachtungen allgemeiner Art zu geschehen pflegt, wenden müssen, um

Analogien zu den modernen Aspirationen zu finden. Allein zuvor sei eine andere Reihe von Erscheinungen in's Auge gefafst, Völker, die ihre Sprache behauptet, und solche, die sie verloren haben.

Das Litauische ist die Wonne des Grammatikers, weil es, ein eigener Zweig der arischen Sprache, urtümliche Formenfülle bis heute bewahrt hat. Das ist nur deshalb möglich gewesen, weil das Völkchen ein lediglich vegetatives Leben geführt hat, eine eigene Kultur nie besessen, fremde nur äufserlich übernommen, so dafs seine aufstrebenden Elemente immer in ein fremdes Volkstum übergingen.

Um die Pyrenäen sitzt in den Basken der Rest eines nichtarischen Volkes, der Iberer, die einst die ganze Halbinsel, Südfrankreich, und, da sie doch wohl den Ligurern verwandt waren, mindestens Norditalien besessen haben. Eine positive politische Macht sind sie nie gewesen, sondern haben seit alten Zeiten unter dem Drucke arischer Herrschaft und Kultur gestanden. Auf den Rest, der seinen Namen und seine Sprache bewahrt hat, trifft ziemlich dasselbe zu, wie auf die Litauer, aber als Ferment des spanischen Volkes sind die Iberer von grofser Bedeutung. Westgothen und Sueben sind aufgesogen; von den Kelten mag manches dauern, aber der uns so fremdartige Zug in dem spanischen Wesen, der den Genufs Calderons trübt, den unsterblichen Reiz des Ritters von der Mancha erhöht, ist offenbar iberisch. Ein Ritter war doch auch der Baske Ignatius Loyola gewesen, der sich als unbeugsamer, mitleidloser Kämpfer für ein selbstgewähltes hohes Ideal die Glorie des Heiligen errungen hat.

Weit über Kleinasien hin und mindestens bis an den Ostrand der Balkanhalbinsel hat vor den Hellenen ein nichtarisches Volk gesessen, gespalten in viele Stämme, deren Verwandtschaft die Sprache zeigt. Politisch und national ist es überall den Hellenen erlegen, aber erst dadurch zur Bedeutung gelangt. Wüste Räuber sind die Isaurier, bis hellenisierte Kaiser aus diesem Stamme auf dem Throne von Byzanz dem Namen den üblen Klang nehmen. Nur

als faule Knechte kennt das Altertum die Kappadokier, bis Basilius und Gregorius nicht nur als Väter der Kirche, sondern als die vornehmsten Meister des Wortes und die menschlich anziehendsten Griechen in ihrem geistig keineswegs armen Jahrhunderte auftreten. In dem rauhen Karstgebirge der westlichen Balkanhalbinsel sitzen, so lange die Menschen denken, die Illyrier, ein selbständiger arischer Stamm, in niemals ganz gebändigter Freiheit und Wildheit. Wieder kann nur der Sprachforscher seine Freude haben. Aber sobald diese physische Kraft sich einer überlegenen Kultur unterwirft, kommt sie in dieser zur Geltung. Illyrien hat dem römischen Reiche manchen Kaiser geschenkt, der das römische Wesen mit illyrischer Faust verteidigt hat, und die Helden des griechischen Freiheitskampfes der zwanziger Jahre sind zum grofsen Teil Albanesen gewesen, die sich freilich ganz als Romäer fühlten. Sollte es wirklich für irgend jemand ein Glück sein, wenn ein nationalalbanesischer Staat erfunden würde?

Das weitaus merkwürdigste Beispiel bietet das grofse arische Keltenvolk. Haben sie doch von der Save bis Irland, von der Zuydersee bis Ancona in kompakter Volksmasse gesessen, und sind doch fremder Kultur überraschend leicht erlegen. Wo ihre Sprache dauert, in der Bretagne und Wales, führen sie nur ein vegetatives Dasein[1]), und ohne den Gegensatz der Religion würden sie auch in Irland längst den Engländern ganz erlegen sein; es ist keine Prophetengabe nötig, um dem irischen Drängen nach nationaler Selbständigkeit den Erfolg abzusprechen. Dennoch hat das Keltentum eine eigene unvergängliche Bedeutung. Gestalten ihrer Heldensage, wie Tristan und Parzival, haben die Phantasie der ritterlichen Kreise des Mittelalters erfüllt

[1]) Das war ein grofser Irrtum. Ich bin mittlerweile durch H. Zimmers überaus belehrende Ausführungen über die Aspirationen und Erfolge des Keltentumes namentlich in Wales aufgeklärt worden. Ich mufs also dahingestellt lassen, ob die Zukunft den Kelten gewähren wird, was sie in der Vergangenheit, grade als sie die stärkste Wirkung ausgeübt hatten, nicht einmal angestrebt haben, eine keltische Kultursprache und einen keltischen Staat.

und sind auch uns noch vertraut; das künstliche Nationalgefühl des deutschen Bildungsphilisters hält sie oft für urgermanisch. Irische Mönche sind die Träger der römischen Bildung unter germanischen und romanischen Völkern gewesen. Unübersehbar ist die Zahl grofser Männer des Wortes und der That, die zu Engländern geworden, dennoch das Keltentum zur Wahrheit machen, das Britannien im Namen trägt. Und wenn schon in der römischen Litteratur ein Livius und ein Catullus jene Grazie zeigen, die uns französisch anmutet, so haben die Franzosen ein gutes Recht dazu, sich als Nachkommen der Gallier zu betrachten, von denen ihr nationales und litterarisches Wesen einige der bezeichnendsten Züge trägt. Aber ihre Sprache ist romanisch, denn Rom hat die keltische Nation zertrümmert, während die eingeborene Art der Rasse dauerte.

Rom, die Herrin der Nationen, hat unter den Kaisern in der That erreicht, über viele verschiedene Völker und Sprachen zu gebieten, mit einem Allmachtgefühle, wie es nie ein Staat wieder empfinden wird. Die Stadtgemeinde freier Bürger hatte sich zu dem einheitlichen Sprach- und Kulturgebiet Italien erweitert, freilich um den Preis, dafs so hohe Kulturen wie die der Etrusker und Samniten zu Grunde gingen. Doch nun waren die Italiker alle Römer und gleichberechtigte Bürger geworden. Sie beherrschten weithin die Welt und hielten sich berechtigt, immer weiter zu greifen; sie nannten es zum Frieden bringen, wenn sie einen freien Stamm unterwarfen. Grausam genug waren die Mittel. Selbst der mafsvolle Kaiser Augustus hat die Bergstämme der Alpen zum Teil ausgerottet, mitten im Frieden die Städte Galliens zerstört, einen Streifen Ödland vor die Grenze gegen die wilden Germanen gelegt. Auch die Religion der Kelten ist als staatsgefährlich verfolgt worden. Aber um den Preis der Romanisierung war dem Unterthanen möglich, in den Kreis der Bürger aufzusteigen. Für die Barbaren war dieser Preis ein Gewinn; die romanisierten Völker werden über den Verlust ihrer nationalen Sprachen nicht klagen. Anders lag das, wo eine

ältere überlegene Kultur weichen mufste, wie in Sicilien, wo die Kaiser die Sünden des Senatsregiments nicht wieder gut gemacht haben, damit sich die Insel romanisierte. Da versucht noch heute Italien vergebens, die alten Wunden zu heilen. Überhaupt überschätzt man die Erfolge der Kaiserzeit sehr leicht, weil der freilich staunenswerte Bau des Staates so gewaltig imponiert. Schwerlich wären Spanien und Gallien romanisch geblieben, wenn nicht die Kirche als eine gleich mächtige und über geistige Mittel verfügende Nachfolgerin das Kaisertum abgelöst hätte; wenigstens hat Afrika mit dem Christentum sofort auch die römische Kultur eingebüfst. Das ist begreiflich, denn diese ist im eigentlichen Sinne gar keine lebenige Kultur. Sie erwirbt nichts und schafft nichts Neues, sondern zehrt von dem Kapitale alter, fremder Arbeit. Sie hat keinen Hauch von Wissenschaft, sondern vertreibt nur eine formelle Schulung des Geistes, die Rhetorik, und jene abscheuliche allgemeine Bildung, das ganz gemeine Surrogat der echten, notwendigerweise individuellen Bildung. Aber Individualität ist immer dem allmächtigen Staate zuwider. Und der Untergang des römischen Staates kann allen zur Warnung dienen, die auch unser Leben gern uniformieren und schematisieren möchten. Die Häuser und die Zimmer, die Menschen und die Bücher, die Götterbilder und die Töpfe, alles sieht ziemlich gleich aus an der schottischen und an der maurischen Grenze, an der Theiss und am Tajo; modern und veraltet zugleich, konventionell, grofsthuerisch und langweilig. Und es giebt eigentlich keine Religion mehr, aufser dem Glauben an den allmächtigen Staat, an die Träger seiner Majestät, Rom und den Kaiser. Der glühende Hass der Apokalypse gegen das seelenmordende Rom ist unmenschlich und unchristlich, aber nicht unbegreiflich.

Das gilt indessen eigentlich nur von der lateinischen Reichshälfte. Im Osten ist das anders; da ist der Staat ja auch erst ein Jahrtausend später zu Grunde gegangen. Dort hat das Kaiserreich den wärmsten, wohlverdienten Dank gefunden. Augustus hat den Orient nie romanisieren

wollen. Lateinisch war nur die Sprache der obersten Verwaltungsbehörden und des Heeres, selbst die kaiserliche Kanzlei hatte eine griechische Abteilung. Der Kaiser ist der Schutzherr der Griechen, die Barbaren werden hellenisiert, mit welchem Erfolge, zeigen Isaurier und Kappadokier. Es war keine neue oder eigene Politik, die Augustus erfunden hätte, er übernahm die Regierungsweise der hellenischen Könige, nur mit der Machtfülle, die seit Alexander keiner besessen hatte. In Ägypten änderte sich sogar nichts, als dafs der König Caesar an die Stelle des Königs Ptolemaios trat. Die Weisheit des Ptolemäerregiments ist berufen; es verdienen diesen Ruf freilich nur die drei ersten Könige des Namens, aber diese haben es wirklich erreicht, über die Makedonen als Makedonen, über die Griechen als Griechen, über die Ägypter als Ägypter zu herrschen, allen zu Danke. Es war wohl anders, als Alexander sich die Ordnung seines Reiches gedacht hatte, aber seine grofse Auffassung der königlichen Pflicht war doch vorbildlich gewesen. Er hatte ja den Orient nicht erobert wie Assyrer und Perser, damit die Völker für die geniefsende Herrenrasse arbeiteten. Er gedachte das Reich politisch allerdings zu beherrschen, aber als rechter König, das heifst so, dafs alle Staaten und Völker durch die Abstufungen in Rechten und Freiheiten, durch die Entfaltung ihrer nationalen Art in den Schranken, die der gemeinsame Frieden erheischte, das erreichen könnten, was das Ziel des Lebens, der Zweck des Staates ist, wahrhaft glücklich und gut zu leben. Alexander war ja der Schüler der hellenischen Philosophie: in diesem Glauben hat er die Welt erobert und geordnet. Einer einzigen Nationalität hat er zu nahe gethan: seiner eigenen, weil seine Makedonen längst nicht so hellenisiert waren wie der König. Im übrigen vertraute er auf die innere Kraft und Überlegenheit des Hellenentums. Er liefs die Barbaren und ihre Götter gewähren, aber überall gründete er nicht nur Festungen und Militärkolonien, sondern autonome hellenische Gemeinden: die mochten die werbende Kraft ihrer

Kultur selbstthätig auf ihre Umgebung ausüben. Seine Nachfolger auf dem Throne von Babylon, Seleukos und Antiochos, hochbedeutende Männer, haben diese Bahnen eingehalten und ohne kenntliche Reibung sind Syrien, Phönikien, das ebene Kilikien hellenisiert worden. Die überlegene Kultur wirkte noch viel weiter als die Macht des Reiches. Gerade aus dem Lande Kleinasiens, das sich dem Reiche ganz entzogen hatte — wir nennen es Pontos — ist Mithradates hervorgegangen, der den Kampf wider Rom als Vorfechter der Hellenen geführt hat. Als die Parther, deren Kraft in ihrer Religion gelegen hat, bis Mesopotamien vorrücken, beginnen sie sich auf ihren Münzen als Philhellenen zu bekennen.

Hier im syrischen Reiche hat in den Zeiten des Niederganges einmal der Staat versucht, sich chauvinistisch des Hellenentums als eines Hebels seiner Macht zu bedienen. Der Erfolg ist bezeichnend. Antiochos Epiphanes, dem ein mifsgünstiger Beurteiler zugesteht, dafs er des Königsnamens nicht unwürdig gewesen wäre, war in Rom, wo er lange Jahre als Geisel gelebt hatte, zu einem fanatischen Hellenen geworden. Der Hellenengott sollte ihm sein Reich vor Römern und Parthern erretten. Noch stehen in Athen die prächtigen Säulen, die er dem olympischen Zeus errichtet hat, und auf einem Berge Böotiens die Fundamente eines Tempels, den er für Zeus "den König" begonnen hat, niemand vollendet. In wahrhaft tragischem Kampfe hat Antiochos sich verzehrt; die Schwindsucht raffte ihn fort, als er, aus dem eroberten Ägypten von Rom verwiesen, den Osten unterwerfen wollte. Die Welt kennt ihn, seit sie christlich ist, nur als abscheulichen Tyrannen aus den Verzerrungen der Makkabäerbücher, in denen der religiöse Hafs der Juden redet. Er ist das Urbild des Antichrist, was die Christen freilich nicht wufsten, als sie diese mythische Figur den jüdischen Apokalypsen entlehnten. Und doch sollten die Juden und solche Christen, die an dem Geiste der Apokalypse Gefallen finden, ihm eigentlich danken; denn dafs er mit ungeduldiger Gewalt

die Juden hellenisieren wollte, Jerusalem eroberte und den Tempel Jahves dem Zeus weihte, hat in Wahrheit erst das Judentum zu unberwindlichem religiösem Widerstande aufgerüttelt. Hätte er, wie seine Vorfahren, die gelinde Gewalt der hellenischen Kultur gewähren lassen, wer weifs, ob nicht dieses Volk und dieser Gott ebenso wie unzählige andere langsam hellenisiert worden wären, was der Adel und die Hohenpriester schon mehr als zur Hälfte waren. Jetzt rifs sie die Volksbewegung fort und der nationaljüdische Staat entstand. Auf die Sprache kam dabei wenig an. Sprachlich ging die Hellenisierung des Judentums weiter, das sich erst nach der Zerstörung durch Titus künstlich die abgestorbene Sprache seiner Ahnen erneut hat. Aber ihre Religion hat aus der Zeit der Verfolgung durch den nationalen Fanatismus des Antiochos die Kraft geschöpft, Jahrtausende hindurch ihre Bekenner, einerlei, welche Sprache sie redeten, als eine eigene Rasse abzusondern.

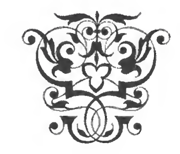
Neben den Juden haben die Hellenen selbst Jahrtausende lang der Welt den Beweis geliefert, was in Wahrheit ein Volkstum erhält, und liefern ihn noch. Der Islam und die turanischen Invasionen haben das Werk Alexanders vernichtet, die Raubzüge der Occidentalen, die sich euphemistisch Kreuzzüge nennen, haben das Ihre dazu gethan. Jahrhunderte sind die Griechen geknechtet worden, und doch dauern sie und haben die werbende Kraft ihrer nationalen Kultur nie verloren. Erhalten hat sie in erster Linie das Christentum, daneben mit immer steigender Macht die Erinnerung an all das Grofse, die durch ihre wunderbare Sprache in ihnen lebendig bleibt. Verstreut über alle Länder der Erde, bewahren sie sich ein Gemeingefühl, das unausgesetzt die edelsten Blüten nationaler Opferwilligkeit zeitigt. Europa sollte doch die griechische Nation nicht nach dem unzulänglichen Staate Hellas beurteilen, den eben Europa so unzulänglich gemacht hat. Seit den Tagen, da Kroisos die Ionier überwand, haben die Griechen nur zu geringe staatliche Widerstandskraft gezeigt, aber der Kraft ihres Volkstums und

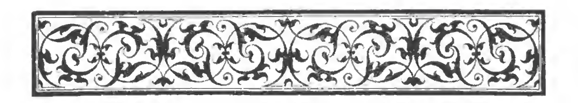
ihrer Kultur hat das geringen Eintrag gethan. Und die Sprache, in der Platon und Paulus geschrieben haben, sollte über jede Vergleichung mit den interessanten Idiomen erhaben sein, die eben die erste Fibel oder die erste Zeitung produzieren.

Eine Sprache kann ein nahezu unbezwinglicher Schutz der Nationalität sein, aber nur eine Kultursprache, die die Pforten einer eigenen Geisteswelt erschliefst. Und selbst eine solche Sprache hat nicht die Kraft, die staatliche Selbständigkeit eines Volkes zu begründen oder zu erhalten. Beweist ein Volk durch Thaten sein Existenzrecht, erkämpft es sich seine Selbständigkeit, so wird es sich auch eine individuelle Kultur schaffen, oft auch eine eigene Sprache. Und da der Reichtum der Menschheit in der Fülle der Individualitäten besteht, so soll man sich freuen, wenn eine solche hervortritt. Auch der Deutsche soll sich freuen, dafs die Dänen sich der Überflutung durch das Deutschtum in kräftiger, nun unverlierbarer Eigenart erwehrt haben, und ist es nicht ein reiner Gewinn, dafs jetzt wieder wie in den Tagen der Skalden Norwegens Boden Blüten der Dichtung von eigenem kräftigem Dufte erzeugt? Aber die Geschichte kennt kein Existenzrecht eines kulturlosen Volkes oder seiner Sprache. Gerät ein Volk in Abhängigkeit von einer fremden Kultur, so ist es ziemlich gleichgiltig, ob es in seinen tieferen Schichten mit einer anderen Zunge redet: auch sie gehören in Wahrheit dem Volkstum an, dessen Kultur sie beherrscht, und sie müssen einmal zu der herrschenden Sprache übergehen, so gut wie die vielen Dialekte, deren Untergang jede Kultursprache zur Voraussetzung hat. Diesen notwendigen organischen Prozefs umsichtig zu fördern, gereicht Allen zum Segen; gewaltsame Hast wird ihn nur hemmen oder gar Rückbildungen hervorrufen. Denn das aufdringliche Pochen auf die eigene Nationalität hat nie und nirgend wahres Leben erschaffen, oft Leben getötet; aber die überlegene Kultur, die, sicher ihrer inneren Kraft, ihre Pforten weit aufthut, gewinnt sich die Herzen.

Soweit die Staaten nationale Gebilde geworden sind, ist der Staat Träger einer nationalen Kultur; aber in seinem Wesen als Staat liegt das nicht, und er soll sich nicht einbilden, sie beherrschen zu können, denn er hat sie nicht gemacht, so wenig wie die Religion, die er auch nicht beherrschen kann. Staat, Volk, Religionsgemeinschaft sind Kreise, die sich vielfach schneiden müssen, zum Heile der Menschheit und ihrer Kultur, die rettungslos zersplittern würde, wenn jene Kreise je zusammenfielen. Und im höchsten Sinne werden wir doch die Weltkultur nicht geringer schätzen als unsere grofsen Dichter, die, eben indem sie die Gesittung der Menschheit im Auge hatten, den Deutschen erst die Kultureinheit geschaffen haben. Wer diese Kultur bewufst oder unbewufst als ein Lebenselement in seiner Seele trägt, der ist ein Deutscher; Rasse, Sprache, Staatsangehörigkeit sind alle nicht entscheidend. Wenn wir nun in Gottfried Keller und Arnold Böcklin dieses unser deutsches Wesen mit stolzer Bewunderung wahrnehmen, so können wir nicht umhin, uns gleichzeitig einzugestehn, dafs sie die Blüte ihrer Kunst so nur entfalten konnten, weil sie nicht in einem deutschen Bundesstaate, sondern in einem deutschen Kantone der Schweiz geboren wurden. Das thun wir nicht mit Beschämung oder Bedauern, nein, wir freuen uns dessen, dafs unser Volk noch einen weiteren Kreis umspannt als unsern nationalen Staat. Wir wenigstens hier, die wir die Sprache der Völkergeschichte verstehen und dabei das Deutschtum und das preufsische Staatsgefühl im Blute haben, wollen wünschen, dafs die deutsche Kultur allezeit zu reich und zu mächtig bleibe, als dafs sie ein Staat umfasse oder gar beherrsche. Dafür kennen wir aber auch unsere eigene Pflicht, mit dafür einzustehn, dafs der Baum dieser Kultur nicht verkümmere oder verdorre. Immer tiefer soll er seine Wurzeln senken, dorthin, wo die Wasser des Lebens quellen, immer höher soll er seinen Wipfel heben, entgegen dem ewigen Lichte. Das Wasser des Lebens, das Licht des Himmels gehört nicht einem Volke, sondern der Welt:

aber nur sie verleihen dem Baume die Kraft, daſs er edle und reife Früchte trage seiner Art. Unsere Arbeit gehört der Wissenschaft: die kennt keine Völkerscheiden; aber es ist doch deutsche Arbeit. Und wenn sie etwas taugt, wird sie unserem Volke und unserem Staate fruchten. Als freie Forscher, als deutsche Männer, als treue Unterthanen Seiner Majestät empfinden wir mit dreifach dankbarem Stolze, daſs Alles, was uns gelingt, im wahren Sinne gearbeitet wird für den König von Preuſsen, den deutschen Kaiser.





Neujahr 1900.

Rede zur Feier des Jahrhundertwechsels, gehalten im Namen der Universität Berlin am 13. Januar 1900.

Die Sonne tönt nach alter Weise
in Brudersphären Wettgesang,
und ihre vorgeschriebne Reise
vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
wenn keiner sie ergründen mag:
die unbegreiflich hohen Werke
sind herrlich wie am ersten Tag.

Also begrüſsen die Erzengel den Anbruch eines neuen Tages der Ewigkeit. Und doch hat die Ewigkeit keine Tage noch Jahre noch Äonen, die sich messen und zählen lieſsen. Anfangslos und endlos ebbet und flutet ihr uferloses Meer, wandeln die Welten des ewigen Kosmos kreisende Bahnen; anfangslos und endlos tönet die Harmonie der Sphären durch den unendlichen Raum in schweigender Rhythmik das hohe Lied der unergründlichen Weisheit. Aber der Mensch in seiner Endlichkeit leiht dem ewigen Kreise Anfang und Ende; seine Vergänglichkeit binden Raum und Zeit, und so trägt er die zersplitterte Vielheit hinüber in das göttliche Ewigganze. Seinen Augen schwindet und erscheinet die Lebenspenderin Sonne, und so schafft sich der Sterbliche aus seinem Abend und Morgen den ersten Tag. Wann beginnet der

Tag? Wenn die Sonne aufgeht, sagt das Kind aus der unmittelbaren Anschauung. Wenn die Sonne gesunken ist, sagte der alte Hebräer und der Hellene, schon aus Überlegung des Verstandes, weil die Nacht des Lichtes Mutter wäre. Um Mittag oder um Mitternacht, sagt die messende Wissenschaft, die fester Punkte bedarf, die sie am Stande des Himmels wahrnehmen kann; aber nur sie kann das: und so ist der Tagesanfang des Menschen ein abstracter Punkt geworden. Wann beginnet das Jahr, der Kreislauf des Keimens, Wachsens, Reifens und Welkens für das vegetative Leben, das Licht und Wärme des wandernden Sonnenballes auf seinem Trabanten hervorruft? Ganz früh schon hat der natürliche Mensch die Tage beobachtet, wo die Sonne am höchsten und am tiefsten stand; es sind ihm heilige Tage gewesen; Johannisfeuer und Julfeuer legen Zeugnis für die Empfindung unserer Vorfahren ab, und die denkwürdigsten Ereignisse sind von der Sage auf diese Tage verlegt. "Zeinen sunewenden der grosze mort geschach", beginnt das Lied vom Untergange der Nibelunge, und um die Wintersonnenwende hat Odysseus die Freier erschlagen. Aber der Zeitmesser war den natürlichen Menschen einzig der Mond: davon heifst er; und als man zwölf Monde zu einem Jahre zusammenzufassen begann, hat man sowohl von den Sonnenwenden wie von den Tag- und Nachtgleichen gerechnet; es kam eben minder auf ein Jahr als auf zwölf Monde an. Wir haben eben Neujahr gefeiert, und eine Woche vorher Weihnacht; schwerlich ist uns dabei gegenwärtig gewesen, dafs beide Feste eigentlich zusammenfallen sollten. Aber als die Christen die Geburt ihres Heilandes um die Wintersonnenwende ansetzten, haben sie das bürgerliche Jahr nicht angetastet; und die griechischen Gelehrten, die für Julius Cäsar das Sonnenjahr mit vierjähriger Tagschaltung einführten, das von der Wissenschaft längst gefordert war, haben auch nicht ganze Arbeit gemacht, sondern mit der Fixierung des Anfangstages auf das bislang herrschende Mondjahr eine seltsame Rücksicht genommen, dessen erster

Tag auf den Neumond nach der Sonnenwende fiel, also auf keinen festen Tag des Sonnenjahres: zufällig haben wir dieses Jahr wirklich am 1. Januar Neumond gehabt. Das haben wir vollends nicht beachtet. Was ist uns der Natur entfremdeten Menschen Neumond? Was bedeutet für uns Neujahr? Neujahr ist, wenn es im Kalender steht. Wie der alte Herodot sagt: Die Satzung menschlicher Willkür ist uns zur Natur geworden.

Und wie zählen wir die Jahre? Die Gelehrten Cäsars haben versäumt, eine Ära zu begründen, sonst würden wir ohne Zweifel 1946 schreiben. Erst christliche Gelehrte haben aus geschichtlichem Interesse den höchst achtungswerten Versuch gemacht, Weltären aufzustellen, von denen ein verkümmerter Abkömmling als Ära der Juden in unsern Kalendern verzeichnet wird. Wenn nicht im fünften Jahrhundert der Occident für Ostrom und seine Kultur verloren gegangen wäre, so würden wir ohne Zweifel Neujahr am 1. September haben und jetzt 7408 schreiben. Die Einheit der Kultur mufste zerrissen werden, die Bildung des Occidents herunter kommen, damit durch eine recht unwissenschaftliche Willkür die Ära von Christi Geburt aufgebracht ward, die von der Macht der modernen occidentalischen Kultur getragen auch die ältere und bessere Weltära verdrängt hat, in der griechischen Kirche erst in diesem Jahrhundert, und die nun dauern wird. Denn als in der Renaissance die Verbindung von astronomischem und historischem Wissen die Unzulänglichkeit sowohl des julianischen Jahres wie der Ära des Dionysius Exiguus durchschaute, haben leider Papst Gregor und Joseph Scaliger nicht mit, sondern gegen einander gearbeitet; sonst wäre es noch an der Zeit gewesen, die für chronologische Rechnung passendste julianische Periode Scaligers einzuführen, und wir würden heute 6613 schreiben. Aber auch hier ist dem Kulturmenschen das Erzeugnis der Willkür Natur geworden; der Kalender, ein Stück bedruckten Papieres, offenbart ihm, dafs ein Jahrhundert um ist, und weil er in unserem Schriftsystem die Ziffer der Hunderte ändern mufs, scheint ihm

der Anfang des letzten Jahres bereits das Ende des Jahrhunderts, und mit derselben naiven Projektion des eigenen Gefühles, die das Kind und der Naturmensch übt, sieht er in dem Tage, den er zum Jahrhundertanfang stempelt, etwas Besonderes, Dämonisches.

Aber grade wer diese naive Selbsttäuschung übersieht, darf zwar nicht unterlassen, auch daran zu mahnen, wie ohnmächtig am Ende Menschenwillkür gegenüber der heiligen Stätigkeit der Natur ist, aber gern wird er in dem, was die Menschen, wie sie nun einmal sind, glauben und empfinden, das Echte und Fromme und Wahre hervorsuchen. Und das Jahrhundert und seine Feier ist keineswegs blofs eine Abstraktion unseres Zahlensystemes. Die hat den Römern sehr ferngelegen, die die Säkularfeiern aufgebracht haben. Ein Anfangspunkt mufs freilich gegeben sein; dann aber ist ein Säkulum vergangen, wenn der letzte Mensch stirbt, der die vorige Feier erlebt hat. Das sind rund gerechnet hundert Jahre, oder auch, wie die Griechen und wir sagen, drei Menschenalter. Das aber ist in der That ein abgeschlossener Zeitraum. Vater, Sohn und Enkel kennen einander noch; der Enkel hat noch die Tradition des Grofsvaters unmittelbar — dann schwindet sie. Ein jeder, der seine Familienüberlieferung überdenkt, wird diesen Begriff des Säkulums als zutreffend und bedeutsam anerkennen. Und dann ist es vollauf berechtigt, auch nach dem Säkulum eines Volkes, weiterhin nach dem der Menschheit zu fragen.

Aber ein Anfangstermin mufs da sein. Einmal mufs die Empfindung übermächtig gewesen sein, dafs in der Gegenwart eine neue Weltperiode begänne. Das war so, als Kaiser Augustus 17 v. Chr. die Säkularfeier abhielt, zu der Q. Horatius Flaccus das schöne Prozessionslied gedichtet hat. Nach einem Jahrhundert voll Blut und Verbrechen, Krieg und Verwüstung war Frieden und Ordnung hergestellt: dankbar und hoffnungsvoll empfanden die Menschen das Bedürfnis einer solchen frommen Feier, und wenn die Sibylle erst durch Korrekturen ihrer Sprüche

gezwungen werden mufste, diese Feier verlangt zu haben, so ist sie gezwungen worden, einmal die Wahrheit zu sagen. Aufserhalb Roms hat die Dankbarkeit gegen den Kaiser auch den Ausdruck gewählt, dafs in ihm der Welt Heiland geboren wäre. Auch als drei Jahrhunderte später der Glaube an den Heiland siegte, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, haben die Besten nicht verkannt, dafs die Geburt Christi nicht zufällig mit dem Weltfrieden des Augustus zusammenfiele. Und so werden wir, wenn wir die Geschichte verstehen, den Beginn unserer Zeitrechnung gern gelten lassen: nur dürfen wir nicht auf das Jahr genau rechnen, die Jahre + 1 und — 1 sind so leer wie kaum zwei andere in hellen Zeiten der Geschichte; aber die Säkularspiele von — 17 und die zeitlich unbestimmbaren Daten der Geburt oder auch des Todes Jesu rücken aus der Entfernung gesehen auf denselben Punkt.

In der Nähe ist man auch für kleine Zeitabstände empfindlich, aber dafs Ereignisse und nicht die Ziffern des Kalenders Epoche machen und ein Jahrhundert begrenzen, grade in dem Sinne, in dem der Begriff einen Inhalt hat, das mufs jeder sich klar machen können. Und dann weifs er auch, dafs das neunzehnte Jahrhundert nicht begonnen hat, als man eine 8 an der zweiten Stelle der Jahreszahl zu schreiben anfing, sondern am 14. Juli 1789, wie es das Gedächtnisfest des französischen Volkes abgrenzt, oder am 19. September 1792, als Wolfgang Goethe auf dem Felde von Valmy sagte, "von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus". Nur ein Ereignis in der Geschichte des führenden Volkes kann den Markstein liefern, und wenn der Versuch der Revolution, die Zeitrechnung umzustürzen, auch mit vielen andern Übertreibungen rasch beseitigt worden ist: das sehen wir heute nur deutlicher, dafs der Zusammenbruch des alten französischen Staates in der That den Anstofs zu einer Umgestaltung der Gesellschaftsordnung überhaupt gegeben hat, die längst noch nicht abgeschlossen ist, und es lebt heut kein Einziger, der im Ernste auf das verzichten

könnte und wollte, was er der französischen Revolution verdankt. Und wenn die napoleonische Zeit vernichtend wie ein Unwetter über Europa gezogen ist, und kein Land so schwer darunter gelitten hat wie das unsere, und wenn uns das Herz höher schwillt bei den Zorn- und Kampfliedern der Befreiungskriege, und wenn dem Preufsen keine Zeit seines Volkes teurer ist als die, wo der Glaube an Gottes Gerechtigkeit und des tapferen Mannes Willenskraft und Wagemut den Sieg errang, nicht nur über den gewaltigen Feind, sondern den schwereren über Kleinmut und Selbstsucht im eigenen Lager, dennoch müssen wir längst die Freiheit des Geistes gewonnen haben, mit Goethe, dem Sohne des 18. Jahrhunderts, auch gegenüber den Zerstörern des alten deutschen Reiches und des friedericianischen Preufsens zu sprechen: "wie soll ich ein Volk hassen, dem ich so viel von meiner Bildung verdanke".

Aber das Ende des neunzehnten Jahrhunderts? Endet es heute? Nein, wahrlich nicht. Es wird mancher hier sitzen, der am 16. März 1888 es auch ausgesprochen hat, dafs die Glocken, die den Heimgang des ersten deutschen Kaisers auf jedem Kirchturme seines Reiches läuteten, auch dem Jahrhundert das Grablied tönten. Festen Schrittes, ungebeugt durch die Last doppelten Schmerzes und ungeheurer Verantwortung, wandelte der Enkel hinter des Grossvaters Sarge durch den Wintersturm, mit dem die Natur dem alten Helden das Geleit gab; jeder treue Deutsche empfand in aller Trauer nicht sowohl den Ruhmesglanz als den Schatz von Liebe und Ehrfurcht, den der Vater des Vaterlandes den Seinen als etwas Unsterbliches hinterlassen hatte, und wir gelobten aus vollem Herzen Treue und Liebe den Erben der kaiserlichen Krone zu bewahren, auch in dem neuen Jahrhundert. Wenig Jahre sind seitdem verstrichen; festen Schrittes, ungebeugt durch die Last der ungeheuren Verantwortung wandelt unseres kaiserlichen Herren Majestät durch die Stürme einer neuen Zeit. Jeder treue Deutsche empfindet, dafs neue und schwere Forderungen gestellt sind. Wohin uns die Zu-

kunft führe, wer ahnt es? Eines nur wissen wir: die Treue halten wir und werden wir halten. Aber was dieses neue Jahrhundert an Leid und Freud uns beschert und bescheren wird, heut ist nicht die Stunde dessen zu gedenken. Rückwärts schaut unser Blick, abrechnen wollen wir, wir wollen danken.

Und da ist schon das Gröfseste gesagt, wenn wir anerkennen, dafs der Tod des ersten deutschen Kaisers das Ende des Jahrhunderts bezeichnet, das mit der französischen Revolution begann. Das weist zunächst auf die politische Erhebung Deutschlands; aber wollten wir sie auch nur vornehmlich ins Auge fassen, so würde das unzutreffend sein, schon weil diese Bewegung nur wenige Jahrzehnte füllt. Was immerdar im Gedächtnisse der Menschen den Hauptinhalt des neunzehnten Jahrhunderts bilden wird, das ist freilich die Erhebung Deutschlands zu einer Weltmacht, aber nicht nur politisch, sondern durch all das Unübersehbare, was die deutsche Arbeit, die der Hand und die des Hirnes, geleistet hat, für uns und für die ganze Menschheit. Wir sagen das nicht in dem nationalistischen Dünkel, den jeder Deutsche, der die wirkliche Geschichte seines Volkes leidlich kennt, verabscheut. Wir haben nur die Freude, dafs wir den Völkern älterer Kultur die Schuld der Dankbarkeit für jahrhundertlange Belehrung und Erziehung heimgezahlt haben und ihnen endlich ebenbürtig geworden sind. Voller Bewunderung und ohne jede Regung des Neides sehen wir, wie das russische Volk sich in derselben Spanne Zeit neben uns machtvoll erhoben hat, herrschend vom finnischen Meere bis an den Stillen Ozean, wie es über den Kaukasus und den Oxus und Iaxartes hinab gezogen ist, arische Kultur tragend über die Steppen Turans, aus denen so oft kulturmordende Horden westwärts gezogen waren, bis es die Spuren des grofsen Alexander erreichte. Und wohl noch Gröfseres ist es, dafs dieses Volk, dessen Gebildete sich vor hundert Jahren der heimischen Sprache fast schämten, nun Dichtungen aufzuweisen hat, denen alle Gebildeten lauschen.

Ebenso bewundernd sehen wir jenseits des Ozeans nach dem ersten Jahrhundert der Freiheit nicht nur einen Weltteil besiedelt und ein machtvolles Reich gegründet, sondern eine neue Volksindividualität im Werden, und eine eigene Kultur, die sich bereits anschickt, der alten Welt, was sie an Kulturüberlieferungen empfing, mit neuen Schöpfungen zu vergelten.

Allein grade wenn wir das Erstehen und Erstarken anderer Völker als einen Gewinn für die Menschheit freudig begrüſsen und gern glauben, daſs ein Ereignis fremden Ruhmes das zwanzigste Jahrhundert abgrenzen wird, haben wir das Recht, uns in festlicher Stunde einzugestehen, daſs das Köstlichste, was die Menschheit im neunzehnten Jahrhundert gewonnen hat, den Stempel deutschen Ursprungs trägt. Da das Jahrhundert beginnt, steht unsere Dichtung im Zenith; für das Ausland hatte sie bisher überhaupt nicht existiert: jetzt bringt Frau von Staël sie der Französisch lesenden, d. h. der gebildeten Welt näher; bald erhebt sich in England Thomas Carlyle als Prophet der ganzen Heroengestalt Goethes, und hinfort hat keiner an der wirklichen Kultur seiner Zeit mehr Teil, der sich nicht an dieser Sonne von Poesie und Weisheit gewärmt hat. Bald tritt die deutsche Musik hinzu als eine völlig neue Offenbarung, und obwohl sie in steigendem Maſse das nationale Element betont, ist sie doch die Musik der Menschheit geworden. Durch die altüberlieferte Logik und Metaphysik hat Immanuel Kant einen Strich gemacht, wie Goethe noch ein Sohn des vorigen Jahrhunderts. Erst durch ihn ist Aristoteles überwunden. Und gleich wird in Deutschland von neuem der Versuch gemacht, in der weltumspannenden Weise des Aristoteles, aber auf neuen Grundlagen, das ganze Gebiet der Erfahrung und des Gedankens, das Leben der Natur und der Seele, mit philosophischem Blicke zu überschauen und zu durchschauen, und neben die titanische Kühnheit des neuen Idealismus treten die neubelebten, wirklich erst durch die Philosophie zur Wissenschaftlichkeit erhobenen Disziplinen. Auch diese deutschen

Gedanken fliegen befruchtend über die weite Welt, dort zu keimen und neue Früchte zu zeitigen.

Dieses Deutschland stand lange schon grofs da, ehe Deutschland eine politische und wirtschaftliche Einheit und Macht ward. Eine solche zu begründen ist der Gedanke nicht vermögend: dazu bedarf es der That. Damit ein Volk in der Gesellschaft der Völker etwas bedeute, mufs es durch mächtige Thaten sich seinen Pletz nehmen und mufs ihn durch furchtbringende Macht behaupten. Auch das haben die Deutschen gethan. Wir wollen der grofsen Männer der That nicht des breiteren gedenken, wir wollen heute so wenig von Sadowa und Sedan reden, wie Perikles von Marathon und Salamis, als er Athens Staat und Athens Kultur pries. Unserer Helden Namen stehen in unserem Herzen geschrieben, und die Welt wird sie nie vergessen. Rufen wir lieber in unser Gedächtnis, wie vieles von vielen geleistet werden mufste, damit die Aufrichtung des deutschen Staates gelingen konnte, und vollends, damit dieser Staat nicht ein blofses Gebilde militärisch politischer Macht würde und bliebe. Da verdienen wieder die edelen Männer den Ehrenplatz, die das neue Preufsen an Stelle des friedericianischen aufgebaut haben, die Aufgaben des Staates, die Pflichten und die Würde seiner Bürger mit so hohem Sinne abwägend, und mit besonnenster Kühnheit die grofsen Gedanken der Revolution mit dem geschichtlich Gegebenen verbindend, dafs der Grund, den sie gelegt haben, nur mit dem preussischen Staate zerstört werden kann. Und als in der Ermattung nach den Freiheitskämpfen die Krönung ihres Gebäudes in ihrem Sinne unterblieb, da hatten sie dem unter dem innerlich überlebten Absolutismus regierenden Beamtentume so viel doch von ihrem Geiste übermacht, dafs es das Ziel des Gesamtwohles nicht aus den Augen verlor, und in der Ordnung der Steuern und Zölle lebte der schöpferische Geist weiter und bereitete durch wirtschaftlichen Zusammenschlufs die Ausgleichung der Stammesgegensätze vor. Aber auch die erfolgreiche Arbeit

darf nicht vergessen werden, die aus den künstlich geschaffenen süddeutschen Staaten lebenskräftige Einheiten zusammengeschweifst hat, die unser Reich am sichersten vor jener centralistischen Verödung bewahren, an der wir andere Völker kranken sehen. Als König Ludwig von Bayern vollends seine Hauptstadt künstlich zu einem Sitze der Künste machte, als das Blut der neuen deutschen Bildung auch durch dieses edle Glied unseres Volkes rascher zu cirkulieren begann, da hat er und haben gleichermafsen seine Nachfolger an unserem Reiche gebaut, und auch ihre Werke schauen wir mit nationalem Stolze an. Gern würden wir an solchem Tage alle trüben und beschämenden Erinnerungen an Hader und Blut, an Beschränktheit und Verblendung verbannen: aber der Blüte edler Jünglinge mufs mindestens in der Aula einer Universität gedacht werden, die für den Glauben an das einige und freie Vaterland von schnöder Ungerechtigkeit und Beamtenwillkür gemartert worden sind, gar mancher, bis er innerlich zerbrach, andere, bis sie den Boden der Heimat flohen und im Auslande schon durch ihre Anwesenheit die Achtung vor einem Staate herabsetzen mufsten, der solche Söhne nicht ertragen wollte. Und doch waren diese schwärmerischen Jünglinge und nicht ihre Bedrücker die Träger des Geistes von 1813 und 1870. Darum mufste das Regiment, das den Geist seines eigenen Staates, den es nicht verstand, mit Gewalt ersticken wollte, hilflos und ruhmslos zusammenbrechen, vor der Geschichte aber hat es allein die Verantwortung dafür zu tragen, dafs unserem gesetzlichen und treuen Volke der gewaltsame Umsturz des Frühlings 1848 nicht erspart blieb. Der revolutionäre Ursprung, die kurze Dauer und das klanglose Ende des ersten deutschen Parlaments, vielleicht noch mehr der Druck des folgenden dumpfen Jahrzehnts und der Glanz des späteren Erfolges, der auf so ganz anderen Wegen erreicht ward, haben die verschwenderische Fülle von edelstem Wollen und von glänzendstem Talente vielfach verkennen lassen, die 1848 wahrlich nicht fehlten. Immer

wieder müssen wir beklagen, dafs Heinrich von Treitschke uns dieses Jahr nicht mehr hat erzählen können, wie er denn der einzige wäre, der heute würdig von diesem Platze reden könnte: er war durch den Fortgang seines herrlichen Geschichtswerkes immer mehr befähigt worden, jedes Streben zu begreifen und anzuerkennen, das dem grofsen Ganzen redlich gedient hatte. Hoffen wir, dafs ein anderer es verstehen werde, diese Lücke in der Kenntnis und Schätzung unserer eigenen Vergangenheit zu füllen. Das aber kann man vorgreifend sagen, dafs das deutsche Volk niemals eine seiner würdigere Vertretung gehabt hat als in der Paulskirche. Und was die Ergebnisse der Revolutionszeit angeht, so stünde es dem Preufsen grade übel an, sie gering zu schätzen. Ist doch unsere Verfassung, die in wenig Tagen das erste halbe Jahrhundert ihres Bestehens erlebt, auch eine ihrer Früchte, und wäre es nicht die nackteste Undankbarkeit, wenn man leugnete, dafs sie sich bewährt hat, vielleicht grade deshalb, weil sie bei ihrem Erscheinen kaum einen befriedigte?

Nichts hört man gegen die Männer von 1848 häufiger aussprechen als den Vorwurf des Doktrinarismus. Gewifs ist er nicht unverdient, nur gilt er viel weiter. Es war aus dem grofsartigen Aufschwunge von Poesie, Philosophie und Wissenschaft eine Überschätzung der intellektuellen Bildung erwachsen, so dafs man von dem Manne, wenn er für voll gelten wollte, eine ganz bestimmte Summe von Kenntnissen verlangte, und zwar von der Art, die jene klassizistisch und philosophisch gerichtete Zeit vor allem schätzte. Diesen Anschauungen kam der Staat bereitwillig entgegen, so mifstrauisch er jede Initiative der Bürger ansah. So ward ein Ideal von allgemeiner Bildung aufgestellt, deren Vollbesitz, oder wenigstens seine staatliche Bescheinigung, den "gebildeten Menschen", das deutsche Äquivalent des englischen Gentleman, machen sollte. Und dann stufte man neue Kasten ab, je nachdem jemand drei oder auch nur ein Fünftel dieser Bildung erhalten hatte. Und es wurden im Gegensatz zu früherer Roheit Bildungs-

hochmut und Bildungsheuchelei spezifisch deutsche Laster. Ein Papier mit dem ominösen Namen Maturitätszeugnis ward der neue Adelsbrief, und mancher scheute sich, seinen Nebenmenschen als gleichberechtigt anzuerkennen, weil ihm die Gelegenheit gefehlt hatte, die Verba auf mi und die Kettenbrüche gleichfalls zu vergessen. Demgegenüber kann der Segen nicht hoch genug geschätzt werden, und eine Stätte intellektueller Bildung hat erst recht die Pflicht zu rühmen, dafs doch eine Institution bestand, die Erziehung bot, wie sie jedem Not thut, durch Gehorsam zur Selbständigkeit, durch Dienst zur Freiheit: das preufsische Heer. Dies Heer blieb dann auch aufrecht stehen, als so vieles im Staate zerbrach, bewahrte seinem Kriegsherrn mit Selbstüberwindung die Treue und zertrat rasch die Brände offener Rebellion. Leider konnten die klugen und feinen Geister in Frankfurt dieses Heer wirklich nicht kennen, und die öffentliche Meinung blieb eingeschworen auf die englische Verachtung des Kriegsdienstes und wähnte, mit Spiel und Sport in Schützen- und Turnvereinen dasselbe zu leisten. So konnte das Widersinnige geschehen, dafs die volkstümlichste Mafsregel, die die nationale Hochschule wirklich allen preufsischen Jünglingen erschliefsen wollte, auf den Widerstand des Volkes stiefs. Und wenn die grofsen Siege des Heeres dann auch das Urteil König Wilhelms rechtfertigten, den noch die spätesten Enkel als die Verkörperung der Tugenden des preufsischen Offiziers verehren werden, so ist die Vorstellung doch nicht ausgerottet, dafs wir das Heer für den Krieg unterhielten. Wir wollen gar keinen Krieg, wenn wir auch wissen und loben, dafs die Natur der Gewitterstürme nicht entraten kann. Aber wenn sich auch die lange Friedenszeit, deren wir uns erfreuen, noch weithin ausdehnen sollte, unseres Heeres können wir nimmer entraten, damit wir ein Volk von Männern bleiben. Denken wir uns einmal den Typus des modernen deutschen Mannes, wie er Pflugschar, Hammer und Mauerkelle führt, und daneben den Typus seines Urgrofsvaters. Jener trug immer noch die Züge,

die die volkstümliche Kunst der Reformationszeit als Karsthans so oft gebildet hat; hier sehen wir selbstbewufste, aufrechte Männer, wie sie die Gildenbilder von Rembrandt und Franz Hals in den wetterfesten freien Niederländern zeigen. Und wenn auch die Zunahme des materiellen Wohlstandes das Ihre gethan hat und die politische Befreiung und geistige Anregung dem Auge die Blödigkeit genommen hat: dafs der Nacken so grade, die Brust so frei und der Blick so klar ist, das verdankt der deutsche Mann dem Gefühle der Mannesehre, das ihm die Erziehung des Heeres eingepflanzt hat.

Das ist die wahre und wirklich befreiende allgemeine Bildung des Volkes. Sie ihm aufgezwungen zu haben, bleibt ein Ruhmestitel des Staates. Daneben müssen wir auch solcher Männer dankbar gedenken, die von den ästhetischen und klassizistischen Idealen wenig wufsten oder wenig hielten und die wohlmeinende, aber über jedes Sachverständnis erhabene Bevormundung der gelehrten Beamten selten als eine Förderung empfanden, aber den praktischen Berufen und der praktischen Tüchtigkeit zum Heile des Ganzen die Macht und das Ansehen errungen haben, die ihnen zukommt. Der deutsche Handel hatte von seiner alten Blüte nur an den Mündungen unserer Ströme und einigen Knotenpunkten des Verkehres einiges in das neunzehnte Jahrhundert gerettet. Gewerbfleifs gab es für den Export nur verschwindend wenig und weite Strecken verharrten noch lange in der Abhängigkeit vom Auslande, wie der Barbar, der dem fremden Schiffer seine Rohprodukte gegen die fremde Ware dahingiebt. Die Landwirtschaft hatte höchstens vereinzelt begriffen, dafs sie auch ein industrieller und kaufmännischer Betrieb ist. Und nun hat die Energie des deutschen Kaufmanns die deutsche Ware, längst bevor eine deutsche Flagge sie deckte, über alle Meere getragen, und seine Klugheit und Redlichkeit unsern Namen unter allen Breiten zu Ehren gebracht. Jetzt vermag weder die Vermehrung der Bevölkerung noch die des Kapitales den Anforderungen der

Industrie zu genügen: und wenn Thaer über die Felder wandern könnte, die er rationeller zu bebauen gelehrt hatte, so würde er staunen, wie viel mehr die Erde dem Fleifse des Landmanns zu spenden gelehrt ist. Welch ungeheure Summe edeler Menschenarbeit ist aufgewandt worden, um dieses zu erreichen, aufgewandt in dem Einsetzen der eigenen freien Persönlichkeit, oder in dem freiwilligen Zusammenschlufs selbständiger Männer. Sie bauten alle zunächst ein jeglicher sein eigen Haus, mochten sie auf dem festen Grunde ererbten Besitzes und ererbter Familienehre stehn, wie die grofsen Kaufherren unserer freien Städte und die Besitzer der grofsen Liegenschaften, mochten sie mit frischer Kraft aus dem Volksgrunde aufstrebend sich selbst ihr Leben und ihren Reichtum und Ruhm zimmern, wie die Borsig und Krupp, deren Namen wir schon als Knaben mit Ehrfurcht zu nennen gelernt haben, und Tausende neben ihnen, Helden im friedlichen Kampfe des modernen Lebens. Und gerade weil sie ein jeglicher nach seiner Art und in seinem Kreise haben wirken und schaffen können und wollen, haben sie gearbeitet an dem Wohle der Gesamtheit, des gemeinen Wesens.

Das ist der Reichtum unseres neuen Lebens. Der ständische Stockwerkstaat ist an dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts zusammengebrochen. Der klassizistische Traum eines Staates gleichberechtigter Bürger von gleicher Bildung und gleichen Interessen, eine ungeschichtliche Abstraktion aus den Vorstellungen von den antiken Republiken, ist auch dahin; er hätte sich nur auf dem Unterbau einer modernen Sklavenschaft verwirklichen lassen; und die Utopien des sozialistischen Zukunftsstaates, ausgeartete Ableger dieser Ideen, würden längst keine Gläubigen mehr finden, "wären nicht Kinder und Bettler hoffnungsvolle Thoren". Dafür zeigt uns das Leben eine Menge Kreise verschiedener Thätigkeit mit entsprechend verschiedenen Bedürfnissen und Ansprüchen materieller und geistiger Art. Sie müssen sich oft berühren, nicht

immer friedlich, um so mehr, da sie sich beständig verschieben, und doch ist das Gedeihen eines jeden für das Gesamtwohl unentbehrlich. Für all diese Kreise verlangen wir freie Bewegung, wie sie auch der einzelne Mensch für sich fordert. Gewifs liegt darin eine grofse Gefahr. Aber wie der kleinste Kreis gleichgestellter Menschen einträchtig nur bestehen kann, wenn seine Glieder einander in ihrer Eigenart achten, und wie sie das um so besser thun werden, je mehr sie einander verstehn, so müssen die verschiedenen Lebenskreise sich als gleichberechtigt anerkennen und sich zu verstehn suchen. Der Staat, die organisierte Gesellschaft, hat schon eine ungeheure Aufgabe, wenn er alle in dem Rahmen des Gemeinwohles und des gemeinen Friedens hält. Aber wir verlangen sehr viel mehr von ihm. Wir leben ja des Glaubens, dafs er eine sittliche Institution ist. Er soll nicht nur dem Übel wehren, er soll das Gute wirken. Er soll selbst anregen und Ziele weisen. Er soll den Schwachen nicht nur vor Unbill schützen, er soll ihm emporhelfen. Vielleicht erwarten wir zu viel von ihm, sicher kann er jedem einzelnen nicht die Pflicht der persönlichen Mitarbeit abnehmen. Aber dank Kaiser Wilhelm I. und seinem grofsen Kanzler nehmen wir die Verpflichtung auf die kaiserliche Botschaft der sozialen Versöhnung mit in die neue Zeit. Sie kann verwirklicht werden, wenn all die neuen Kreise und Stände des Lebens es lernen, einander zu verstehn und die gleichberechtigte Würde des Nächsten auch da zu achten, wo sie sie nicht verstehn, endlich aber den Goetheschen Spruch des Individualismus, der füglich dem Staate gesagt werden kann "was dem einen frommt, das frommet allen", in der Umkehrung sich gesagt sein lassen "was dem Ganzen frommt, das frommet jedem".

Scheint schon die Verwirklichung dieser Eintracht des ganzen Volkes fast chiliastisch, wie viel minder wird man für die Völkerfamilie der Erde zu hoffen wagen, dafs sie einmal das liebliche Bild von einträchtig bei einander wohnenden Brüdern biete. Immerhin haben sich die

Völker daran gewöhnen müssen, dafs die Erdoberfläche sehr viel mehr eine Einheit ist, als es vor hundert Jahren Europa war, seit die Wissenschaft in Verbindung mit der Technik der Natur die Kräfte abgewonnen hat, die den Raum überwinden. Handels- und Freundschaftsverträge sichern fast überall den friedlichen Verkehr, und den flüchtigen Verbrecher verfolgt die Strafe bis in die fernsten Schlupfwinkel. Für die Post ist die Welt bereits eine Einheit; das internationale Recht bemächtigt sich immer zahlreicherer Materien, und die Staaten binden sich immer häufiger durch allgemeine Verträge zum Schutze der Menschlichkeit, wie durch die, welche das Zeichen des roten Kreuzes tragen. Führerin und Vorkämpferin ist darin die Wissenschaft. Nicht nur dafs sie Vereinbarungen veranlafst, wie die internationale Erdmessung, oder die Kooperation mehrerer Kulturvölker zu wissenschaftlichen Zwecken, wie der Erforschung der wenigen noch unbekannten Teile der Erdoberfläche, oder den Zusammenschlufs der Körperschaften, welche die wissenschaftlich organisierte Arbeit leiten. Das Wesentliche ist die Erstarkung und Verbreitung der Wissenschaft selbst. Denn wenn eines den Glauben an den Bestand und Fortgang der Gesittung überhaupt rechtfertigen kann, so ist es dies, und nicht nur weil er in einer Universität erstattet wird, mufs dieser Rückblick auf den Erfolg des Jahrhunderts in dem Preise der Wissenschaft gipfeln. Gleich aber mufs mit und neben ihr die Technik genannt werden, die engverschwistert, dennoch sich zu stolzer Selbständigkeit erhoben hat. Die Wissenschaft, die uns ihre Schöpfer, die Hellenen, übermittelt hatten, war im wesentlichen auf die reine Erkenntnis gerichtet, auf Theorie, das will sagen Anschauen. Welch ungeheurer Fortschritt liegt darin, dafs nun die Handfertigkeit und Phantasie des Technikers einerseits die Ergebnisse der Wissenschaft in Neuschöpfungen der Praxis verwertet, andererseits durch das empirisch Gelungene der Wissenschaft neue Lösungen oder auch Probleme zuführt. Die begriffliche Distinktion mag schwierig

sein, es ist natürlich auch nichts absolut Neues; zumal die Medizin, Wissenschaft und Kunst zugleich, hat ihrem Wesen nach zu allen Zeiten, in denen sie als Wissenschaft bestand, aus dieser Wechselwirkung von Theorie und Praxis ihre beste Kraft geschöpft, hat daher auch von allen Wissenschaftszweigen die reichste Geschichte. Allein dafs etwas Neues mächtig geworden ist, das unser ganzes Leben, im kleinen und grofsen umgestaltet hat, und von dem wir andere, gar nicht absehbare Umgestaltungen erwarten, das braucht nicht erst gesagt zu werden.

Sich in das tägliche Leben und das Milieu des achtzehnten Jahrhunderts zurückzuversetzen, stellt an die geschichtliche Anpassung kaum geringere Forderungen, als wenn es um achtzehnhundert Jahre geschehen sollte. Fast dasselbe kann man sagen, wenn man den Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis ins Auge fafst. Am Anfange des Jahrhunderts geht die französische Expedition nach Ägypten, unternimmt Alexander von Humboldt die Reise in das äquatoriale Südamerika; Kalidasas Sakuntala wird in der englischen Übersetzung bekannt; bald kommen die Elgin marbles nach London. Es genügt, an diese wenigen Thatsachen zu erinnern. Das Suchen und Sammeln war das erste, eine endlose Aufgabe. Wie Unübersehbares auch bis heute gewonnen ist, wir sind doch noch mitten in der Arbeit, mag auch ein so gigantisches Unternehmen wie die Verzeichnung der ganzen Tierwelt der Erde bereits angegriffen werden können. Was sollen wir an Einzelnes erinnern, dafs dadurch, dafs die Urväter aller Menschenkultur, Babylonier und Ägypter, in ihrer Sprache wieder zu uns reden, die Geschichte um Jahrtausende über die Zeiten hinaufgeführt wird, wo die Sagen der Hellenen und Hebräer begannen; dafs die ganze Hinterlassenschaft der romanischen und germanischen Völker erst hat wieder entdeckt werden müssen, und so erst eine Kontinuität der Geschichte hergestellt worden ist; dafs durch die Erschliefsung der Sprache Indiens nicht nur eine neue Litteratur bekannt geworden, sondern die Sprachwissenschaft

überhaupt erst entstanden ist, und durch sie der Blick in ungemessene Zeiträume eröffnet, von denen keine Überlieferung dauern konnte — oder doch eine, in den Überresten vorgeschichtlichen Lebens in Wohnplätzen und Gräbern. Und indem diese Reste sorgfältig durchforscht werden und dazu herangezogen, was kundige Beobachtung an primitiven Völkern der Gegenwart gewonnen hat, gelingt es, selbst in das Seelenleben der Menschen der Urzeit hineinzublicken und so tiefe Probleme wie die Genesis der Religion aufzuwerfen. Dazu leihen sich was man als Natur- und Geschichtswissenschaft unterscheidet einträchtig die Hand. So zeigt sich an einem Beispiel, das sich zufällig bietet, dafs die beliebte Zerspaltung der Wissenschaft unhaltbar ist. Die Verschiedenheit der grade angepackten Objekte macht für die wissenschaftliche Methode nichts aus. Auf das erste, die Gewinnung des Materiales, mufs immer die Analysis folgen. Wir verhören das einzelne Objekt und entlocken ihm mit allen Mitteln, was es uns irgend aussagen kann. Zu diesen Mitteln gehört die experimentelle Untersuchung so gut wie die philologisch-historische Kritik. Dann kommt die Synthesis der an den Einzelobjekten gewonnenen Erkenntnisse. Da wird das Ergebnis sich bald als ein Gesetz darstellen: das kann so gut ein Naturgesetz sein wie das, nach dem ein Dichter seine Verse gebaut hat; bald wird sich die Reihe der geordneten Objekte durch die nachschaffende Phantasie als ein vergangener Werdeprozefs darstellen. Dieselbe Thätigkeit des Geistes liest die Entstehung der Erdrinde in der Lagerung und den Gesteinen ihrer Schichten, und in den sachlichen und sprachlichen Differenzen ihrer Schichten die Entstehung der Ilias. Man hat wohl gesagt, dafs die Sprachwissenschaft durch die Entdeckung der Gesetze des Lautwandels eine Naturwissenschaft geworden wäre; man könnte mit gleichem Rechte sagen, dafs Darwin die Naturwissenschaft historisiert hätte. Beides ist im Grunde ein leeres Gerede, weil die Wissenschaft eine Einheit ist.

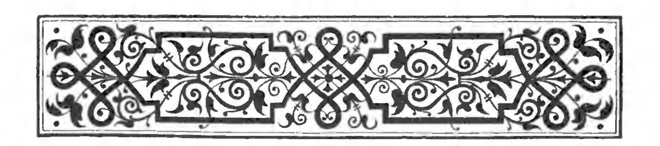
Das ist sie, weil ihr Objekt im Grunde eines ist, das

einige anfangs- und endlose Leben, das Ewigganze, das nur unserer Endlichkeit zum Vielen wird. Weil sie eine Einheit ist, wecket sie auch in allen Seelen, in die ein Strahl von ihr fällt, denselben gesteigerten Menschensinn, erhebend vom Vielen zum Ganzen. Die Summe dessen, was wir verstehen, bleibt immer verschwindend gegenüber dem, was wir zu verstehn uns vergeblich sehnen. Aber daſs die Summe der von der Wissenschaft erleuchteten und erweckten Seelen so groſs geworden ist, wie es vor hundert Jahren auch der Kühnste nicht zu ahnen wagte, darauf dürfen wir die Hoffnung gründen, daſs die Menschenkultur bestehn und wachsen werde. Denn allen diesen Seelen ist es aufgegangen, daſs des Menschen edelste Kraft nicht ihm gehöret, sondern der Menschheit. Jede Wahrheit wird Gemeingut, sobald sie ausgesprochen ist. Was verschlägt es, wer sie zuerst aussprach? Die Quelle verrinnet im Bache, die Bäche im Strome, und aller Ströme Wasser verrinnen im ewigen Meere. So in der Wissenschaft. Wie darf sich da ein einzelner oder ein Volk berühmen, dieser Tropfen, diese Welle stammet von mir? Aber das Gefühl der Bescheidung, das freilich jeden einzelnen übermannet, und auch dem Volke und der Generation und dem Jahrhundert das dünkelhafte, "wie wir's so herrlich weit gebracht" verwehrt, drückt nicht nieder, sondern erhebt. Denn an dem Anschauen des ewigen Seins, wenn auch das göttliche Licht dem irdischen Auge nur im farbigen Abglanze des Werdens wahrnehmbar ist, hat der Mensch das wahrhaft menschliche Leben. In der Quelle, die ihn tränkte, dem Baume, dessen Früchte ihn nährten, im Sturme, der ihn umbrauste, der Sonne, die ihn wärmte, empfand der Mensch der Urzeit die wirkende übermenschliche Kraft, offenbarte sich ihm die Gottheit. Alles war ihm Wunder, jedes Wunder unmittelbar eines Gottes Werk. Wissenschaft ward, als der göttliche Drang zur Erkenntnis der Wahrheit in den Seelen ionischer Männer fortzuschreiten wagte vom Vielen zum Einen, da sie die Einheit alles Lebens erkannten. Wodurch? Dadurch, daſs

sie ihre Augen aufhoben zum Himmel und die ewige Stetigkeit im Wandel seiner Welten wahrnahmen. Und was sie schauten und verkündeten, war Kosmos, war Harmonie. Jahrhunderte und Jahrtausende sind vergangen, Jahrhunderte und Jahrtausende werden vergehen. Die Menschengeschlechter haben gerungen und werden ringen, Kosmos und Harmonie in allem grofsen und kleinen, Natur- und Seelenleben zu finden und zu zeigen. Ergründen werden sie nimmer die ewige Schöne und Weisheit. Und wie erhaben der Mensch der Gegenwart sich dünke, weil er die Kraft des Stromes zwingen kann, dafs sie ihm frohne als Licht oder Wärme oder Bewegung, desselben Stromes, dem sein Urahn mit furchtsamem Gebete ein Füllen opferte, die Gottheit gnädig zu stimmen: dasselbe Gefühl irdischer Ohnmacht bindet sie beide. Geschwunden ist nur die Furcht. seit dem Auge der Seele der ewige Kosmos aufgegangen ist, ihrem Ohre vernehmlich geworden die heilige Harmonie. Geblieben und gewachsen sind Andacht und Ehrfurcht, und an jedem Erdentage lehrt die Wissenschaft einzustimmen in den Sang der Erzengel vor dem Angesichte des Unsichtbaren

Dein Anblick giebt den Engeln Stärke,
weil keiner dich ergründen mag,
und alle deine hohen Werke
sind herrlich wie am ersten Tag.





Der Zeus von Olympia[1]).

Es wird Ihnen noch im Gedächtnis sein, dafs eine der ersten wissenschaftlichen Unternehmungen des Deutschen Reiches die Aufdeckung Olympias gewesen ist. Eines der Fundstücke, der Hermes des Praxiteles, ist sofort ziemlich das populärste Werk der griechischen Bildhauerkunst geworden, und er allein würde die Kosten und Mühen schon genügend gelohnt haben. Aber im übrigen sind die Ergebnisse jener langjährigen Arbeit wenig bekannt; das

[1]) Vorgetragen in Hamburg 1899. Ich hatte schon im Winter 1876/77 in Greifswald über Olympia geredet, als eben erst die Nike und einige Figuren des Praxiteles gefunden oder wenigstens bekannt wurden. Der Vortrag liegt mir vor. Die richtige geschichtliche Einordnung der Nike und die Verwerfung der Künstlernamen für die Giebel, damals neu und ketzerisch, hat jetzt keinen Wert mehr und nach Prioritäten habe ich nie getrachtet; im übrigen ist das Urteil unreif und schief. Freude habe ich an der Ehrlichkeit, mit der ich auf Grund der eigenen Anschauung die ungöttliche Natur des Ortes schilderte; aber das Problem, das diese Thatsache stellt, ist noch nicht erfafst. Das habe ich auch noch 1887 nicht gethan, als ich die Geschichte von Iamos erläuterte: ich mufste erst Olympia wieder besuchen und neben den Ruinen die wichtigere Natur befragen Doch gab mir das nur das Problem, nicht die Lösung. Dazu mufste Robert den Sosipolis von Olympia ins Licht gerückt haben. Athen. Mitteil. XVIII. Dieser Vortrag erfordert eigentlich eine weite Ausführung; aber das würde ein Buch: denn die Traditionen über die Zeusgeburt, über die Daktylen, die älteste peloponnesische insbesondere arkadische Geschichte sind nicht kurz abzuthun; ich habe diese Forschung noch nicht abgeschlossen. Aber was mir das wesentlichste ist, die Religion, wird durch Gelehrsamkeit nicht bedingt, öfter beinträchtigt.

Olympia-Museum in Berlin ist noch recht unansehnlich, wird wenig besucht und das meiste darin ist auch nicht unmittelbar verständlich. Das riesige Werk, in dem die Gesamtergebnisse veröffentlicht werden, ist so kostspielig wie unhandlich: das bekommen auch viele Interessenten nicht zu sehen. Popularisierungen pflegen in unberufenen Händen zu liegen. So hört man nicht selten geringschätzige Urteile über den Erfolg, und niemand würde heute eine Grabung aus Reichsmitteln anzuregen wagen. Das ist noch kein Schade. Hier ist ein Feld, wo nicht nur die Einzelstaaten und ihre Institute sich ebenso gut bethätigen können; deren giebt es ja mehr als blofs das Berliner Museum. Viel wünschenswerter noch ist das Eintreten von privaten Genossenschaften, wie der Orientgesellschaft, und vollends von Einzelnen, das bei uns ersichtlich zunimmt. Die Aufgaben sind aber so zahlreich, und die Zerstörung geht in vielen Gegenden der alten Kultur so schnell, dafs im Verzuge für die Wissenschaft Gefahr liegt.

Das beste, was unsere Aufdeckung Olympias geleistet hat, ist, dafs sie das Muster einer wirklich wissenschaftlichen Lösung solcher Aufgabe aufgestellt hat. Erst im Laufe der Grabung, als in Wilhelm Dörpfeld der rechte Mann erschienen war, ist das begriffen worden. Der Plan war ursprünglich im Anschlusse an Winckelmanns Hoffnungen gefafst, um Schätze zu heben, namentlich Siegerstatuen von Erz und Staatsurkunden. Diese Erwartung hat sich nicht bestätigt. Auch die baulichen Reste, die man jetzt in Olympia wieder sieht, machen unmittelbar keinen bedeutenden Eindruck, und der Zeustempel samt seinem bildnerischen Schmucke ist wirklich kein Kunstwerk ersten Ranges gewesen. Aber dieser auf unmittelbar ästhetischen Genufs oder überhaupt auf glänzende Einzelfunde gerichtete Gesichtspunkt hat überall dem rein wissenschaftlichen weichen müssen. Wir decken die Stätten vergangenen Lebens auf, um die Reste dieses Lebens zu finden: erst in ihrer Gesamtheit, grofses und kleines, reizvolles und abstofsendes, der Hausrat der Götter und der

Abfall der Küche, das Gekritzel des Müfsigen und der zu ewigem Gedächtnis eingemeifselte Erlafs des Kaisers, alles was Zeugnis des Lebens sein kann, vereinigt, giebt das, was die Wissenschaft sucht. Wie viel wir finden werden, können wir nie vorherwissen; aber selbst das wird geschichtliche Belehrung liefern, wenn die berechtigte Erwartung getäuscht wird. Wir graben nicht mehr um Schätze, die Motten und Rost fressen: wir suchen die Wahrheit, mit dem Spaten und mit dem Gedanken.

Von dem, was uns die olympischen Grabungen gelehrt haben, möchte ich Ihnen einiges erzählen, nur nach einer Seite hin, die mich freilich die wichtigste dünkt. Olympia ist nichts anderes gewesen als ein Heiligtum, keine selbständige Gemeinde, kein politisches Centrum, keine Stätte eigener Kultur, wie etwa Delphi oder Delos, die beide dementsprechend mit viel reicheren Ergebnissen von den Franzosen aufgedeckt worden sind. An einem Heiligtume ist die Hauptsache der Gott, der es bewohnt, oder anders ausgedrückt, der Glaube der es heiligt. Den zu erfassen braucht man viele andere Arbeit, stille Einkehr in das Wesen der Religion überhaupt, weite Umschau über die Formen des Gottesempfindens und des Gottesdienstes, die gerade bei den Hellenen in tausend bunten Metamorphosen das eine ewige Gefühl variieren, der Menschenseele Sehnsucht nach dem ewigen Lichte. Dazu gehört wohl manche Forschung, die nur am Studiertisch gemacht werden kann, einerlei wo er stehe: aber wenn ein Gott an eine Stätte gebunden ist, dann mufs man ihn bei sich aufsuchen, wenn man ihn fassen will: dieser Gott hat sich den Menschen offenbart, die an diesem bestimmten Orte safsen. Dieser Himmel, diese Erde, dieser Berg und Busch und Bach, das Element, das ewig wechselnde, zeugt in seiner Stetigkeit auch uns noch von dem Geiste, dessen Rauschen in der Natur vor Jahrtausenden suchenden Menschenseelen Staunen und Schauder weckte, Hoffen und Frieden brachte.

Olympia liegt in einer Landschaft, die uns wenig süd-

lich anmutet. Der Alpheios ist ein stattlicher Flufs, der dem Westmeer zustrebt und dort von Norden einen bei jedem Regen reifsend anschwellenden Bergbach aufnimmt. Die Landspitze dieses Zusammenflusses ist das heilige, "olympische" Land. Die Gewässer haben kein festes Bette, sondern wühlen es sich in dem weiten weichen Alluvialgrunde, wenn der Mensch ihnen nicht die Wege weist. Eine Zeitlang im frühen Mittelalter sind sie über das Heiligtum geflossen; ihr Sand hat den Hermes in sorglichem Grabe gebettet, bis unser Spaten ihn zu neuem Leben weckte. Die Heiligung dieses Ortes hat ihren Ausgang von einem runden, nicht eben hohen Hügel genommen, dem letzten der Hügelfolge des nördlichen Ufers, den man den Kronoshügel nannte. Er ist noch jetzt fast undurchdringlich dicht mit meist immergrünem Gebüsche bestanden, das sich im Frühjahre mit bunten Blüten deckt. Schaut man von ihm nach Süden und Westen, so dehnt sich welliges buschbewachsenes Gelände weithin, keine charakteristischen Berglinien säumen den Horizont. Des Meeres Nähe wird nicht gespürt; seine Küste ist hafenlos und unwirtlich: von da ist keine Kultur hierher gelangt. Arkadiens Bergland, aus dem der Flufs kommt, und zu dem Olympia als ein Grenzposten von Natur gehört, wird im Osten sichtbar; aber es hat von dieser Seite nichts Imposantes. Vor drei Jahrtausenden wird der Wald stattlicher, die Wildnis rauher, die Vegetation nordischer gewesen sein. Aber auch heute ist die Landschaft grün und Feuchtigkeit schwängert die Luft; Menschenarbeit zeigt sich wenig. Das linke Flufsufer enthält weite Strecken, die besser zu Jagdgründen als zu Äckern taugen. Dort hat Xenophon mit seinen Söhnen Hirsch und Eber gepirscht. Aber er war schon der Nachbar des Zeusheiligtumes, und wenn er es besuchte, fand er ziemlich alles vor, was auch wir dort mit der Phantasie suchen: wir müssen wohl noch achthundert Jahre weiter zurück, wenn wir die ersten Inhaber dieser Stätte finden wollen, die uns Nordländer leicht anheimelt, die aber für den Donnerer des

Götterberges wenig passend scheint, nach dem wir sie doch nennen, den wir doch auf ihr erwarten.

Damals wohnten freilich Menschen des Stammes schon in diesen Wäldern, den wir hellenisch nennen, Vorfahren der Arkader, des Bärenstammes, die sich mit Grund als die urältesten Hellenen angesehen haben. Die Forschung hat bisher von ihnen zu wenig Positives ermittelt: nur das, dafs sie an der ältesten Kultur, die wir auf der Ostküste und auch auf den westlichen Inseln antreffen, die wir mykenisch nennen, homerisch nennen sollten, kaum berührt waren. Darum machen sie uns einen sehr nordischen Eindruck. Sie werden das gleich selbst so finden. Denn wenn die grüne Landschaft fast deutsch aussieht, so thun es ihre ursprünglichen Götter auch. Am Fufse des Hügels war eine kleine Höhle, und in der wohnten Zwerge, ganz wie sie es in einem thüringischen Hügel thun würden. Viele von Ihnen werden sich deren unter den Griechengöttern nicht vermutend sein, denn Homers vornehm höfisches Epos führt sie nicht ein; aber sie haben einst auch bei den Hellenen ihr Wesen getrieben [1]), fehlen ja auch in der klassischen Walpurgisnacht nicht. Man hiefs sie Däumlinge oder besser Fingerlinge, Daktylen. Und einer von ihnen, wohl der Daumen, denn es waren hier ihrer fünf, die Finger einer Hand, war ihr Erster. Der war hier geboren. Die Mutter war natürlich die liebe Mutter Erde, deren Verehrung vielleicht das bezeichnendste für die gemeinhellenische Religion ist [2]). Der Vater wird der Geist ge-

---

[1]) Der himmlische Schmied der homerischen Gedichte, Hephaistos, ist ursprünglich ein kümmerlicher Zwerg gewesen; er hat seine Esse erst auf Inseln des ägäischen Meeres gehabt, und als spätere Zeit ihn in den Vulkanen des Westens, Ätna und Lipari, ansiedelte, war er zur Göttlichkeit ausgewachsen, so dafs er die Riesen, Kyklopen, zu Dienern erhielt. Die Schiffer des ägäischen Meeres haben in alter Zeit sich von tückischen Seekobolden erzählt, den Telchinen: schade dafs deren Gedächtnis zu verblafst ist, denn unsere Maler könnten diese Wichtelmännchen der See neben Tritonen und Seekentauren gut brauchen.

[2]) Das habe ich bereits in der Einleitung meiner Übersetzung der Eumeniden etwas weiter ausgeführt.

wesen sein, der in dem Berge schlief und später als Vater des Zeus Kronos genannt ward: denn den Vater des ewigen Himmelsgottes denkt man sich auch nur als einen in die Erdtiefe oder unnahbare Ferne entrückten Gott einer Vergangenheit, die niemals Gegenwart war. Der Zwerg, der Erdgeist, erschien den Menschen zuweilen in der Gestalt der Schlange; denn der Wurm war allen Hellenen die beliebteste Erscheinungsform der Götter, die in der Erde wohnten. Die Menschengestalt ist mit nichten die ursprüngliche für ihre Götter. Was diese Ortsgeister ihren Verehrern geben sollten, vermag niemand zu sagen, vermutlich alles was sie bedurften und hofften; nur eines steht fest: Heilung in Krankheit: wie sollte auch der primitive Mensch nicht danach besonders zu seinem Gotte gehn? Da wir nur Berichte aus den späteren Zeiten haben, wo Zeus längst der Herr des Ortes war, ist die Tradition des Zwerges verkümmert. Man hat die bekannte kretische Geburtsgeschichte des Zeus in diese Grotte zu übertragen versucht, indem man den Zwerg zu dem Zeuskinde machte; oder man hat diesen zu einem Dämon "Volksretter" gemacht, der einmal als Knäblein oder auch als Schlange in höchster Not Rettung gebracht hätte. Der Kult in dem Grottenheiligtume hat nicht aufgehört: da war das Kindlein in buntem Gewande gemalt, und eine Priesterin brachte ihm das Bad und für die von ihm unterschiedene Schlange Nahrung. Der Tempel der "Mutter" stand dicht dabei, und hielt man sie jetzt für die Göttermutter, so war sie ihrem Wesen kaum entfremdet. Daneben erzählte man von den Daktylen widersprechendes — doch mit der Gelehrsamkeit plage ich Sie nicht. Uns genügt hier, den Gott des Ortes, den Herrn der Urzeit, erfaſst zu haben.

Da kam, sagen wir um 1000 v. Chr., ein anderer Stamm erobernd und Kultur bringend den natürlichen Weg fluſsabwärts. Das waren die Männer von Argos, die in goldreichen prächtigen Burgen jenseits der arkadischen Berge saſsen. Sie verehrten die hohe Himmelsherrin Hera bei sich als Beschützerin ihres Volkes; indem sie ihr in der Fremde Kult-

stätten gründeten, schufen sie sich eine Heimat. Sie haben einige Meilen aufwärts, wo auch ein Fluſs von Norden in den Alpheios mündet, eine Stadt gegründet, die sie nach Hera nannten; sie haben ihr hier dicht am Fuſse des Hügels ein stattliches Haus errichtet, den ältesten Tempel, den wir besitzen, ein Haus, das noch auf einem steinernen Sockel Lehmwände hatte und von einem Rundgang hölzerner Säulen umgeben war. Das war schon ein kostspieliger Bau, und seine Errichtung wird sicher nicht älter sein als das achte Jahrhundert; älter und heiliger ist ohne Zweifel der groſse Brandaltar gewesen, auf dem der Himmelsherrin geopfert ward: die homerische Zeit kannte ja noch keine Gotteshäuser. In Begleitung seiner Gattin kam der Himmelskönig. Von einer Burg (Phaisana, Phrixa), die hoch auf einem Berge lag, dessen spitze Kuppe dem Besucher des Heiligtumes leicht im Gedächtnis bleibt, stieg ein Geschlecht ritterlicher Seher herab. Dichterwort hat uns die Legende des Hauses erhalten, das ein Jahrtausend an dem groſsen Brandaltare seines Amtes gewaltet hat. Der Ahnherr, ein Gottessohn ohne Erbrecht im Mutterhause, Wiamos mit Namen, stieg nächtlicherweile in den Fluſs hinab und rief seine himmlischen Ahnen, ein Erbe, eine Herrschaft heischend. Da vernahm er eine Stimme, die ihn folgen hieſs und ihm voranschritt den Fluſs hinab, an die Stätte, wo dereinst sein Geschlecht den Seherdienst am Altar erhalten sollte, zu dem ihm die Seherkunst, mit der er selbst sofort begabt ward, die Weihe verlieh. Der Dichter weiſs, daſs erst noch ein weiterer Mitbewohner des Heiligtumes kommen muſste, damit das allgemein hellenische Fest entstünde: das hat Herakles erst gestiftet. In unserer Rede bedeutet das, daſs erst die Bergstämme des Nordens in die Halbinsel eindringen muſsten, die goldreichen Burgen brechen und die homerische Kultur zerstören oder vielmehr nach Asien hinüberwerfen, damit sie von dort dereinst getragen von dem homerischen Epos und seinen Göttern in die Heimat zurückkehrte. Der Stamm, der das Heiligtum der Zwerge und der Hera erobern sollte, kam

aus der Niederung, die nördlich jenseits der Wasserscheide des Alpheiosthales liegt, und nannte sich nach ihr die Leute der *vallis*, Waleer. Sie haben in heftigen langdauernden Kämpfen die Bewohner des Alpheiostales unterworfen und dem Heiligtume gezehntet, dessen Verwaltung sie selbst übernahmen; die Herrschaft der Iamiden ging in Stücke, die Prophetenkunst mufste freilich respektiert werden. Jetzt erst gehört das Heiligtum dem Zeus, jetzt erst heifst es Olympia, — der alte Name war Pisa gewesen; jetzt hat es durch den Zehnten Mittel, die dazu verwandt werden, alle vier Jahre in der freien Zeit zwischen der Getreide- und Weinernte dem Gotte ein grofses Fest zu feiern, zu dem Gottesfriede geboten wird, bald in der ganzen Halbinsel geachtet. Im Jahre 776 hat man begonnen, den Namen des Siegers im Laufe aufzuzeichnen: das ist das erste aufs Jahr bestimmte Ereignis auf unserem Erdteil.

Heras Ansprüche waren nicht vergessen; ihr Tempel kann erst in dieser Periode ausgebaut und sicher erst das Götterbild errichtet sein, dessen Gesicht gefunden ist; wie denn Hera noch auf den Münzen von Elis erscheint, als die Prägung beginnt. Aber nur der Donnerer, der Spender des Sieges, war geeignet die Hellenen alle zu einem Feste zu vereinen. Denn wie der Himmel sich über alle Lande wölbt, ist der Herr des Himmels bei den Hellenen nie der besondere Schirmherr eines Staates oder Ortes gewesen. Aber damit man ihm zu Ehren das Fest einrichtete, mufste er sich als Besitzer des Heiligtumes erwiesen haben. Das hat er getan, genau so wie es Zeus nur thun kann. Noch spät zeigte man die Reste eines Palastes in dem heiligen Bezirke, den sein himmlisches Feuer verzehrt hatte. Das dürfen wir ganz genau nehmen. Durch Blitzschlag nimmt sich der Gott, was er begehrt, und erst so erklärt sich, dafs keine Ansiedelung an dem Orte entstanden ist. Er hat das Herrenhaus verbrannt, auf dafs er der Herr würde. Dafs ein Heiligtum auf dem Flecke eines alten Fürstensitzes errichtet wird, ist von vielen Orten her, z. B. von der

athenischen Burg, geläufig. Erst so erklärt sich auch der Name. Es ist hier kein Olympos; wenn das heilige Feld am Flusse das olympische genannt ward, so war es einmal zu einem Teile des Olympos, besser zu Grund und Boden des Olympiers geworden.

Es kommen nun die drei Jahrhunderte der gröfsten Bedeutung Olympias. Wohl haben die Erben des Wiamos Orakel gespendet; wohl haben die Umwohner bei diesem Gotte Hilfe gesucht wie bei seinen Vorgängern. In grofsen Massen sind die bescheidenen Weihgaben von Thon oder Metall aufgefunden, die sie ihm brachten. Aber darin liegt nichts besonderes; das geschah an tausend anderen Stellen für Götter aller Art ähnlich. Religiös im eigentlichen Sinne ist die Bedeutung Olympias nicht. Sie liegt in dem vierjährigen Feste, seinen Spielen und Siegen. Man begreift das nur auf dem Hintergrunde des damaligen Lebens und seiner Gesellschaftsordnung. Der adelige Mann, der sich durch körperliche Übung zum wehrhaften und tüchtigen, zum ἀνὴρ ἀγαθός, wie man sagt, macht, dessen Leben in dieser Pflege der adligen Tugenden aufgeht, der auf alle anderen Berufe mit Verachtung blickt, dessen Phantasie nichts Schöneres kennt als den adeligen Knaben, der gewandt im Laufe oder Ringen alle Altersgenossen besiegt, der als Mannesideal den Herakles hochhält, der es erwiesen hat, dafs Menschenwürde nicht der Götterhöhe weicht: dieser dorische Mann kennt nichts Gröfseres als das Fest des olympischen Zeus; der Kranz von wildem Ölbaum, wie er noch heut am Kronoshügel gedeiht, ist ihm eine köstlichere Krone als die der beiden Ägypten; bald wird diejenige die köstlichste, die nicht durch die eigene Kraft und Kunst, sondern durch die Hurtigkeit der Pferde gewonnen wird. Insofern allein, dafs das Fest auch die Verfeindeten einmal nahe brachte (wie in Arabien das von Mekka), und insofern als es das gemeinsame Standesgefühl, die Gemeinsamkeit der ständischen Ideale sinnfällig allen Teilnehmern nahe brachte, kann man ihm eine politische oder

bildende Bedeutung zusprechen[1]). Aber nie ist von hier ein Gedanke auch nur politischer Natur ausgegangen; kein Prophet, kein Dichter hat von diesem Gotte die Inspiration erhalten, er hat nicht die mindeste Bedeutung für das religiöse Empfinden oder gar das sittliche Handeln der Nation.

Aber reich waren die Gaben die ihm zuströmten, im wesentlichen als dem allgemeinen Verleiher des Sieges. Nur vergesse man nicht, dafs der Sieger im Spiele, der sein eigenes Bild errichtete, und die fremden Staaten, die Gedächtnismale ihrer Siege hier aufstellten, nicht in zweiter Linie ihre eigne Herrlichkeit der Nation vorführen wollten, die sich an dem Feste hier zusammenfand. Dafür sind namentlich im sechsten Jahrhundert, das am meisten für heilige Zwecke gebaut hat, längs des Fufses des Hügels eine lange Reihe von kleinen Bauwerken errichtet worden, die die Weihgaben der einzelnen Staaten aufnehmen sollten. Endlich hatte die Verwaltung der heiligen Gelder auch die Mittel für einen Tempel gesammelt, der dem Zeus ein eignes riesiges Haus bereiten sollte; bis dahin hatte er bei seiner Gattin gewohnt. Der Baumeister konnte ein Eleer sein; der Stil stand lange fest, und etwas Neues ward es nicht; den plastischen Schmuck des Giebels und das Dach holte

[1]) Ganz spät hat man aus dieser Gesinnung heraus Pelops nach Olympia gebracht, weil nach ihm die Halbinsel oder besser Insel hiefs, und Genealogien entstanden waren, die die meisten als Gründer der Staaten verehrten Heroen von ihm ableiteten oder seinem Hause angliederten. Pelops sollte dann die Herrschaft Olympias durch einen Sieg mit dem Wagen errungen haben, weil ganz wider die alte Sitte dies Kampfspiel das vornehmste geworden war. Das erzählt Pindar sehr schön in seinem ersten olympischen Gedichte und stellt der Ostgiebel dar; gleichwohl ist es eine fremde und in Olympia junge Geschichte, die für Kult und Fest und Geschichte nichts ausgiebt. In dem gleichzeitig gedichteten dritten olympischen Gedichte bringt Pindar die Stiftung des Festes mit Herakles zusammen; das erwähnt er öfter, und es ist auch älter und bedeutsamer. Herakles als der Repräsentant der Mannestugend und Mannesehre, wie dieser Adel beide fafste, mufste den Kranz als erster getragen oder besser aus dem Göttergarten im Norden den Baum geholt haben, von dem man den Kranz brach, der jetzt dem Sieger die höchste Ehre verlieh. Aber auch diese Geschichte ist sekundär und verleugnet die spätere Erfindung nicht. Noch weniger als den Zeus hat man den Herakles in Olympia anzusiedeln vermocht.

man sich aus der Fremde, den Marmor sowohl als die Arbeiter; unsere Sachverständigen streiten, ob aus Argos oder von den griechischen Inseln, wo der Marmor sicher herstammt. Der Inhalt der Darstellungen hat zu dem Herrn des Tempels nur einen äufserlichen Bezug. Mittlerweile war den Hellenen der Sieg gegen die Perser zugefallen, hatte sich der erste Waffengang um die Herrschaft der Nation zwischen Sparta und Athen abgespielt; Elis gehorchte Sparta, und auf dem Dachfirst des Tempels ward ein Erinnerungsmal an eine Niederlage Athens errichtet. Aber als wieder Friede war, beriefen die Eleer einen Athener, um durch die Errichtung des Tempelbildes den Bau zu vollenden; andere attische Meister folgten und über jenem Denkmale einer attischen Niederlage erhob sich eine Siegesgöttin von der Hand eines attischen Schülers des Pheidias; derselbe hat für einen anderen Sieg derselben Partei vor dem Tempel die herrliche Statue errichtet, die unser erster schöner Fund war. Pheidias hatte eben die Stadt- und Reichsgöttin Athens, des Zeus eingeborne Tochter, in der neuen Technik aus Elfenbein und reinem Golde in kolossalem Mafsstabe mit Einsatz aller Künste, Malerei, Ciselierung, Emaillierung gebildet. Diese Kunst sollte er hierher übertragen; dafür ward noch an dem Tempel umgebaut; genau derselbe Raum ward ihm zur Verfügung gestellt wie in Athen, und dafs die Wirkung noch kolossaler würde, bildete er den Zeus sitzend, während seine Athena stand. Was er bildete, war nicht der Zeus von Olympia. Der war immer nur der Donnerer und Siegverleiher gewesen, gedacht am liebsten als nackter Mann, weit ausschreitend, seine Waffe schwingend. Es war der Herr gewesen, der in dem Gewitter über seine Erde zürnend und strafend dahinfährt, der im Gewitter der Schlacht seinen Geliebten den Sieg giebt, der himmlische Ahn des dorischen Adels, der Vater des Herakles, seines liebsten Sohnes. In Pheidias' athenischer Seele lebte ein anderer Zeus, von jener universalen Majestät, die in den homerischen Versen liegt, dafs sein Kopfnicken, auch wenn er Gewäh-

rung nickt, Himmel und Erde erschüttert, aber zugleich der Gott, den schon der homerische Dichter ohne weiteren Zusatz Vater nannte. Der Künstler hatte schwerlich metaphysische Studien gemacht; er wird die Dichter seines Volkes kaum in ihrer Gedankentiefe begriffen haben, aber er war erwachsen in einer höheren Kultur, einer geistig und sittlich gewordenen Religion. Die ionische Philosophie hatte die Einheit des gesamten Lebens begriffen; die schweren Seelenkämpfe mehrerer Generationen hatten sich dazu durchgerungen in dem Träger und Erhalter der Lebenseinheit ein sittliches Wesen zu sehen. Der durch die Erfolge einer grofsen Zeit entflammte Glaube des Aischylos hatte gesprochen:

Zeus, Zeus,
mit diesem Namen nenn' ich ihn,
mit jedem, den er hören mag.
Und ob ich alles wäge,
zu leicht erscheint mir alles:
von Sorgen und von Sinnen
und Qualen löst das Herze
mir Zeus allein.

Diesen Gott, den Vater der Götter und Menschen, der trotz aller Gewalt, mit der er das Weltenregiment führt, gütig ist, bildete Pheidias. Den Hellenen hat er ihn gebildet, nicht den Eleern, deren Stempelschneider sich an dieses Vorbild nicht gehalten haben. Ein Blitzschlag, dessen Spur man dauernd im Fufsboden der Tempelhalle erhielt, zeugte von dem Wohlgefallen, das Zeus an dem Bilde nahm. Es wird für die Eleer solcher Bezeugung wohl bedurft haben, denn der Zeus von Olympia ist in der That des athenischen Bildes nimmer wert geworden. Der erst halb civilisierte Stamm der Eleer machte zwar einen anerkennenswerten Versuch die athenische Kultur aufzunehmen, aber Sparta zertrat das. Es war ein von den Spartanern in die Sklaverei verkaufter eleischer Knabe, dessen blondes Gelock Sokrates an seinem letzten Tage im Kerker gestreichelt hat, und heimgekehrt hat dieser

in Elis das neue Evangelium der sittlichen Vollkommenheit statt der körperlichen Tüchtigkeit gepredigt, die der olympische Zeus zu krönen fortfuhr, meist bereits in Wahrheit gewerbsmäfsige Ringer und Boxer. Bald war es auch äufserlich mit dieser Welt vorbei; ein reizender Rundbau erhob sich im heiligen Bezirke; in dem standen die Bilder der makedonischen Fürsten: das waren die Herren der Welt geworden. Die grofse Geschichte spielte sich in den fernen Reichen am Euphrat und am Nil ab. Das Fest in dem stillen Thale war ein Jahrmarkt für die Peloponnesier, wie es dies einst gewesen; der Wald der Porträtstatuen wuchs wohl noch langsam, aber dem Gotte kamen wenige Weihungen mehr zu, und den Fremden lockte nicht die Religion, sondern die Erinnerung an alte Zeit, die Freude an alter Kunst.

Es kam mit dem Beginne unserer Zeitrechnung eine Geistesrichtung, die auf allen Gebieten den Anschlufs an das schon damals klassische Altertum suchte: da ward auch Olympia wieder Mode. Bezeichnenderweise sind es Ausländer, die dazu den Anstofs geben. König Herodes von Judäa, der sich geflissentlich als Philhellene aufspielte, hat einmal persönlich das Fest ausgestattet. Dafs der Jude dem Zeus huldigte that nichts; der Jahwe von Jerusalem nahm auch alle Tage ein Opfer von dem römischen Kaiser. War auch auf beiden Seiten Politik die Hauptsache, sicher meinten beide, dafs die Verehrung der heimischen Götter Pflicht, die der fremden Rücksicht gegen gleichberechtigte Sitte wäre, die wirkliche Religion des Herzens aber mit den Ceremonien des Kultes gar nichts zu thun hätte. Einst war das vornehmste der Rennsport gewesen; Sie erinnern sich vielleicht aus dem ersten Gedichte des Horaz, dafs er es als eines der höchsten Lebensziele des Menschen hinstellt, den Staub Olympias auf heifsem Rade zu sammeln. Das hatten die Prinzen im Pindar gelesen wie Horaz, und so liefsen sie, Tiberius und Germanicus, ihre Pferde dort rennen und ernteten wie einst die sizilischen Fürsten, die Pindar besang, diese höchste Ehre; schwerlich hat sie sie beseligt, und kein Pindar oder Horaz hat sie

besungen. Nero kam selbst als Virtuose des Gesanges zur Leier; musikalische Spiele waren in Olympia nicht Sitte, aber der allmächtige Herr befahl, man setzte das Fest an, wie er es gebot, entwürdigte den heiligen Boden durch Neubauten zu seiner Aufnahme und klatschte dem Sieger wüsten Beifall. Nun ergriff das Leben in der Schattenwelt der eignen fernen Vergangenheit auch das ganze Griechentum. Aus allen Landen strömten Leute aller Stände zu den Spielen zusammen, die Kämpfer waren durchaus gewerbsmäfsige Virtuosen, aber man quälte sich selbst für sie Begeisterung ab. Ein reicher Athener — denn zu der Signatur des Verfalles gehört die Ansammlung fabelhafter Schätze in wenigen Händen bei allgemeiner Verarmung des Volkes — liefs zwischen dem ehrwürdigen Heratempel, der als eine Art Museum diente, und dem kleinen Grottenheiligtume des Zwerges eine moderne Anlage errichten, nicht ohne altes zu zerstören und den Eindruck des Ganzen schwer zu beeinträchtigen, aber die Statuen seines Hauses und der allerhöchsten Herrschaften gehörten zu der modischen Dekoration so gut wie eine Wasserkunst. Auf den Stufen des Zeustempels traten die Moderedner auf, die mit blinkenden Phrasen das Gaukelbild aufsteigen liefsen, dafs man es so herrlich hätte wie ehedem, nur noch vollkommener, dank dem römischen Frieden und der asianischen Zunge. Auch der Dienst des Zeus war eine Antiquität; aber es war doch der des Pheidias, dem man nun diente, und da man in Kunstverständnis und Stilgefühl wirklich etwas leistete, so hatten die Besucher wenigstens einen reinen Eindruck, den sie fürs Leben mitnahmen. Die Besten überkam auch eine gewaltige Wehmut, die Ahnung des Endes. Ein tüchtiger Mann, Dion von Prusa, der durch die Not statt auf die Gaukelbilder der Rhetorik auf das wirkliche Leben zu blicken gelernt hatte, entdeckte den physischen Verfall der Menschheit, als er die Festgenossen mit den alten Porträtstatuen verglich, und eine Rede über den Zeus des Pheidias, die er von den Stufen des Tempels herab hielt, schlofs er also: "So blickt er uns

an, gar freundlich und fürsorglich, fast meint man, er spräche: 'Es ist schön und gut, mein Hellas, dafs du das alles so hältst, die Opfer bringst, so prächtig du kannst, die ruhmvollsten Kampfpreise aussetzest für Leibesgeschick und Stärke und Schnelligkeit wie von je, und was du sonst noch von altüberlieferten heiligen und festlichen Bräuchen übst, nur nehme ich mit Sorgen wahr (mit Homer zu sprechen)

Wie du selber verwahrlost bist, wie leidigem Alter
häfslicher Schmutz sich gesellt und unansehnliche Kleidung'".

Rascher als man erwarten konnte kam das Ende. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts schien das römische Reich zu zerfallen. In dem alten Skythien traten neue wilde Barbaren auf, die Gothen; sie brachen über die schlecht gehüteten Reichsgrenzen und trugen Mord und Brand durch die griechische Welt. Kein Historiker erzählt uns, dafs sie Olympia verheert haben, aber die Sprache der Monumente ist beredt: die Aufzeichnungen der Kultusbeamten hören 265 auf. Die Siegerinschriften versagen. Möglich, dafs man in dem besseren 4. Jahrhundert noch ein paar mal eine verkümmerte Feier gehalten hat. Mittlerweile war ein neuer Glaube Herr geworden; die Verfolgung des alten trat bald mit der ganzen Mitleidlosigkeit einer innerlich verrohten Zeit ein. Dafs das Zeusbild nach Konstantinopel gebracht wäre, meldet eine unglaubwürdige Überlieferung. Für jene Zeit war es nicht transportabel; das Gold mag in die Münze gewandert sein; die Kunst und ihre fromme Sprache verstand niemand mehr, die es anbeteten so wenig als die es zerschlugen. Die Christen bauten sich in einem alten Gebäude aus alten Steinen eine Kirche, ritzten ein paar ärmliche Grabschriften in alte Bausteine; bald brachen neue Barbarenhorden ein, gegen die man sich notdürftig hinter den Mauern wehrte, die man aus den nutzlosen Steinen der Tempel baute; die Marmorstatuen brannte man zu Kalk, die Erzstatuen waren wohl längst eingeschmolzen. Nur die Natur erbarmte sich,

auch wo sie zerstörte. Die Erde bebte und der Tempel stürzte; der Flufs ergofs sich über den verödeten Hain und begrub die Leichen der alten Pracht. Die Stätte ward wieder wüst. Die fremden Götter waren alle vertrieben: da konnten die Zwerge aus ihrer Höhle wieder hervorkommen, und zwischen den Myrtenbüschen und dem wilden Ölbaum herumhuschen oder über die armseligen Äcker der Menschen, wo keine Furche tief gezogen werden konnte, weil alte riesige Steine die Pflugschar hemmten. Und zur Sommerszeit schwärmten die grofsen Mücken, die die Lachen des vertrocknenden Flufswassers erzeugen, in Scharen über das Feld, wo einst die festlichen Menschenscharen sich gedrängt hatten, und wehrten mit ihren Fieber zeugenden Stichen dem Eindringen der Menschen, die etwa hier suchten nach den Spuren des Zeus von Olympia.

Als Jüngling habe ich selbst noch dort gestanden, als es so aussah, und habe die volle Enttäuschung erlebt, dafs Olympia so gar nichts von seinem Gotte in seiner Natur hat, während in Delphi, Delos, Epidauros, Athen und an der Mehrzahl grofser Kultstätten auch vor ihrer Aufdeckung jedem das Dichterwort überwältigend in seiner Wahrheit aufging:

„Denn der Boden zeugt sie wieder, wie er sie von je gezeugt."

Wenn ich nicht als Knabe geirrt hätte, würde ich heute nicht als Mann Ihnen die Wahrheit künden können.

Zeus ist gar nicht zu Hause in Olympia. Bestimmt erkennbare geschichtliche Verhältnisse haben den Kult erst der Hera, dann des Zeus dorthin gebracht, wo eigentlich nur niedere Elementarwesen etwas zu suchen hatten. Die Ausgrabung hat uns die geschichtliche Einsicht gebracht; wir haben gelernt, dafs wir nichts anderes dort erwarten durften als wir gefunden haben. Wir zogen dorthin, den Zeus des Homer und des Pheidias im Herzen: es war recht, dafs wir ihn im Herzen hatten, aber dann sollten wir ihn bei den Eleern nicht erwarten. Der Zeus Olympias darf nur angesehen werden als der Exponent des

Glaubens und der Vorstellungen, die diejenigen Menschen von ihm hatten, die ihn in Olympia verehrten, als die vom Glauben vorausgesetzte Ursache der Wirkungen, die sie von ihm verspürten. Im Blitze war er aus seinem Himmel niedergefahren; daher gehörte ihm der Ort. Weil der Himmel allerorten ist, konnten sich alle Hellenen in dem Kulte dieses Gottes an diesem Orte zusammenfinden. Der Verleiher des Sieges lenkte hier den Gang der Spiele wie er auf dem Schlachtfelde die Entscheidung gab. Er ist ein nationaler Gott, ein Gott des Standes, der in Ernst und Spiel um den Sieg aus seiner Hand rang: das ist nicht wenig, aber es ist wenig für Zeus. Und es ist zu wenig, als dafs uns dieser Gott unser Herz bewegte. Wie anders der Zeus des Pheidias. Wir schauen ihn nicht mehr; nur ein paar Münzen, die wir der antiquarischen Neigung der hadrianischen Zeit verdanken, und eine genaue Beschreibung geben von seinem Aussehen Zeugnis. Aber sie reichen hin, das zu bestätigen, was an sich anzunehmen war, dafs Pheidias den Zeus bildete, den er als Athener in seiner künstlerischen Phantasie zu schauen begnadet war, den allmächtigen Herrn alles Lebens, den freundlichen Vater aller Lebewesen im Himmel und auf Erden. Dafs dieser Zeus in Olympia zu stehen kam, lag nur daran, dafs die Eleer die Mittel hatten das Werk zu stiften, zu dessen Pracht und Kostbarkeit, immerhin äufserlichen Dingen, die Welt bisher nichts vergleichbares hervorgebracht hat. Nicht anders ist der Hermes des Praxiteles nach Olympia gekommen, nur weil ihn sich jemand aus Athen bestellt hatte. Es hat sich die Basis eines praxitelischen Werkes mit seiner Signatur auch an den Ufern des Dniepr gefunden, weil ein reicher Mann, vielleicht nur ein Halbhellene, es sich auf seinen Landsitz mitgenommen hatte. So wenig das ein skythisches Werk ward, so wenig ist der Zeus des Pheidias ein olympisches. In die Entwickelung der athenischen Kultur, die dann die gemeinhellenische und endlich die Grundlage der Weltkultur geworden ist, gehört er hinein: dabei wollen wir noch ein wenig verweilen.

Könnten wir ihn sehen, wir würden ihn im Grunde kaum anders auffassen, als es Dion thut, aus dessen olympischer Rede ich vorhin den Schlufs anführte. Er hält der olympischen Festversammlung des Jahres 105 n. Chr. eine Predigt und hat sich das Thema gewählt, wie die Menschheit zur Erkenntnis Gottes kommt. Lange verweilt er bei der stoischen Lehre von der dem Menschen eingeborenen und durch die unmittelbare Anschauung der Wunder der Natur offenbarten Erkenntnis des Schöpfers und Erhalters der Welt; das ist uns sehr geläufig, denn dieses Kapitel ist kaum verändert in die christliche Lehre übergegangen. Dann führt er als Lehrer der Menschheit und Vermittler der Gotteserkenntnis Dichter, Gesetzgeber und, dies ganz nebenher, Philosophen auf, schliefslich die bildenden Künstler: dies letztere befremdet den Modernen; es war auch damals nichts Gewöhnliches. Seit Jahrhunderten hatte das Denken der Gebildeten die Gottheit nicht blofs von einem menschlichen Körper und von der nationalen Beschränktheit, sondern auch von der menschlichen Seele befreit: es war längst nicht minder eine Anbequemung an innerlich überwundene Anschauung, wenn man von einer Person Gottes redete, als wenn man ihm einen Eigennamen gab, oder die Formen der überkommenen Gottesverehrung, Opfer und Liturgie, mitmachte: wie sollte also der bildende Künstler die Erkenntnis des übersinnlichen Gottes vermitteln? So ist es dem Redner denn auch darum zu thun, das Befremdende seiner Behauptung zunächst ins Licht zu setzen. Er thut das, indem er den Pheidias selbst anredet. "Trefflichster Künstler, dafs du allen Hellenen und Barbaren, soviel je hierher gekommen sind, den überwältigenden Genufs eines entzückenden Anblickes bereitet hast, bestreitet niemand. Und hätte ein Mensch durch Leid und Sorge, die er erlebt, die Seele so voll Kummer, dafs er keinen ruhigen Schlummer mehr finden könnte, ich glaube, angesichts dieser Statue würde er all des Schweren und Schmerzlichen vergessen: solch einen Glanz, solch einen Zauber hat deine Kunst ihr verliehen. Aber ob du in der

Gestalt eines durch Majestät und Schönheit überwältigenden Menschen, immer doch eines Menschen, ein angemessenes Abbild, eine entsprechende Gestalt für das Wesen des Gottes gefunden hast, das ist die Frage. Du hast durch dein wunderbares Werk, erreicht, dafs keiner, der es sieht, sich dieser Vorstellung von dem Gotte wieder entschlagen kann. Bedenke, dafs die Stifter des Festes und des Heiligtumes auf ein Bild verzichtet hatten: sollte das nicht geschehen sein, weil sie es für unmöglich hielten, in irdischem Stoffe mit irdischer Kunst das Wesen des absolut Vollkommenen wiederzugeben?" Dagegen verantwortet sich Pheidias zunächst so, dafs er sich auf die Tradition beruft, die er vorfand, sowohl in der bildenden Kunst als auch in der durch die Dichter erzeugten Volksvorstellung. Ferner hätte er über kein anderes Mittel verfügt. Denn die Erscheinungen, in denen das Göttliche sich sinnlich offenbart, Sonne, Mond und die Wunder des ganzen Himmels, würden in der Nachbildung unbedeutend. Geist und Vernunft aber, die freilich die ganze Natur erfüllten, wären sinnlich nicht darstellbar. "Daher leiht man Gott die Menschengestalt, von der man sicher weifs, dafs sie ein Gefäfs für Geist und Vernunft ist, aus Not, um das zur Anschauung zu bringen, von dem es keine sinnliche Erscheinung giebt. Der vollkommenste Bildner eines Götterbildes wird also der sein, der das Höchste an Schönheit, Würde und Erhabenheit erreicht. Das wird nicht leicht eingewandt werden, dafs man lieber gar kein Bild der Gottheit machen sollte und sich mit dem Anschauen der Natur begnügen. Zum Himmel blickt jeder mit frommer Andacht und glaubt aus der Ferne selige Götter zu schauen; aber es drängt den Menschen zur Gottheit, er will sie nahe haben, sie mit den Zeichen der Verehrung erreichen können, wie die Kinder den Eltern, auch wenn sie fern sind, die Ärmchen entgegenstrecken. So sind die Wilden, weil sie keine Kunst besitzen, zum Dienste von Felsen und Bäumen und Steinen gelangt". "Wer mich", fährt Pheidias fort, "wegen der Gestalt, die ich dem Gotte gegeben habe, schelten will, der wende sich an

Homer", und nun führt er breit die Züge vor, aus denen der Hörer Homers sich das Bild des Zeus ableitet, wobei über die Freiheit des Dichters, der Handlung darstellen kann, manches Wort fällt, das Lessing im Laokoon hätte verwenden können. "Demgegenüber habe ich meinen Zeus gebildet friedlich und freundlich, als den Hüter eines ruhigen und einträchtigen Griechenlands, mild und würdig, in einer Haltung ohne jeden Zwang, den Geber von Dasein und Leben und allen Gütern, den gemeinsamen Vater und Retter und Beschützer der Menschen".

Das sei genug von Dion, der sich weiter tief in die stoische Theologie verliert. Fassen wir einmal scharf auf, welche Wertung des Kunstwerkes er uns bezeugt. Es unternimmt es, das Körperlose körperlich, das Unpersönliche persönlich, das Übersinnliche sinnlich darzustellen: das ist ein Widerspruch und scheint ein Unding: und es wird ihm das Zeugnis ausgestellt, nach einem halben Jahrtausend noch ausgestellt, diese Aufgabe so erfüllt zu haben, dafs es die lautere Erkenntnis der Gottheit in dem Beschauer stärkte oder weckte. Das hat die hellenische Kunst gewollt und erreicht: halten wir ihr nicht die Kunstfeindschaft von Juden, Arabern und christlichen Ikonoklasten und Bilderstürmern entgegen, die im Grunde auf die Denkweise halbnomadischer Beduinen zurückgeht, sondern das Höchste, was die ebenbürtige Kunst des letzten halben Jahrtausends erzeugt und erstrebt hat. Mit Bedacht sage ich, der Kunst, nicht dem Pheidias. Ohne jeden Zweifel ist Michel Angelo als künstlerische Persönlichkeit unendlich mehr als irgend ein griechischer Künstler: dafür ist er auch Denker und Dichter, eine jener Einzelseelen, denen gegenüber die antiindividualistische Historie jämmerlich zu Schanden wird. Ohne Zweifel ist der Anblick der sixtinischen Kapelle eine so gewaltige Offenbarung der höchsten religiösen Kunst, dafs man sich zu versündigen fürchtet, wenn man daran erinnert, dafs dies alles doch nur Schmuck ist und sein will. Pheidias aber bildete das Kultbild. Wenn Praxiteles seinen Hermes oder seine Aphrodite schuf, von

Werken geringeren Gehaltes wie dem vatikanischen Apollon oder der Aphrodite von Melos zu schweigen, so sind das Bildungen göttlicher Wesen, aber kaum in anderem Sinne, als wenn die Florentiner ihren S. Giovanni oder den David bilden. Selbst die Demeter von Knidos, obwohl Tempelbild, faſst die Aufgabe nicht wesentlich höher. Aber in den groſsen Goldelfenbeinbildern versuchten die Künstler wirklich den Gott in seinem Hause den Gläubigen leibhaft zu zeigen: Sie müssen bedenken, daſs das Anschauen des Gottes das Wesentliche war, was der Einzelne an Gottesdienst persönlich übte. Ungeheure Mittel haben die Griechen damals an den Versuch hingegeben, ihre Götter gotteswürdig darzustellen, denn die Riesentempel, wie der Parthenon, sind ja nichts als die Behausungen des Götterbildes. Niedrige moderne Gesinnung hat sich nicht entblödet die Athener der Verschwendung zu zeihen, weil sie allerdings dafür ein paar Armeekorps hätten aufstellen oder etliche Jahresraten der Steuern erlassen können. Die Athener haben damals freilich den Ausbau der Burg als Wohnsitz ihrer himmlischen Herrin nicht für eine Luxusausgabe gehalten: sie setzten alles daran, das Bild ihrer Götter, wie sie es im Herzen trugen, Gestalt gewinnen zu lassen. Sie haben das nur in einer kurzen Spanne Zeit versucht, nicht nur weil die Mittel bald durch den verderblichen Bürgerkrieg verzehrt waren, sondern weil sich herausstellte, daſs es ein vergebliches Beginnen war, die Überlieferungen einer noch ganz sinnlichen Religion mit den neuen, notwendigerweise transcendenten Spekulationen über den Ursprung des Lebens und der Sittlichkeit vereinigen zu wollen. Aber Illusion war das alles, wodurch das Jahrhundert des athenischen Reiches die Teilnahme und Bewunderung der Menschen weckt und in alle Ewigkeit wecken wird. Die Tragödie versuchte gleichermaſsen die alten heiligen Geschichten, die als solche nichts mehr wirkten, mit dem neuen Geiste zu durchdringen; als Sophokles und Euripides starben, starb sie mit, unwiederbringlich: aber an dem Erreichten zehrt die Welt. Der athenische

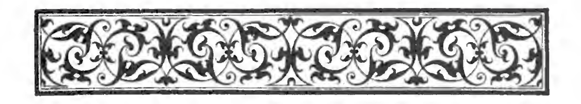
Staat hat es freilich so wenig als irgend einer vermocht, die individuelle und wirtschaftliche Freiheit des Einzelnen neben der Allgewalt des Staates, d. h. der organisierten Gesellschaft, durchzuführen: aber so notwendig die Erkenntnis ist, dafs zwischen zwei widerstrebenden berechtigten Prinzipien ein Kompromifs geschlossen werden mufs, so unvergleichlich ist der Reiz des Versuches einer frischen Zeit, die eben erst erfafsten Gedanken hoffnungsvoll in die Erscheinung zu führen. Und alle Fehlgriffe in der Wahl der Wege werden den Athenern den Ruhm nicht nehmen, den Gedanken eines einigen Staates Hellas gefafst und an seine Verwirklichung ihre ganze Kraft gesetzt zu haben. Erst neben diesen in gleicher Zeit und aus dem gleichen Sinne unternommenen Versuchen kann der Zeus des Pheidias gewürdigt werden, neben der Demokratie des Kleisthenes, der Reichspolitik des Aristeides, der Orestie des Aischylos und dem Rationalismus des Protagoras.

Einem jeden bringt das Leben die Lehre, dafs der Jugend Blütenträume nicht reifen, aber die Erinnerung an die Jugendzeit, da er noch träumen durfte, verklärt ihm die grelle oder trübe Wirklichkeit. Es ist auch der Menschheit unverloren, dafs sie einmal jung gewesen ist, dafs sie sich plötzlich mannbar fühlte, zu denken wagte und nach den eignen Gedanken zu handeln. Der Seele waren die Flügel gewachsen, sie fühlte sich frei, sie versuchte, aller Erdenschwere ledig, sich wie der Vogel des Zeus hinaufzuschwingen, dem Lichte entgegen. Der Mensch, das Mafs der Dinge, wagte hienieden Staat und Gesellschaft und Recht und Sitte zu ordnen nach dem, was Verstand und Vernunft zu fordern schienen. Das Denken, frei von jeder Fessel der Autorität, wagte sich in die Tiefen der Natur und in die Höhen der reinen Abstraktion. Das Fühlen und Empfinden zerrifs die Bande der Konvention, und auch in der dionysischen Ekstase, in den Qualen des Prometheus, in den Gewissensängsten des Orestes und den Verbrechen Medeias war es sich bewufst, weite Reiche des Gefühles zu durchmessen, deren Existenz die Vorzeit

nicht geahnt hatte. So waren denn auch die Exponenten dieser Gefühle neu geworden, die Götter. Und da wagte die Kunst sie leibhaft zu schauen, leibhaft zu bilden.

Die Jugend ist kurz; der Traum verfliegt. Bellerophontes, der auf dem Flügelrosse des Zeus sich emporgeschwungen hat, zu sehen, ob es droben Götter gebe, mufs stürzen und elend in den Gefilden des Irrsals herumschweifen — eben in diesem Sinne hat ein athenischer Tragiker die alte Sage umgeformt. So ist's auch den Athenern ergangen. Und doch, wenn etwas in ihrer Vergangenheit, so ist diese kurze Spanne ihrer Jugend des Gedächtnisses der Menschheit wert. Was ich Ihnen von Olympia erzählt habe, das war im Grunde alles totes Wissen, Erinnerung an verstorbene Geschlechter von Menschen und Göttern. Der Zeus des Pheidias, den wir weder finden noch suchen konnten, das Kunstwerk, das materiell längst dahin ist, hat seine lebendige Bedeutung auch für uns, weil es einmal war, weil es einmal sein konnte. Menschlicher Hände Werke vergehen: menschlicher Seele tiefste Gedanken, übersinnliche sinnliche Bilder, wie sie der wahre schöpferisch schaffende Dichter und Künstler schauet und zeiget, überdauern den Fall der Völker, das Wechseln der Götter und Menschen. So lange ein Menschenauge in kindlicher Frömmigkeit zu dem hohen Himmelsdome aufschauen wird, der sich über allen Ländern und Meeren wölbt, so lange wird das Gedächtnis des athenischen Mannes in Ehren stehen, der es wagen durfte, den Lenker dieses Himmels in seiner Majestät, den Vater der Sterblichen in seiner Milde körperlich darzustellen: wie er mit ambrosischen Brauen gnädig Gewähr winkt, wie er der Sterblichen "weitverbreiteten guten Geschlechtern seines eigenen ewigen Himmels mitgeniefsendes fröhliches Anschaun eine Weile gönnet und läfst".





Die Locke der Berenike[1]).

Lassen Sie mich noch ein letztes Mal, wie ich es öfter von dieser Stelle aus gethan habe, Ihnen ein Gedicht nahebringen, das ich gern habe und Sie so gut wie alle nicht wohl kennen können. Der Versuch würde kläglich ausfallen, wenn ich mit der Thür ins Haus fallen wollte und das Gedicht sofort vorläse. Sie müſsten es dann für unverständlich, womöglich geradezu für absurd halten. Denn es führt darin das Wort eine Locke, eine ganz veritable Locke, ein Büschel Haare; diese Locke ist von einem Vogel Strauſs aus einem Tempel entführt worden, ist ein Sternbild am Himmel geworden und verspürt gleichwohl das ihr eingeborene Gelüst nach Haaröl.

Das ist ein bischen stark, nicht wahr, und ein griechischer Dichter kann eine solche Chinoiserie unmöglich begangen haben. Ein Grieche ist nach dem Katechismus der Schulästhetik verpflichtet, das rein Menschliche in typischer, also ewig verständlicher Weise zu stilisieren: er

1) Inhaltlich stammt der Vortrag im wesentlichen aus dem Jahre 1879, wo ich ihn in Stettin gehalten habe; ich hatte damals aber nur die Übersetzung aufgezeichnet. Dann behandelte J. Vahlen das catullische Gedicht in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1888 und kam meist zu denselben Ergebnissen der Textgestaltung und Erklärung wie ich; einzelnes lernte ich zu; anderes behaupte ich auch gegen ihn. In der vorliegenden Form ist der Vortrag 1897 in Göttingen gehalten. Der Nachtrag ist später niedergeschrieben.

hat klassisch zu sein; wozu wäre er sonst ein Grieche? Nun, von einem solchen Griechen ist das Gedicht freilich nicht; ich stehe mich mit dem Verfasser nahe genug, um in seinem Namen versichern zu dürfen, dafs er solch ein klassischer Mustergrieche gar nicht sein mochte, so wenig wie Watteau hätte Raffael sein wollen oder Voltaire Dante. Vielleicht liefse er sein Gedicht lieber eine Chinoiserie nennen als dafs er die Kommentare der Philologen läse, die ihm als Klassiker quand-même selbst seine Locke nach ihrer Schulweisheit frisieren wollten[1]). Sie aber können ihm kaum etwas Lieberes thun, als dafs Sie bei ihm an Voltaires entzückende kleine Gelegenheitsgedichte denken: ich wenigstens finde sie entzückend, und ihnen ist die Locke des Kallimachos verwandter als dem Homer. Witz und nicht Gefühl hat das Gedicht eingegeben; höfische Schmeichelei steckt darin und galante Huldigung gegen eine junge Frau, die sich noch lieber als Frau denn als Fürstin huldigen läfst. Der konventionelle Pomp mythologischer Figuren und historischer Reminiszenzen gehört ebenso dazu wie die pathetischen Bekenntnisse zu Tugend und Frömmigkeit, eine Prise Lüsternheit und etliche Gramm Sentimentalität, damit der Pot-pourri den Duft gewinne, an dem Königin Berenike, ihr Hof und ihr Hofdichter sich delektieren.

Wenn dem so ist, müfsten wir, um das Gedicht zu verstehen, eigentlich diese Personen und diesen Hof ganz genau kennen, müfsten uns völlig in ihre Atmosphäre versetzen

---

[1]) Der grofse Joseph Scaliger hat das Gedicht ins Griechische zurückübersetzt: dafs das noch ohne Stilgefühl geschah, war begreiflich, und die Übersetzung ist immerhin etwas, was ihm zu allen Zeiten nicht viele nachmachen könnten. Aber dafs J. C. Valckenaer mitten im Rokokozeitalter so gar keine Ahnung von dem Stile bekommen hat und einen Kommentar schreiben konnte, der zum Verständnis schlechterdings nichts beiträgt, ist für die Grenzen der Begabung des seinerzeit führenden Mannes bezeichnend. Und noch neuerdings hat M. Haupt die Stelle über den Athos und die Chalyber kurzweg für geschmacklos erklären können: er nahm das Spiel grimmig ernst. Heutzutage vollends mufs man sich sagen lassen, das Gedicht wäre eigentlich ein Epigramm — ob auf den Himmel oder auf die Haare "aufgeschrieben", habe ich noch nicht erfahren.

können. Denn wenn schon überhaupt jedes Kunstwerk vollkommen verstanden nur so weit werden kann, als wir seine Voraussetzungen kennen, wie viel mehr gilt das für die Gelegenheitspoesie, vollends aus einer Gesellschaft, in der sich höchst individuelle Personen nach Stimmung und Laune innerlich ganz frei, aber in den komplizierten Formen einer aufs äufserste polierten Geselligkeit bewegen, und wo die dichterische Form gleichfalls zwar die ärgsten Capricci wagen darf, aber die Hülle einer konventionellen Stilisierung niemals ganz ablegt. Nun liegt Ihnen aber die Königin Berenike und der Dichter Kallimachos sehr fern; Sie haben gar keine Veranlassung von beiden auch nur den Namen zu kennen. Wir Männer vom Handwerk müssen, selbst wenn wir wirklich so viel von beiden wissen wie zur Zeit möglich ist, eingestehn, dafs das herzlich wenig ist. Rechnen Sie hinzu, dafs das Gedicht gar nicht im Originale erhalten ist, sondern in einer lateinischen Übersetzung, die zu Ciceros Zeit ein junger Veronese angefertigt hat. Zum Glück war es kein Vollblutrömer, sondern ein Veronese von halbfranzösischem Blute und französischer Grazie, Genre A. de Musset; aber seine Sprache war doch noch ungelenk und die Treue eines philologischen Übersetzers lag ihm gänzlich fern. Und weiter noch: seine Übersetzung ist nur in ein paar Abschriften auf uns gekommen, die in der Renaissance aus einer übel zugerichteten mittelalterlichen Handschrift genommen sind: deren Schreiber aber hatte kein Sterbenswörtchen von dem Latein verstanden, das er kopierte. Danach werden Sie sich vorstellen können, ein wie schweres Stück Arbeit die Wissenschaft hat thun müssen, bis der Versuch möglich ward, das Original nachdichtend so wiederzugeben, wie ich es Ihnen vorführen werde. Dabei hat der letzte Übersetzer sein philologisches Gewissen immer noch etwas poetisch ausweiten müssen, damit überhaupt etwas Fertiges zu stande käme. Und trotz alledem — sauer wird die Arbeit hoffentlich nicht werden, aber etwas Philologie müssen Sie schon schlucken, sonst würde die Pastete immer noch unverdaulich bleiben.

Ich bin so kühn gewesen anzunehmen, dafs Sie die Königin Berenike gar nicht kennten. Aber ihre Locke haben Sie alle gesehen, kaum mit Bewufstsein, aber gesehen haben Sie sie und können das nach Belieben wiederholen. Sie müssen nur in einer sternhellen Nacht die Augen von den drei Sternen des grofsen Bären abwärts nach der Jungfrau richten: da steht eine Anzahl nicht besonders heller Sterne, in denen Sie mit einigem guten Willen eine Locke finden werden. Sehen Sie nun auf unseren Sternkarten nach, so finden Sie als Namen des Sternbildes "Das Haupthaar der Berenike". Der lateinische Übersetzer hat nämlich durch ein Ungeschick, für das seine Sprache nur zum Teil verantwortlich ist, aus der Locke, die die Griechen allein kennen, das ganze Haar gemacht, und so fand sich auf der Sternkarte, mit deren Hilfe mich meine Mutter zuerst ein wenig auf dem Himmel orientierte, eine Art Skalp abgebildet, der meiner indianisierten Knabenphantasie ungleich interessanter war als die duftigste Locke einer schönen Frau je hätte sein können. Jetzt führen unsere Atlanten solche Bilder nicht mehr; das ist unwissenschaftlich. Da ist der Himmel regelrecht in Bezirke eingeteilt, deren Grenzen so anmutig und übersichtlich verlaufen wie auf der politischen Karte von Thüringen. Ich bezweifle nicht die Zweckmäfsigkeit für Astronomen; anderen Menschenkindern, die im Sternenhimmel nur das erhabenste Schauspiel der Natur sehen, war ehedem besser gedient; wie denn die Sterne, seit sie Kollegen der Erde oder gar der Sonne geworden sind, trotz aller Spektralanalyse stark an Teilnahme verloren haben. Ich sehe es kommen, dafs eines schönen Tages die alten Namen abgeschafft werden, der Himmel hübsch in regelmäfsige Felder eingeteilt wird und jeder Stern mit Zahlen und Buchstaben ein dem modernen Ordnungssinne entsprechendes Signalement erhält. Aber sintemalen der Himmel nicht blofs für die Astronomen da ist, seien die Sternbilder Ihrer Beachtung nachdrücklich empfohlen. Als die griechische Wissenschaft verfiel, sind die wissenschaftlichen Himmelskarten allesamt verloren ge-

gangen; was den Römern und dem ganzen occidentalischen Mittelalter das wenige erhalten hat, was von astronomischen Kenntnissen übrig blieb, sind fast allein die Bilder gewesen, die erst ernsthafte, dann in sehr viel gröfserem Umfange spielende Phantasie ersonnen hatte. Ich könnte Ihnen recht Merkwürdiges von der allmählichen Aufteilung des Himmels erzählen, von den wenigen alten Zeichen, wie Bär und Hundsstern, von den zwölf Häusern der Sonne, den Zodiakalzeichen, die die babylonische Afterwissenschaft der Astrologie aufgebracht hat, und dann der Masse, die halbwissenschaftliches Streben nach Orientierung auf der Himmelskugel schuf, nicht eben witziges Spiel immer neu benannte, bis wesentlich astronomisches Interesse bestimmte Namen und Deutungen feststellte. Eudoxos, ein Freund Platons und ein bedeutender Gelehrter, hat zuerst die Masse der jetzt noch giltigen Zeichen auf eine Karte eingetragen; es wird eine Halbkugel von Metall gewesen sein, die man von unten und innen betrachtete, also ein Abbild des Himmelsgewölbes. Etwa hundert Jahre nach ihm hat ein geschickter Dichter, Aratos, das Kunststück fertig gebracht diese Karte in eleganten Versen zu beschreiben. Ihn trieb durchaus nicht die Wissenschaft, sondern die Religion: er wollte die Weisheit und Güte Gottes an diesem vornehmsten Wunder der Natur zeigen, in dem noch Kant die unmittelbare Offenbarung Gottes gesehen hat, ganz wie Aratos und unzählige geringere Menschen vor ihnen und in aller Zukunft, so lange die Sterne leuchten. Aratos ist jetzt vergessen; aber zwei Jahrtausende haben ihm nicht nur Erbauung und Genufs, sondern auch ihre Kenntnisse der Himmelskunde mittelbar oder unmittelbar zu danken gehabt. In seinem Gedichte nun heifst es von den Sternen, die jetzt Berenikes Locke sind, sie zögen noch vereinzelt und namenlos dahin. Das war geradezu eine Aufforderung zur Namengebung, nicht nur an die Fabulisten, sondern auch an die Astronomen. Nun war in Alexandreia sehr bald nach der Gründung der Stadt eine Sternwarte errichtet und die namhaftesten Gelehrten an sie berufen. Wir haben

von ihnen noch manche wertvollen Beobachtungen. Konon, der zu der uns angehenden Zeit der Sternwarte vorstand, hat unter anderem über Sonnenfinsternisse geschrieben; für seine wissenschaftliche Geltung zeugt am besten, dafs Archimedes ihm nahe stand und ein Buch widmete. Unter demselben Dache lebte auch der einflufsreichste Dichter der Zeit, Kallimachos, ein Studienfreund und Verehrer des Aratos. Es ist nicht wunderbar, dafs eine Bezeichnung, die von diesem wissenschaftlichen Centrum aufgebracht ward, andere Versuche aus dem Felde schlug; aber wenn nur zu berichten wäre, dafs das Sternbild Berenikes Locke um 244 v. Chr. von Konon und Kallimachos zu Ehren ihrer Königin so benannt wäre, so hätte die Sache geringes Interesse, und ich würde Sie gewifs nicht davon unterhalten. Es giebt ja auch Sobieskis Schild und Friedrichs Ehre am Himmel, und alle Jahre tauft jemand einen neuen Planeten, den er entdeckt hat; das wird im Vermischten der Zeitungen gelesen und vergessen.

Einen Unterschied macht schon die Veränderung der Ansichten über das Wesen der Sterne. Zwar die Männer der Wissenschaft dachten nicht so gar verschieden von den gegenwärtig verbreiteten Annahmen und Erkenntnissen. Aber selbst wem die Sterne nur feurige Bälle waren, für den wurden sie dadurch nicht zu toter Materie. Die ewige stetige Bewegung, die sie aus eigenem Antriebe inne zu halten scheinen, zeugte auch freien Denkern für eine Seele in ihnen. Andererseits hört der naive Glaube niemals auf, die göttlichen Personen seines Glaubens und die Seelen seiner abgeschiedenen Lieben in den Himmel zu versetzen. Wenn der Anblick des Himmels und seiner Wunder ein frommes Gemüt dazu führt, die Himmelslichter für Götter zu halten, so treibt der Drang das Unkörperliche sichtbar zu machen dazu, die Götter und die Seelen als Sterne zu denken. Nun kann diese Beseelung eigentlich nicht mehr für den einzelnen Fixstern gelten, geschweige für die willkürliche Zusammenfassung eines Komplexes benachbarter Sterne; denn nur der ganze Fixsternhimmel, der sich als

ein Ganzes bewegt, ist eine und zwar die höchste Himmelssphäre, die sich um die Weltachse bewegt. Indessen trotz aller astronomischen Einsicht und aller neuen kosmischen Hypothesen dauern ältere Vorstellungen, schon weil es eine Anzahl von Alters her bekannter Sterne und Sternbilder giebt, denen man ein individuelles Leben nachsagt. Eine Krone sieht jeder am Himmel, unwidersprechlich, denn so stehen eben die Sterne. Dafs es die Krone sei, die einst Dionysos seiner Geliebten Ariadne verliehen hätte, die er zu sich in die Göttlichkeit erhob, war entweder wirklich einmal Volksglaube gewesen, oder es war doch dazu geworden. Dieses Sternbild war also das in Ewigkeit leuchtende Zeichen der Erhöhung Ariadnes zur Göttlichkeit. Wenn sie jetzt in der Locke Berenikes eine Gefährtin erhielt, so war das nur noch ein Spiel, aber es lag darin immer noch die Erhebung Berenikes in die Reihen der Himmlischen, also sehr viel mehr, als wenn etwa jetzt ein neugefundener Berg oder Flufs nach einem Sterblichen benannt wird. Und man mufs sogar sagen, die Benennung hat ihren Zweck noch mehr erreicht als ihre Urheber erwartet haben werden. Wenn in dem dauernden Gedächtnis etwas liegt was die Menschennatur zu überwinden scheint, so ist Berenike durch die Verstirnung ihrer Locke thatsächlich über das Irdische hinausgehoben. Unmöglich würde ich sonst zu Ihnen von ihr reden und ihr so für eine Weile in Ihrer Phantasie Leben verleihen. Mochten aber die Erfinder so weit mit ihrer Huldigung nicht zu denken wagen: des konnten sie sicher sein, ihrer Königin vornehmer und wirksamer zu huldigen, als es sich mit sehr viel höher tönenden, aber abgebrauchten Verherrlichungen thun liefs.

Vergöttlichung hoher Personen war dazumal gäng und gäbe. Es gehört zum guten Tone philisterhafter Gesinnungstüchtigkeit, sich darüber bafs zu entsetzen. Ich hätte nicht übel Lust darüber aus einem ganz anderen Tone zu reden, wenn ich nicht ernsthafter werden müfste, als mir heute recht ist. Es genüge die Versicherung, dafs das zu Bere-

nikes Zeit schon so ornamental geworden war wie die Anrede Majestät und Durchlaucht, Die höfische Schmeichelei gefiel sich in immer neuen Erfindungen, so witzig oder frostig, so graziös und so überladen wie die Allegorien von Rubens und Paolo Veronese. König Ptolemaios II hatte seine leibliche Schwester geheiratet, als die vierzigjährige Witwe landflüchtig an seinen Hof kam. Dem ägyptischen Sinne gemäfs ward das Königspaar als die göttlichen Geschwister offiziell verehrt, vielleicht schon bei Lebzeiten, sicher nach dem Tode der Arsinoe, so lange als die Dynastie bestanden hat. Ein verdienter Admiral hatte unweit der Hauptstadt auf einem Vorgebirge, dem Kap des Westwindes, einen Leuchtturm erbaut und daneben eine Kapelle der Arsinoe als Aphrodite. Das Publikum fand die neue Göttin hochinteressant, amüsierte sich an dem Lampenfeste ihres Kultes und bemühte Dichter und Künstler mit der Anfertigung von Weihgedichten und Statuen. Es galt der neuen Erscheinungsform der Göttin eine Bildung zu schaffen, die diese Aphrodite kenntlich machte. Die Tochter des Zeus hatte den Sperling zum Lieblingstier gehabt; wenigstens stand das bei der Sappho. Die neue Aphrodite war eine Afrikanerin: sie brauchte ein afrikanisches Tier. Der Elefant war schon vergeben, den führte die Stadtgöttin von Alexandreia. Aber den Straufs hatte ein alter Witz das Sperlingskamel genannt (wie die Giraffe den Kamelpanther), und dieser Name war durchgedrungen (unser "Straufs" ist das griechische Wort für Sperling). Sicherlich hat man den Einfall eines Künstlers mit lautem Beifalle begrüfst, der den Straufs zum Reittier der Aphrodite Arsinoe machte. Hoch zu Straufs hat sie selbst in Heiligtümern des Mutterlandes gestanden. Ptolemaios III und seine Gattin Berenike, die Nachfolger der göttlichen Geschwister, sind die göttlichen Wohlthäter. Wir besitzen aus dem Jahre 238 einen Beschlufs der Vertreter sämtlicher Landeskirchen, durch den ein Töchterchen, das dem Königspaare eben gestorben war, als "Herrin der Jungfrauen" göttliche Ehren erhält. Dazu gehört, dafs hin-

fort je nach den Mitteln der einzelnen Kirchen für die Töchter der Priester ein Ehrensold ausgeworfen wird, und die den Frauen der Priester regelmäfsig gelieferten Brote in einer bestimmten Form unter dem Namen Berenikebrot gebacken werden sollen. Sie sehen, das wird im Grunde unsern Verhältnissen gar nicht so unähnlich. Wie viele Stiftungen heifsen nach Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta, wie viele Fabrikanten geben ihrer Ware den Namen von einer hohen Person. Niemand denkt sich mehr viel dabei. Eine jede Gesellschaft hat den Blick nach oben gerichtet und ist beflissen nachzumachen was sie dort sieht, schon um den Schein zu erwecken selbst möglichst hoch zu stehen. Es ist nur verschieden, was für das Hohe gehalten wird. Es dürfte vielleicht nicht ganz verwerflich sein, wenn die Alexandrinerinnen sich die Mode von ihren Königinnen machen liefsen: die Damen, die jetzt in Paris das Scepter der Mode auch für Königinnen schwingen, repräsentieren einen vielleicht nicht ganz einwandfreien Kulturfortschritt. In Alexandreia war es natürlich auch für die Mode ein Événement, als statt der alten Arsinoe eine junge lebenslustige Königin den Thron bestieg: Berenike bevorzugte Rosenparfum, weil es in ihrer Heimat Kyrene vortrefflich bereitet ward: Rosenparfum ward Mode.

Bei diesem Gegenstande mufs ich etwas verweilen. Wir huldigen dem Geruchsinne kaum noch; wir duften nur nach Jodoform, sprengen mit Chlor und Karbol und räuchern mit Schwefel; aber wenn unser Nächster beflissen ist beständig Duft um sich zu verbreiten, so sind wir zu harten Urteilen über ihn geneigt. Das ist ein starker Gegensatz zu den alten Zeiten, auch zu der Sitte des heutigen Orients. Nur das kostbare Rosenöl, das tropfenweise verkauft wird, in ganz kleinen besonderen Fläschchen, ist der einzige Überrest einer Industrie, die einst denn doch andere Ware geliefert hat als die chemischen Wohlgerüche unserer Friseurläden. Dem entsprach die Wertschätzung jener ätherischen Blumendüfte. Ihnen das deutlich zu machen, erinnere ich Sie an eine schöne und

rührende Geschichte aus dem Evangelium; es wird nichts schaden, wenn Sie sie bei Wege richtiger verstehen lernen als die unzulängliche Übersetzung Luthers dies erlaubt. Als Jesus in Bethania bei Simon dem Aussätzigen zu Tische liegt, kommt ein Weib mit einem Fläschchen garantiert echten Nardenparfums, zerbricht das Glas und giefst Jesus den ganzen Inhalt auf die Haare. Manche der Anwesenden schelten über die Verschwendung, da der Wert wohl 50 Denare betrug, aber Jesus freut sich des Liebesbeweises, den er ahnungsvoll als Ersatz für die Salbung seines Leichnames nimmt. In seinem Kreise war die Anwendung jedes Parfums ein unerlaubter Luxus; zwar salbte sich ein jeder, aber mit geringem Olivenöle, und hier steht eine Bezeichnung der Qualität, für uns nicht ganz verständlich, wie solche Etiketten sind. Von dem echten Parfum genügten auch dem Reichen wenige Tropfen, die man auf das Haar oder den Kranz oder das Busengewand gofs, wenn man Toilette machte, also zum Festmahle wie hier. Damen trugen auch wohl in einem Käpselchen ihres Colliers einen Tropfen bei sich: in griechischem Goldschmuck hat sich diese sinnreiche Vorrichtung gefunden. Stärkere Verwendung forderte natürlich der Schmuck der Leichen, zumal man sie gern eine Zeit lang aufgebahrt stehn liefs, und für diesen rituellen Akt gestattete sich wohl auch der Arme den Luxus. Darauf deutet Jesus das was ein Ausbruch überschwenglicher Verehrung war. Da ein Tropfen genügte, so führte man das Öl, wie übrigens auch das täglich gebrauchte Salböl, in Fläschchen mit ganz kleinem Halse bei sich: die Frau, die Jesus salbte, mufste ihre Flasche zerbrechen, damit die Überraschung gelänge. Die Flaschen der Vornehmen waren natürlich nicht aus Thon, sondern aus edleren Stoffen, feinen Glasflüssen, die man in unseren Museen zu bewundern alle Ursache hat, oder Halbedelsteinen, wie dem in Ägypten gern verwandten Onyx. Auch solche Gefäfse haben sich erhalten. Unverstand und Verschwendung hatten reichlich Gelegenheit sich an den kostbaren Essenzen zu beweisen,

die zu den Kleinodien der königlichen Schatzkammern gehörten, von deren Pracht und Fülle man sich kaum im Dresdener grünen Gewölbe eine Vorstellung machen kann. Ein König von Syrien machte sich zuweilen den Spafs, in ein öffentliches Bad mitten unter das Publikum zu gehen, und als ein Biedermann ihn wegen des Parfums pries, mit dem er sich salbte, liefs er am nächsten Tage eine ganze Amphora von der kostbarsten Salbe über dem Kopfe desselben ausgiefsen und wollte sich totlachen, als die ganze Badegesellschaft zusammenlief, etwas von dem Schatze zu erhaschen, sich mit allen Körperteilen hineindrängte und in der zähen, glibbrigen Masse ausglitt und hinfiel. So hoch aber die künstlichen Blumendüfte geschätzt wurden: es war Menschenwerk und zur Gabe an die Götter nicht geeignet. Selbstverständlich duftete auch an den Himmlischen Haar und Busen, überirdisch sogar; man erkennt am Geruche die Nähe der Götter, und die Tropfen, die aus den Locken Apollons herabträufeln, wenn er über die Erde zieht, verbreiten Heil und Gesundheit. Seit Alters ist auch Duft ein den Göttern besonders genehmes Opfer. Aber das ist Räucherwerk, das sich durch die Luft verbreitet und gen Himmel zieht; das ist sogar im Kultus des Christengottes beibehalten worden. Oder man bringt den echtesten und schönsten Wohlgeruch der lebendigen Blumen dar. Mit den künstlichen Parfums dagegen mag man zwar die Bilder der Götter schmücken, wie die Semiten ihre heiligen Steine salben; das ist nachweislich auch einer Statue Berenikes widerfahren: aber für ein wirkliches Opfer von Rosenöl hätte man sich andere Götter ersinnen müssen.

Nun genug von dem Parfum. Von der Locke will ich lieber gar nicht sprechen, obwohl sich von ihr manches sagen liefse, wenn ich von den Künsten des Coiffeurs genug verstünde. Es genüge, dafs Sie sich weder einen ganzen Skalp vorstellen noch auch ein paar Haarspitzen, wie sie unsere Grofsmütter in Medaillons auf der Brust trugen, sondern eine Strähne, recht präzis zu reden, die Berenike

von der übrigen Coiffüre gesondert trug. Die Schönheit der Locke zu bezweifeln würde nicht nur ungalant, sondern durchaus unphilologisch sein. Denn verheiratete Frauen trugen damals das Haupt von einem Schleier umrahmt; so erscheint auch Berenike auf ihren Münzen. Wenn sie also eine Locke zur Schau trug, so wird sie gewufst haben, warum. Übrigens war sie noch in den Flitterwochen, als die denkwürdige Geschichte begann, die ich Ihnen schon so lange schuldig bin, hätte also eigentlich nach alter Sitte zur Hochzeit ihr Haupt scheren sollen und das Haar als Sinnbild ihres Magdtums einem Gotte weihen; aber das war eine veraltete Ceremonie: man wollte jetzt auch noch als Frau gefallen, und nicht blofs dem eigenen Manne.

Berenike war die einzige Tochter des Königs von Kyrene, der ein Halbbruder der göttlichen Geschwister auf dem Throne von Ägypten war und eigentlich ihr Vasall. Er hatte im Laufe seiner langen Regierung ein paar Mal Emanzipationsgelüste gehabt, zumal auf Anstiften seiner zweiten, sehr viel jüngeren und vornehmeren Frau; aber Ägypten war immer Sieger geblieben, und schliefslich war der alte dicke Herr ganz froh, seine Erbin, ein Kind, mit dem ebenfalls noch unerwachsenen Kronprinzen von Ägypten zu verloben, also über sein Reich verfügend und eines ruhigen Lebensabends sicher. Anders dachte seine Frau, die schon ihrer Herkunft entsprechend auch politisch zu den Königen von Syrien und Makedonien hielt. Sie zog einen makedonischen Prinzen an ihren Hof, der von seinem Vater Demetrios dem Städteeroberer mit dem Namen auch die strahlende Schönheit geerbt hatte, der kein Frauenherz widerstehen sollte. Wenn er die Neigung der Erbtochter Berenike gewann, so schien Aussicht vorhanden die Selbständigkeit Kyrenes zu behaupten. Demetrios kam, aber das erste Herz, das ihm erlag, war das der Königinmutter selbst, die es vorteilhafter fand, den Prinzen und den Thron für sich zu nehmen. Die arme Berenike in ihrer Jungfrauenkammer lief so Gefahr zwei Bräutigame und zwei Kronen zu verlieren. Es sind kritische

Tage gewesen, als der alte König nun an der Fettsucht starb. Wir wissen nur das Resultat. Berenike trat selbst hervor, erklärte sich für gebunden an den ägyptischen Bräutigam, und in der Palastrevolution kamen Demetrios und ihre Mutter oder Stiefmutter um. So hatte sie sich und ihr Land dem Bräutigam erhalten; begreiflich, dafs ihre Energie laute und dauernde Bewunderung fand. Als kurze Zeit danach Ptolemaios durch den Tod seines Vaters auf den Thron erhoben ward, beging man die Hochzeit mit noch mehr Freude, als natürlich ist, wenn ein Hof an Stelle eines kränklichen nervösen Herrn ein junges kräftiges Paar erhält. Gern mögen wir glauben, dafs auch menschliche Zuneigung dabei war, köstlicher als all die Pracht und Feierlichkeit, mit der Berenike zu der Schwester des Sohnes der Sonne u. s. w. erhöht ward, gemäfs den Überschwänglichkeiten des ägyptischen Hofstiles, an dem uns die Bezeichnung der Gattin als Schwester am anstöfsigsten ist. Sie war es den Griechen eigentlich auch, und an die faktische Geschwisterehe des Ptolemaios II und der Arsinoe haben sie sich in Wahrheit niemals gewöhnen können. Aber die Hofdichter mufsten sie geflissentlich verherrlichen, und wenn die Nachfolger nur Vetter und Cousine waren, so spielte man gern mit dem formelhaften geschwisterlichen Verhältnis.

In das rauschende Glück traf ein jäher Schlag. Eine wirkliche Schwester des Ptolemaios war kürzlich an den König von Syrien verheiratet worden und hatte ihm einen Sohn geboren. Diese Verschwägerung war ein Zug aus der Politik des alten Königs, der sehr klug schien, aber zum Unheil ausschlug. Als der König von Syrien plötzlich starb, ward seine junge ägyptische Gemahlin und ihr Söhnchen in gräfslicher Weise ermordet: der Krieg war da. Ptolemaios entschlofs sich im Gegensatze zu seinem Vater, aber ganz wie sein Grofsvater, den Oberbefehl selbst zu übernehmen und sofort in Syrien einzurücken. Es war ein ernster Augenblick; die Zeit hatte Freude an theatralischen Effekten, und jede Zeit sieht in ihren Fürsten Menschen fast noch lieber als Götter. Wie sollte es nicht

allgemeine Rührung wecken, als Berenike bei dem Abschiede von ihrem jungen Gatten den Göttern für seine glückliche Heimkehr eine ihrer schönen Locken gelobte.

Das war 246 v. Chr. Wir sind so erbärmlich über diese Zeit unterrichtet, dafs wir nicht wissen, wie lange das Strohwittwentum Berenikes gedauert hat; aber die fast an Alexander gemahnenden Erfolge des Krieges sind im allgemeinen bekannt. Ptolemaios III. hat die Macht Ägyptens auf ihren Gipfel erhoben, in allen drei Weltteilen Besitzungen behauptet, einen syrischen König als seinen Vasallen eingesetzt und den Titel des göttlichen Wohlthäters, den ihm die ägyptischen Priester verliehen, reichlich verdient. Man male sich den Jubel des Einzuges aus, von dem gar nichts überliefert ist, aufser dem einen, dafs die Königin ihr Gelübde erfüllte, eine Locke abschnitt und im Pantheon[1]) niederlegte. Das war wieder ein theatralischer Akt, wohl geeignet die Begeisterung der loyalen Unterthanen zu wecken. Und nun —

Tags darauf meldete der Polizeipräsident von Alexandreia (eine sehr hohe Charge, Nachtkommandant war sein genauer Titel), dafs unbegreiflicherweise die Locke Ihrer Majestät aus dem Tempel verschwunden sei.

---

[1]) Das Pantheon ist V. 9 und 37 genau genug bezeichnet, und es versteht sich von selbst, dafs der Tempel, in welchem die Locke geweiht, aus dem sie entführt war, gemeint sein mufste. Ich kenne, was an mir liegen mag, in Alexandreia kein Pantheon, wohl aber in alten und jungen Städten des Seleukidenreiches. Überall gehören zu "allen Göttern" die göttlichen Könige. Die hellenistische Zeit hat sich gewöhnt, die göttlichen Einzelpersonen zwar alle anzuerkennen, aber eigentlich nur noch als Manifestationen des einen Göttlichen dahinter, das sich der geläuterten Religiosität vor allem in den Wundern des Himmels und seiner Gestirne offenbart. Immer wieder, noch von den Christen, wird die Offenbarung Gottes in diesen *ἐπιφανεῖς θεοί*, wie die Hellenen sagen, Sonne, Mond und Sternen, betont. Daneben stehen andere *ἐπιφανεῖς θεοί* auf Erden: die Könige, die Träger der göttlichen Majestät und Diener des göttlichen Willens, die Erhalter der göttlichen Weltordnung. So verbindet sich der Königskult mit dem Pantheon. Ich bin überzeugt, dafs noch Agrippa das römische in diesem hellenistischen Sinne gebaut hat. Mich überwältigt darin, wie ich es gesagt habe, das "eine Auge des stoischen Weltgottes"; aber zugleich war es dem *praesens divus ἐπιφανὴς θεός*, Augustus und seinen Ahnen bestimmt.

Der Hofastronom Konon meldete von der Sternwarte, dafs nördlich vom grofsen Bären, westlich vom Bootes, südlich von der Jungfrau begrenzt ein neues Sternbild in Gestalt einer Locke beobachtet sei.

Das ordentliche Mitglied der Akademie der Wissenschaften, beauftragt mit der Anfertigung des Realkataloges der königlichen Bibliothek, Kallimachos von Kyrene, also ein Landsmann der Königin, der schon viele alte und neue Gedichte allerhöchsten Ortes vorzulesen die Ehre gehabt hatte, liefs Ihrer Majestät ein zierliches Briefchen überreichen; vielleicht hatte es ihm ein Straufs gebracht, vielleicht hatte er, als er von der Studierlampe des Gelehrten sein Dichterauge zum nächtlichen Himmel hob, in den Sternen gelesen, was er nun der Königin bestellte: den Scheidegrufs der nun verstirnten Locke Berenikes. Der lautete also:

Der weise Mann, der alle Himmelslichter
und aller Sterne Auf- und Niedergang,
wie sich der Sonnenscheibe Glanz verfinstert,
in stäter Bahn die Sternenbilder kreisen,
und wie Selenes wechselnd Licht verschwindet,
wenn sie vom Äther in das Grottendüster
hinabsteigt zum Endymion [1]):

Der weise Mann, der alles dies erforscht hat,
Konon, er hat auch mich am Firmamente
entdeckt, ein Sternbild jetzt von hellem Glanze,
einst eine Locke auf Berenikes Scheitel,

---

[1]) Catullus hat, wie die Römer gewöhnlich, das Astronomische des Originales unklar gemacht. Konon kennt die Summe der Sterne und ihrer Phasen; man arbeitete auf der Sternwarte Alexandreias an einem Fixsternkataloge. Er beobachtet Sonnen- und Mondfinsternisse, von denen die letzteren schalkhaft mit der Sage von Endymion verbunden werden (die in Wahrheit das sinnliche Bild festhält, wie der Mondball hinter einem Berggrat versinkt, den er küssend vergoldet): V. 4 bleibt unklar: gemeint sind die *συνανατολαί* der Sternbilder, die z. B. im Gedichte des Aratos einen Abschnitt bilden. Ich habe geglaubt, auch ohne Präcision reden zu dürfen, denn uns Modernen pflegt der Sternenhimmel noch viel fremder zu sein.

die allen Himmelsherrn zum Weihgeschenke
die königliche Trägerin gelobte,
erhoben ihren Lilienarm.

Es war der Tag, da aus dem Honigmonde
des frischen Ehеglücks zum Rachezuge
wider Assyrien Ptolemaios aufbrach,
zu Morden und Verwüstung. Frohen Stolzes
wies holde Wunden noch der junge Gatte,
die ihm der Jungfrau Sprödigkeit geschlagen,
da er die Braut zur Kammer trug.

Weswegen weint die Braut am Hochzeitstage?
Ist denn die Liebe Strafe? Täuschte sich
der Eltern frohes Hoffen? Freilich müssen
am Freudentage bittre Zähren rinnen,
doch auf mein Wort, ernst sind sie nicht gemeint.
Ja, als dein Gatte fortzog in den Krieg,
da flofs ein echter Thränenstrom[1]).

Der ist doch wohl der Öde deines Lagers
geflossen, nicht der Trennung von dem Bruder.

[1]) Catull wird in dieser Partie vergröbert haben (so auch 81); er liebt grelle Farben, und der Salon Clodias vertrug mehr als der Hof der Berenike. Der moderne Nachdichter dagegen mufs noch hinter dem Originale zurückbleiben. Der pikante Einfall des Kallimachos ist, dafs die Locke über die Brautnacht Auskunft geben kann, weil sie dabei war; sie bezeugt, dafs es trotz allem Sträuben und Weinen (*ὥς κα νύμφα δμαθεῖσ' ἀκάχοιτο* [Theokrit] 8, 91, Eurip. Hel. 189) der Jungfrau mit ihrem Widerstreben nicht voller Ernst war. Und sie bekräftigt es mit dem Gegensatze der aufrichtigen Thränen, welche die junge Frau beim Abschiede des Gemahls vergofs; wobei wieder schalkhaft der Einwand abgewehrt wird, dafs nur die 'Schwester' um den 'Bruder' geweint hätte. (Wer 21 *at* hält, erklärt das für den wahren Grund.) Für die Ökonomie des Gedichtes ist die brünstige Gattenliebe Berenikes wesentlich, denn sie motiviert die Stiftung des Opfers der Bräute an die Locke; diese beiden Partien stehen korrelat. Ganz undenkbar ist also, dafs die Thränen der Brautnacht falsch waren, die doch aus physischem Schmerze und seelischer Scham fliefsen; ebenso undenkbar ist die Doppelfrage 'ist die Liebe den Bräuten verhafst oder täuschen sie die Erwartung der Eltern', was sie doch nur thun, wenn sie die Ehe perhorrescieren. Also 15 *atque* mit der Überlieferung, 16 *salsis* mit Heyse. Vergriffen hat sich Catull mit der Beteuerung *ita me divi iuerint*; fast so schlimm wie mit dem abscheulichen Zusatz *si fas est* in der sapphischen Ode.

War das ein Abschied! Schrecken, Angst, Verzweiflung
drang dir ins tiefste Mark, die Sinne schwanden,
fort war der trotz'ge Mut, der einst das Kind
beseelte, das durch unerhörte That
sich Thron und Bräutigam erwarb.

Wie oft, wie lang', wie zärtlich botest du
den Scheidegrufs, wie oft rieb deine Hand
ein Thränlein aus dem Auge. Welcher Gott
hatt' also dich verwandelt? Thut's so weh,
die Küsse des Geliebten zu entbehren?
Da also hast du nicht nur Hekatomben,
da hast du allen Göttern mich

als Opfer für des trauten Gatten Heimkehr
versprochen. Kurze Zeit, da kehrt' er heim,
und Asiens eroberte Gefilde
sind in Ägyptens Grenzen einverleibt.
Erfüllt ist dir dein Wunsch; dem Götterkreise
hältst du dein Wort: die alten Notgelübde
lös' ich, ein neues Opfer, ein.

Es ward mir schwer, von deinem Haupt zu scheiden;
ich schwör's bei diesem Haupt. Todsünde wär' es,
an diesem Haupt meineidig werden wollen.
Doch furchtbar ist der Stahl: wie konnt' ich anders?
Es ragt am Strande Thrakiens der Athos,
hoch durch die Wolken strebt sein Riesenhaupt
bis an die Bahn des Helios.

Dem Stahl erlag er doch. Der Perser kam;
sein Eisen wühlt' in Athos' Eingeweiden,
und Xerxes' Flotte fuhr in neuem Meer.
Weicht so der Fels, wie sollt' ich widerstehn,
ein zartes Haar? Ha, Fluch dem rauhen Skythen,
der Eisen graben, Eisen schmieden lehrte.
Das Schwert vertilg' ihn, der es schuf.

So lag ich denn im Tempel. Leise klagten
um meinen Abschied noch die Schwesterlocken,

da schwirrt es in der Luft von Fittichschlägen,
und es erscheint des schwarzen Memnon Landsmann,
der Straufs, das Wüstenrofs Arsinoes,
er fafst mich, trägt mich durch die finstren Lüfte
und legt mich in der Göttin Schofs[1]).

Sie selbst, die Herrin an dem Kap des Westes,
griechische Siedlerin an Libyens Strand,
hatt' ihren Boten ausgesandt; am Himmel
sollt' Ariadnes Stirnband nicht allein
als Krone strahlen; einem blonden Haupte
war ich die schönste Zier, so ward ich auch
ein Sternenbild am Himmelsdom.

Und meinen Platz fand ich im Bilderkreise,
der Neuling, feucht auftauchend aus der See,
neben Arkadiens Bärin; links berühr' ich
den grimmen Löwen, rechts die hehre Jungfrau:
so wandl' ich ewiglich zum Niedergange
voran dem langsamen Arktur, der spät
und selten in die Fluten taucht.

Und doch, beschreiten mich der Götter Füfse
auch in der Nacht, hegt mich der Ocean

---

1) Der Vorgang ist ganz anschaulich geschildert. Die Locke liegt im Pantheon; da kommt der Straufs, der gar nicht fliegen, sondern nur laufen kann und dessen Flügel nur zum Laufe nicken, *nutant*. Er läuft mit der Locke durch die Nacht nach dem Zephyrion der Arsinoe Aphrodite (*Cypridos* 94; denn *Locridos* beruht auf einem geographischen Schnitzer) bei Kanopos (wovon es kein *Κανώπειος* giebt, also 58 *Canopitis litoribus*, wie *fundus Tiburs* 44, 1). Die Verstirnung der Locke ist Sache der Göttin; dafs das frischgeschaffene Sternbild aus dem Wasser aufgetaucht ist, wie es die Sterne thun, steht 63. *per aetherias umbras* ist nicht gut übersetzt, denn *aether* und *umbra* vertragen sich nicht; was Kallimachos sagte, war etwas wie *σκοτίοιο δι' ἠέρος*, Apollon. Rhod. 3, 1379; aber man soll nicht *aerias* einsetzen. Catull hat das schöne kallimacheische *ἐν ἠέρι* V. 7, das die Anstrengung des Astronomen malt, der die Sterne durch den Dunst der Luft erkennt, mit *caelesti in lumine* wiedergegeben. Auch steht *αἰθέριον νέφος* bei Aristophanes Vög. 776. Mit der falschen Deutung des *Μέμνονος Αἰθίοπος σύγγονος* oder *ὁμόφυλος* auf den Zephyr ist vor allem unvereinbar, dafs die Fahrt nicht in den Himmel geht, aber auch die *nutantes pennae* und *uvidulam a fluctu*, was man deshalb geändert hat.

bei Tag auch, ich gesteh's, verzeih' mir, Jungfrau,
Trotz biet' ich aller Sterne Spott und Hohn
und sag' die Wahrheit: all die Ehre tröstet
mich dennoch nicht, verscheucht mir nicht die Sehnsucht
nach Berenikes holdem Haupt.

Dort hab' ich einst, da sie noch Mädchen war,
gedürstet, Ströme duft'gen Oeles dort
getrunken, jetzt, ihr Bräute, höret mich:
kommt euch der Tag, den ihr ersehnt und fürchtet,
folgt nicht dem Gatten, den das Herz erkor,
eh nicht gespendet euer Onyxfläschchen
ein Tröpfchen Rosenöl für mich.

Doch euer Onyx nur, die reine Liebe
zu segensreichem Lebensbund vereint:
das Weib, das frech die heil'gen Bande bricht,
bringt Sündenopfer, die im Sand verrinnen.
Unwürd'ge Spende heisch' ich nicht. O möge
in eurem Hause stets die Eintracht walten,
in eurem Herzen Treue sein.

Und du, wenn du zum Himmel, meine Fürstin,
aufblickst am Nachtfest der Arsinoe,
so denke mein, die einst die deine war,
und spende reichlich mir von deinem Öle —.
Nein, stürzt ihr Himmel, Sterne tauscht die Plätze,
zum Drachen steig' Orion: laſst mich wieder
hinab, zu meiner Königin.

Der Begleitbrief des Catullus.

Es will mich undenkbar bedünken, den lateinischen Übersetzer des Kallimacheischen Gedichtes bloſs als einen nicht einmal sehr reinen Kanal zu behandeln, durch den uns das Wasser der griechischen Poesie zukommt. Für das Original, um das es uns doch eigentlich zu thun ist, bedeutet er freilich nicht mehr, und besäſsen wir es, so würde er schwerlich besser bestehen als mit seiner schüler-

haften Übersetzung aus der Sappho; aber mit der objektiven Beurteilung ist es nicht abgethan, und im Grunde geht es so der ganzen römischen Poesie, Plautus und Horaz eingeschlossen. Das ist der Fluch der Nachahmung. Dagegen subjektiv angesehen gewinnen die römischen Kopieen ein eigenes Leben, und hier vollends läſst sich eine Geschichte erzählen, die manches vor den Tändeleien der Alexandriner voraus hat.

Catull war der Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Bürgers von Verona. Wenige Generationen vorher wird die Familie noch keltisch gewesen sein und auf ihren Gütern an dem gesegneten Südufer des Gardasees gelebt haben, wo später der Dichter noch so gern Villegiatur hielt. Nun war die Familie romanisiert; dazu gehörte der städtische Wohnsitz und der Eintritt in den Munizipaldienst, der das heiſsersehnte römische Bürgerrecht brachte. So weit war der Vater gekommen; er war einer der Notablen der Provinz, die mächtig aufstrebte und, wie sie der Litteratur in der Zeit Cäsars die meisten Talente gestellt hat, so der Partei und dem Heere Cäsars den wertvollsten Rückhalt bot, weil er ihr die Aufnahme in das eigentliche Italien versprach und gewährte, die das engherzige Senatsregiment den Kelten diesseits der Alpen vorenthielt. Cäsar wohnte bei Catulls Vater, wenn er zum Gerichtstage nach Verona kam; die früheren Statthalter werden es nicht anders gemacht haben. So hatte der Vater Catulls den Ehrgeiz seine beiden Söhne in die römische Ämterlaufbahn einführen zu wollen; ging es nicht gleich bis in den Senat, so war doch in der Klientel der vornehmen Beamten und Banquiers zunächst Geld zu machen, und das Aufsteigen der Familie konnte nur so erfolgen. Die Jünglinge haben eine sorgfältige Erziehung erhalten, keine leichte Sache in dem abgelegenen Orte, und die Verbindungen eines reichen Provinzialen genügten, die Pforten der vornehmen Häuser zu öffnen. Damit trat denn Catull in die Gesellschaft ein, freilich nur als einer der zahllosen Klienten. Er hat es gesellschaftlich nie weiter gebracht, und wenn er sich

später in der Gegend von Tivoli ein Gütchen gekauft hat, so ist doch auch damit nichts weiter erreicht, als dafs er den soliden Wohlstand der Provinz mit der überschuldeten Grofsmannsucht des Hauptstädters vertauschte. Das Geschick hatte ihn nicht dazu bestimmt, Geld oder Karriere zu machen; andere Mächte wurden Herr über ihn, durch die er früh zu Grunde ging, durch die er unsterblich ward: Poesie und Liebe.

Diese frische Natur, erwachsen auf noch unverbrauchtem Erdreich, hatte endlich einmal wieder die volle Empfänglichkeit für die echte unmittelbar wirkende althellenische Lyrik, für Sappho und Archilochos. In der Berührung mit dieser quellfrischen Dichtung ward er der eignen Dichterkraft inne, und mit spielender Leichtigkeit formte er die Gefühle des Augenblickes zu unmittelbar wirkenden Versen. Das war etwas Grofses; kein Römer hatte bisher für jene wahrste Poesie ein Verständnis gehabt; selbst Cicero liefs eine seiner Personen aussprechen, dafs er auch in einem verdoppelten Leben keine Zeit finden würde, die griechische Lyrik zu lesen. Auch die griechischen Litteraten jener Zeit hatten für die alten Klassiker wenig mehr als die in der Schule eingelernte Achtung. Man darf nicht vergessen, dafs es sich um Dichtungen handelte, die ein halbes Jahrtausend alt waren, dem Verständnis der Gebildeten also ferner lagen als dem heutigen Engländer Chaucer. Und noch hatte das Griechentum nicht den entscheidenden Schritt gethan, auf jede Originalität zu gunsten der Nachahmung der Klassiker zu verzichten. Die Gegenwart besafs zwar keine Poesie, die der Rede wert war, aber das sieht sich für den Zeitgenossen anders an. Was da war, das verfügte immerhin über eine ganz durchgebildete Technik (die bald darauf verloren gehen sollte), aber sie bewegte sich in den Bahnen, die die hellenistische Dichtung im dritten Jahrhundert eingeschlagen hatte, wo sie noch verstanden hat einer bedeutenden neuen Zeit genug zu thun. Zu ihren Mitteln hatte auch der künstliche Anschlufs an die alte Lyrik ge-

hört; um so mehr war diese selbst in den Hintergrund getreten. Kallimachos, Theokrit und ihres gleichen, einst die Modernen im Gegensatze zu den Klassikern, waren mittlerweile selbst vorbildlich geworden, und die Zeit, wo man sich bewufst von ihnen ab-, den wahren Klassikern zuwenden sollte, wie es Horaz gethan hat, war noch nicht angebrochen.

Recht ansehnliche Arbeit hat Catull aufwenden müssen, um die Sappho überhaupt zu verstehn; er hat die Vermittelung der Philologie nötig gehabt, die damals nicht selten auch das Dichten lehrte und trieb. Wenn er aber nun in Rom sich mit der Absicht Dichter zu werden daran machte, die unerläfslichen Studien zu treiben und Anschlufs zu suchen, so traf er zwar einen Kreis gesinnungsverwandter Männer, zum Teil grade Landsleute, aber ihre Weise war doch im Grunde verschieden. Was man römische Litteraturgeschichte nennt, ist in Wahrheit nichts als die Rezeption der griechischen Kultur durch die sich ihrer eigenen Unzulänglichkeit wohl bewufsten Italiker. Es hat sich das im Altertum niemals geändert, weshalb mit der Trennung des Ostens die Barbarei des Westens sofort eintritt. Eine solche abhängige Kultur ist aber unweigerlich von der bei ihren Vorbildern jeweilig herrschenden Mode abhängig, und so hat Rom, obwohl es eigentlich erst die ersten Schritte auf der litterarischen Bahn machte, nach dem hannibalischen Kriege die damals geltende griechische Poesie übernommen; nur dafs es vornehmlich Schulmeister waren, die ihm seinen Bedarf an Gedichten lieferten, und diese pflegen nicht das gegenwärtig Wirkende, sondern das zu vertreiben, was schon als mustergiltig anerkannt ist. Das waren damals die hellenistischen Dichter noch durchaus nicht; aber jetzt waren sie es geworden, und die lateinischen Litteraten, die dem Catullus den Glauben beibrachten, er müfste so feine Hexameter wie Kallimachos bauen und seine Gefühle so zierlich stilisieren wie die Hirten des Theokritos, erschienen einem Römer der alten Art wie Cicero als verwegene Neuerer, während sie

in Wahrheit doch auch nur eine antiquierte Manier aufnahmen. Das Gute hatte diese Sucht das hellenistische Raffinement zu übernehmen, dafs die lateinische Sprache und Verskunst geschmeidig wurde, aber es war doch eine Unnatur, nur zu gut damit vergleichbar, dafs man nach der Eroberung von Syrakus eine auf jenen Ort gearbeitete Sonnenuhr nach Rom überführt hatte und nun nach dieser die römischen Stunden mafs. Grade weil es so mühsam geworden war, lateinische Verse zu machen, und weil es die junge Generation damit so ernsthaft nahm, hat die ciceronische Zeit noch kein lateinisches Gedicht erzeugt, das einen reinen und ganzen Eindruck machte — aufser den kleinen Verschen Catulls, die dieser nur als Possen ansah, die so nebenher abfielen, von denen er sich aber zu Höherem aufzuschwingen ernsthaft bestrebt war; sonst sind nur halbschlächtige Werke herausgekommen, die demjenigen so wenig wie die Gedichte des Propertius genügen können, der die Originale verstehn gelernt hat. Der ewige Ruhm Catulls aber liegt in jenen Improvisationen, für die er des Theokritos und Kallimachos entraten konnte, denen beiden er an urwüchsigem Talente weit überlegen war. Es war für seine Poesie kein Glück, dafs er aus einem Dilettanten ein zünftiger Dichter werden wollte; es warf ihn aus der rechten Bahn, die er im dunklen Drange des echten Talentes gefunden hatte.

Noch ganz anders verhängnisvoll ist ihm eine unselige Leidenschaft geworden. Sie wird freilich seinen Versen die Glut der wahren Empfindung erhalten haben, aber er ist an ihr sittlich und physisch zu Grunde gegangen. Er ward in den Salon einer der freiesten Weltdamen Roms eingeführt und verlor sein unschuldiges Herz an ihre wunderbaren Augen und ihr elegantes Geplauder, dessen überlegene Gewandtheit er für tiefe Bildung nahm. Die herzlose Kokette liefs sich die Huldigung des naiven Provinzialen eine Weile gern gefallen; er brachte ihr Verse, wie sie noch nie in römischer Rede erklungen waren, und schwärmte sie als eine neue Sappho an; es kostete ihr nichts, ihm zuweilen zu

gewähren was ihn beseligte und für sie immerhin eine Abwechselung von den faden und verlebten Anbetern aus ihrem Stande war. Aber der brave Junge liebte sie mit dem heifsen Ernste, den er sonst nur für seine Muse hatte, und trog sich nur zu sehr mit dem Glauben an ihre Liebe. Es hätte kein gutes Ende nehmen können, auch wenn nicht ein Ereignis dazwischengetreten wäre, das ihn auf eine Weile aus ihren Augen und damit dauernd aus ihrem Herzen gebracht hat, so weit er je darin gewesen war. Catulls Bruder, der den Wünschen des Vaters besser nachgekommen war, starb plötzlich in Asien, wohin er wohl im Gefolge eines Beamten gekommen war, wie Catull später auch. Es mag dem Bruder an sich sehr nahe gegangen sein; verhängnisvoll ward es ihm dadurch, dafs der Vater ihn nun nach Verona zurückrief. Er wird andere Pflichten für die Familie haben übernehmen sollen, aber man kann es dem Alten auch nicht verdenken, wenn er den Sohn gern aus seiner römischen Umgebung losmachte und in der Heimat hielt, bis er ihm nach einigen Jahren eine Reise nach Asien auswirkte.

Catull fühlte sich in Verona wie der Fisch auf dem Trockenen, herausgerissen aus allem, was ihm Lebenselement geworden war, dem Verkehre mit der Geliebten, den dichterischen Freunden, der Hauptstadt und ihren Aufregungen und Genüssen. Das einzige was ihm geblieben war, war das Studium, der Dichterberuf, wie er ihn aufzufassen gelernt hatte. Auch der liefs sich in der Einsamkeit lange nicht so lustig betreiben. Am Comersee safs ein gleichfalls der modernen Dichtung ergebener Mann; mit dem freundete sich Catull an; beide haben sich daran versucht, ein sowohl durch das Versmafs wie durch den Stoff besonders schweres Gedicht des Kallimachos nachzubilden; Catull hat das auch geleistet, und es ist formell sein gelungenstes Kunststück geworden, und wenn er ausdrücklich seine persönliche Antipathie gegen den blutig wollüstigen Kult der asiatischen Göttermutter äufsert, der er der Form nach ein Kultlied dichtet, so hat er menschlich unsere

volle Sympathie, aber das Gemachte dieser Poesie wird so recht klar, zumal im Gegensatze zu der unmittelbar persönlichen überzeugenden Wahrheit seiner Gelegenheitsgedichte. Das war keine Übersetzung im Sinne Catulls, sondern eine selbständige Komposition; aber das Motiv und das Versmafs und der Stil und der poetische Schmuck waren entlehnt, wenn auch nicht gerade alles aus der einen Vorlage, die den Zettel des Gewebes geliefert hatte. Für die damalige römische Poesie war das immer schon eine originale Komposition. Es lag in den Verhältnissen, dafs sie von vornherein Übersetzerwerk gewesen war, und die Originalität der Dichter nur gleichsam durch die Hinterthür hereinkam. Wer sich keine poetische Erfindungsgabe zutraute, die formale Schulung, die das Bauen korrekter Verse giebt, aber nicht entbehren wollte, begnügte sich damit, eingestandenermafsen zu übersetzen; so hat Marcus Cicero den Aratos in tadellose Hexameter übertragen. Auch Catullus und seine Gesellen werden sich an Übersetzungen geübt haben, freilich nicht für das Publikum, sondern als Vorarbeit: so hat Vergilius, der aus dieser Dichterschule hervorgegangen ist, zuerst den Theokrit einfach übersetzt und citiert in seinen veröffentlichten Gedichten, die selbst doch vielfach nur die Originalität des Catullischen Attis besitzen, Stückchen jener Vorstudien. Aber wenn ein Dichter, der aus sich so viel zu sagen hat, sich auf das mühselige reine Übersetzen beschränkt, so mufs ihm die eigne Dichterkraft momentan versagen. So war es. Er hat die Locke in der Zeit der tiefsten seelischen Depression in Verona übersetzt. Schwerlich würde er sie vollendet haben, sicher nicht unter seinen eigenen Werken herausgegeben, wenn nicht ein besonderer Anstofs hinzugetreten wäre. Er erhielt von Rom direkt oder indirekt zu wissen, dafs Quintus Hortensius darauf wartete, von ihm seiner Zusage gemäfs ein Gedicht übersandt zu erhalten. Das war dazumal noch der erste Redner Roms, ein sehr einflufsreicher Mann. Catulls Vater wird das immerhin an dem Talente seines Sohnes anerkannt haben,

dafs ein so hoher Herr sich dafür interessierte, aber dann durfte er auch nicht vergebens warten. Der Sohn wird vermutlich die Prosa des Hortensius abscheulich gefunden haben, wie sie es ohne Frage war, und über seine dichterischen Versuche hat er sich später unverblümt geäufsert. Aber jetzt hielt er sein Wort, vollendete die Übersetzung der Locke und sandte sie mit einem begleitenden oder einleitenden Gedichte nach Rom. Dem werden wir verdanken, dafs wir sie lesen; wenigstens hat er die anderen Übersetzungen aus Kallimachos, die er erwähnt, unter seine Werke nicht aufgenommen. Und ihm mag sein Begleitgedicht, schon weil es ihm so schwer geworden war, gefallen haben. Es wäre so einfach gewesen, das wenige, was er zu sagen hatte, in präzise Worte zu fassen "zu dichten vermag ich in meiner Trauer nicht; da habe ich diese Übersetzung gemacht, damit ich mir nicht später vorwerfen müfste dir mein Wort nicht gehalten zu haben". Da er diese Gefühle wirklich hatte, würde Catull um einen durch seine Wahrheit ergreifenden Ausdruck nicht verlegen gewesen sein. Aber das verwehrte der Stil. Er wollte die Einleitung mit dem Gedichte in Einklang setzen, also kallimacheisch dichten, und mag das ausgefallen sein wie es wolle: das Stilgefühl war richtig; wollte Gott, unsere lyrischen Dichter hätten etwas davon. So wurden denn die einfachen Gedanken mit dem faltigen Pompe der dichterischen Rede umkleidet: man braucht sich nur anzusehen, wie die Begriffe Dichten, Sterben, Vergessen umschrieben sind. Anstöfsig wird gradezu die Anrede an den Bruder, die in den Brief nicht pafst[1]) und herbeigeführt hat, dafs Hortensius

[1]) Hier hatte die einzige Handschrift, die uns den Catull erhalten hat, einen Vers verloren. In den Tausenden von Exemplaren, die Lachmanns Rezension des Gedichtes verbreiten, ist eine Reihe von 7 Versen eingesetzt, die Lachmann willkürlich aus einem andern Gedichte geholt hat. Willkürlich, denn seine Zeilenzählerei hat in Wahrheit niemals einen auch nur scheinbar soliden Grund gehabt, da er, und Haupt nicht minder, direkte Abschriften des Archetypus weder besafs noch suchte. Mir ist die Willkür hier noch weniger anstöfsig als das völlige Verkennen der Poesie; aber es ist ein Gebot der Ehrlichkeit, die Willkürlichkeit der infallibeln Methode zu konstatieren.

ein zweites Mal genannt ist. Das soll nicht blofs vergegenwärtigen, wie die Trauer stärker als der Wille des Dichters ist, sondern es ist als Abschweifung den Windungen des Gedankens in der Locke parallel. Und wie in dieser erhabene und schalkhafte Partien abwechseln, so setzt Catull an den Schlufs eine Partie, die ich zu einer ganzen Strophe gestaltet habe, so lose mit dem Gedanken verbunden, dafs viele Erklärer sich gar nicht haben damit abfinden können. Er hat eigentlich nur zu sagen: "Wenn ich meine Verpflichtung vergäfse, würde es mir eine zu grofse Beschämung werden". Dafür giebt er ein Bild aus dem Leben, das er ins einzelne ausführt, an sich niedlich, aber nicht nur durch den Umfang, sondern auch durch den lustigen Ton mit dem Ganzen übel harmonierend. Es ist im Motive ein Nachklang aus einem berühmten Gedicht des Kallimachos, Kydippe, wenn wir auch nicht ganz sicher zu sagen vermögen, ob die Scene selbst, wie sich das Mädchen durch Vergefslichkeit verrät, dort vorkam. Die ungenügende Verzahnung der selbständig ausgearbeiteten Teile ist bei Catull oft zu bemerken, und an den Schlufs eines Gedichtes ein Gleichnis oder sonst ein Bild zu setzen, ist ein gern geübter Kunstgriff, den er auch den hellenistischen Dichtern abgelauscht hat[1]). Man mufs dafür wie so oft im Sinne behalten, dafs diese Poesie nicht für das stille Lesen bestimmt war, sondern für den Vortrag, zunächst durch den Dichter selbst. Daher das Streben nach Abwechselung im Tone, das dem Vortragenden ebenso zu statten kommt, wie es den "verständigen" Leser choquiert. Poesie verstehen, das ist gar nicht so einfach; die Lettern klingen eben nicht, und die Verstandesbildung verleiht zwar die Kraft

[1]) 2. 11. 17. 25. Vergil Georg. 1. Horaz Ars. Theokrit 7. 12. Die unzulängliche Verzahnung der letzten Gedankenreihe ist dieselbe in dem Gedichte, dessen erste drei Strophen aus der Sappho genommen sind, wo die Kritiker auch anstofsen. Dieses Gedicht ist an Lesbia gerichtet und redet von Catullus: es war also gar nicht als Übersetzung gemeint, und Catull durfte die Sappho so umdeuten wie er es gethan hat.

Gedanken zu verfolgen, aber sie macht eher ungelenk für die Sprünge der Stimmung und der Empfindung. Und wenn es gilt ein solches Produkt zu erfassen, das auf so komplizierten Vorbedingungen beruht wie dieser Brief und diese Übersetzung, so ist aufser dem Anpassungsvermögen an fremde Gefühle und ihren Ausdruck auch ein Einleben in fremde Kultur erforderlich. Wir brauchen eigentlich für die wirkliche Lösung jeder solchen Einzelaufgabe die Gesamtheit unserer Wissenschaft; und ein wenig Kunst wird wohl auch von nöten sein.

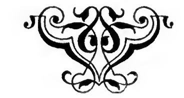
Nun sehe der Leser zu, ob nicht die "störende" Abschlufsstrophe in Wahrheit die vortreffliche Überleitung zu der Locke ist.

Von Gram bin ich gelähmt, die Trauer scheuchte
mich längst vom Helikon, Hortensius.
Der kranke Geist treibt keine Musenblüten,
der von dem Schlage schwer darniederliegt,
dem Schlag der Woge, die vom Hades aufstieg
und eisig meines Bruders Fufs umflutend
zum Acheron ihn niederzog.

Ihn drückt an Troias Strand die Grabesdecke
und unser Aug' erschaut ihn nimmermehr.
Vom süfsen Lichte schiedest du, mein Bruder,
mir süfser als das Licht, und nimmer wieder
kann dich mein Blick erreichen; doch die Liebe
kann ich auf immer dir, kann deinem Tode
auf immer Trauerlieder weih'n.

Ja, Trauerlieder, wie um Itys' Tod
die Nachtigall im Laubesschatten singt.
Und doch, Hortensius, hab' ich für dich
dies Lied des Battiaden nachgedichtet,
trotz aller Trauer: Freundschaft und Vertrauen
soll nicht verschwendet, deine Worte sollen
nicht in den Wind gesprochen sein.

Wie ging's dem Mädchen, das den goldnen Apfel,
geheimen Freiers Boten, fallen liefs?
Im Busentuche lag er wohl verborgen;
da tritt die Mutter ein, die arme Kleine
springt artig auf, der Apfel poltert nieder,
am Tag ist das Geheimnis: Scham und Reue
flammt über ihre Wange hin.





Aus ägyptischen Gräbern[1].

Wenn die Gräber der Toten nicht wären, was wüfsten wir von dem Leben der Vergangenheit? Der naive Glaube, dafs der Mensch, aus dessen Leibe das Leben gewichen ist, gleichwohl ein körperliches Leben weiterführe, hat bewirkt, dafs die Liebe der Hinterbliebenen ihm für dieses Fortleben eine behagliche Heimstatt bereitete und mit dem gewohnten Hausrate rüstete. Die Erde hat dies ihrem Innern anvertraute Haus mit seinem Inhalte gar oft getreulich erhalten, während das noch so stolze Menschenwerk, das auf ihr errichtet war, der Vernichtung durch das Leben anheimfiel. Die Bildungshoffart mag den längst überwundenen Glauben verlachen; wer sie überwunden hat und jede echte Empfindung ehrt, wird der Wahrheit die Ehre geben, dafs auch in diesem Falle der echte Glaube nicht getrogen hat. Zwar nicht dem Individuum, dem der Grabesschmuck und Grabeskult galt, hat er gefruchtet, aber wohl hat er durch das Abbild ihres Lebens, das er der Erde übergab, die ganze Gesellschaft, deren Tote er verherrlichte, im Gedächtnisse der fernen Nachwelt lebendig erhalten, ja zu neuem Leben erweckt. Nirgend hat sich das grofsartiger bewiesen als in Ägypten: aus seinen Gräbern hat das altägyptische Volk samt seiner Sprache die Auferstehung gefeiert.

---

[1]) Gehalten Göttingen 1893.

Neben dem Engel des Glaubens steht sein gefallener Bruder, den wir den Aberglauben nennen, verächtlich und verabscheuenswert in jeder Gestalt, eine Ausgeburt der Feigheit, wie ihn der Grieche bezeichnet, der den Abergläubischen danach benennt, dafs er vor Gott Angst hat. Auch der Aberglaube sucht die Gräber mit Vorliebe auf; nicht weil er weifs, dafs sie Leben bergen, sondern weil er sich dem Tode verwandt fühlt, grade weil er sich vor ihm fürchtet. Er wittert in den Mächten, die das Leben nehmen, gewaltige böse Geister, die er sich durch List und Selbstentwürdigung geneigt machen möchte, auf dafs sie ihm nichts zu Leide thun mögen, oder er selbst mächtig werde, Böses zu wirken wie sie. Auch für den Aberglauben giebt es keine ergiebigeren Fundstätten als die späteren Gräber Ägyptens, der Heimat aller Zauberei. Eine ganze Anzahl umfänglicher Bücher sind dort entdeckt worden, in griechischer Sprache, wüste Offenbarungen, die auf die ewigen Rätsel des Lebens: wo stammen wir her, wo gehen wir hin, endlich sichere Auskunft verheifsen. Berühmte Namen der Vorzeit, Hermes, Orpheus, Moses, Petrus, stehen an der Spitze dieser Prophezeiungen[1]). Wenn ich wollte, könnte

---

[1]) Wie noch heute mit dem 6. und 7. Buche Mosis Reklame und Zauber getrieben wird, so besitzen wir gradezu das achte Buch des Moses mit dem Sondertitel 'Das Einzelbuch vom heiligen Namen', und dieser Moses verweist auf sein Werk 'der Schlüssel'; hat sich aber zu beschweren, dafs Hermes ihm ein Rezept gestohlen und in sein Buch 'der Flügel' übernommen hat: es sind die sieben Parfums, die man den sieben Planetengöttern darzubringen hat; glücklicherweise besitzt er aber noch das Geheimnis der sieben Blumen, die eben diesen Göttern gehören. Die Höllenbeschreibung ist christlich und geht auf den Namen des Petrus, wie denn die apokalyptische Litteratur, sehr reich, immer jüdisch oder christlich ist: die Griechen interessiert mehr die Kosmogonie. Aber im Grunde kommt auf die Religionsform hier wenig an: der wüsteste Aberglaube beherrschte damals die gesamte Menschheit, ebenso wie das Verlangen Wunder zu thun. Die wissenschaftlich bedeutendsten Männer sind nicht frei davon: Porphyrios und Eusebios. Der Glaube Constantins an das Christentum ist im Grunde der an ein Zaubermittel, das ihm offenbart ist und den Sieg bringt, ein Glaube, der dem an den 'heiligen Namen' im achten Mosesbuche sehr viel verwandter ist als dem Glauben, von dem im Evangelium vom Aussätzigen steht.

ich Ihnen vorlesen, “wie im Unding das Urding erschwoll, Lichtsmacht durch die Nacht scholl”, oder Ihnen den greulichen Höllenrachen mit allen seinen Bulgen beschreiben, oder die Zauberformeln verraten, mit denen man Geister beschwört, so sicher wie der Doktor Faust, wie man sich einen Ring verfertigt, der die wunderbare Kraft besitzt, vor Gott und Menschen angenehm zu machen; auch kleinere aber dringendere Wünsche könnte ich befriedigen, wie man die Raupen vertreibt und die Rose bespricht, die Zukunft erforscht und vor allen Dingen, wie man dem oder der N. N. die Liebe in das Herz hineinhext oder auch wieder heraus.

Aber ich thue das heute so wenig wie ich von den ernsten und schönen Dingen rede, die ich anfangs berührte. Offen gesagt, mir sind die Zaubereien in ihrer feierlichen Absurdität selbst zu langweilig, und wenn ich jemand auf sie aufmerksam machte, der sie höher taxierte, — das könnte ich doch gar nicht verantworten[1]). Wovon ich erzählen will, das sind höchst menschliche alltägliche Dinge, jedes an sich nicht im mindesten merkwürdig, und dennoch hoffe ich Ihr Interesse dafür zu wecken, just weil sie so menschlich alltäglich sind.

Ich hätte mein Thema eigentlich, um genau zu sein, nicht “aus ägyptischen Gräbern”, sondern “aus ägyptischen Särgen” nennen sollen; aber dann hätten Sie vermutlich an Schädel, Tiergeripp und Totenbein oder wenigstens an Mumien gedacht, und mich gehen doch nur die Särge an, wie sie der Sargmacher gemacht hat, oder auch nicht ein-

---

[1]) Ich glaube in der That, dafs dieser Schwindel nur geschickt appretiert zu werden brauchte, um heute wieder Gläubige zu finden, wenigstens in den höchsten und niedrigsten Schichten der Gesellschaft. Wirklichen Wert dagegen hat das an sich widerwärtige Zeug als Dokument für die Verwesung der alten Religion und der alten Wissenschaft, und da kein Erzeugnis einer Zeit die Verwandtschaft mit deren Gesamtkultur verleugnen kann, so steckt von dieser Tollheit, der methodischen wie der unmethodischen, sogar sehr viel in der Philosophie des Iamblichos und in dem Christentum des heiligen Athanasios. Jene Philosophie ist tot; jenes Christentum — wird von allen Kirchen bekannt.

mal das, sondern mich gehen nur die Papierfetzen an, die der Sargmacher mit einem dicken Kleister zu einer festen Masse zusammengebacken und so aus einer Art papier mâché billige Särge verfertigt hat. Aus diesen hat die bewunderungswürdige Energie englischer Gelehrter die alten Papiere wieder herausgelöst und ihre Schrift entziffert. Diesen Männern, den Herren Flinders-Petrie, Sayce und namentlich J. P. Mahaffy hat die Wissenschaft für ihre Leistung den allerwärmsten Dank zu zollen, und das bitte ich, mögen auch Sie thun, wenn Sie an dem Gefallen finden, was die ägyptische Makulatur enthält.

Ja wohl, Makulatur. Es sind die ausrangierten Akten aus verschiedenen Bureaux der guten Kreisstadt Kokrodilopolis, Provinz Arsinoe, in Mittelägypten, vom Landratsamt, das zugleich Amtsgericht ist, vom Steueramt, von der Reichsbanknebenstelle; hinzu kommen Briefe, auch Familienbriefe, meist der Beamten, Testamente, die bei den Behörden hinterlegt waren, Rechnungen u. dgl., endlich Blätter aus Büchern. Die Akten sind zumeist genau datiert und gestatten die Papiere im ganzen auf die Jahre 268—222 v. Chr. zu bestimmen. Die Bücher können noch älter sein und sind es zum Teil sicherlich, da sie doch erst zerlesen sein mufsten, ehe sie makuliert wurden. Sie sind ein Fund, zu dem es bisher schlechthin nichts Vergleichbares gab. Nicht dafs wir etwas überwältigend Neues erhalten hätten; sogar ein grofses Stück aus dem Schlusse einer Tragödie des Euripides würde, selbst wenn es an sich genufsreicher wäre als es ist, kein so grofses Interesse erregen wie die Fetzen aus den erhaltenen Werken. Diese Euripideshandschrift ist viel älter als die mafsgebende Ausgabe dieses Dichters, die von der alexandrinischen Philologie besorgt worden ist und das ganze spätere Altertum beherrscht hat. Aber hier können wir nicht vergleichen wie im Homer, von dem kleine aber unschätzbare Fetzen dabei sind. Wie bei dieser längst volkstümlich gewordenen Poesie nicht anders zu erwarten war, weicht der Text von dem bald danach durch die antike Wissenschaft festgestellten, auch

uns überlieferten Vulgärtexte ganz bedeutend ab. Wen das aufregt, der wisse, dafs wir allerdings eine ganze Anzahl neuer Homerverse bekommen haben, nicht schlechter, aber auch nicht besser als viele, die wir hatten. In Wahrheit ist es erfreulich, wie wenig sie taugen, denn das erhöht unser Vertrauen zu den antiken Kritikern, die unsern Homertext festgestellt haben. Wer es noch nicht wufste, kann es freilich nun mit Händen greifen, wie viel Späne bei dem Bau dieses Textes unter den Tisch geworfen sind, und menschlicherweise wird auch Gutes dabei verkommen sein. Auch von Platon sind nicht geringe Bruchstücke da, keine achtzig Jahre nach seinem Tode geschrieben. Da ist es eine keineswegs erfreuliche Überraschung, dafs sie so stark von unsern an sich wegen ihrer Glaubwürdigkeit besonders hochgehaltenen mittelalterlichen Handschriften abweichen, und die Frage wird nicht rasch ihren Austrag finden, ob in Arsinoe eine Ausgabe des echten Textes oder eine so elend verwahrloste gewesen ist, wie es Goethes Werther z. B. schon bald nach seinem Erscheinen war.

Mit Textkritik will ich Sie gewifs nicht behelligen, und das absolut Neue ist, wie gesagt, nicht bedeutend[1]). Dagegen hat es Interesse zu erfahren, was in dieser Ecke Ägyptens zerlesen worden ist, was also die dortigen Ansiedler und Beamten an Büchern besafsen und lasen. Es sind vorwiegend die damals als klassisch anerkannten Schriftsteller, die grofsen Dichter, Platon (kein anderer Philosoph), feine Kunstprosa, die nur durch die Form als Stilmuster Wert hat; von niederer Unterhaltungslitteratur aufser einem alten Volksbuche[2]) nichts, von zeitgenössischen

---

[1]) Mittlerweile haben die Funde sich alljährlich vermehrt, auch abgesehen von den grofsen Stücken, die zum Teil schon da waren, als ich redete, und die Bedeutung für die Textgeschichte ziemlich aller Litteraturgattungen ist ebenfalls gewachsen. Allein aus so alter Zeit ist so gut wie nichts mehr hervorgezogen.

[2]) Dem Streit zwischen Homer und Hesiod, einem unschätzbaren Stücke, das wir erst in einer späteren Überarbeitung besitzen. Es ist wie ein Teil der Eddalieder oder das reizende altfranzösische Buch von Aucassin und Nicolette

Werken ein paar Blätter der eleganten aber gelehrten Buchpoesie, gar keine irgendwie technischen Schriften. Das deutet darauf, dafs man in Arsinoe wenig gelesen hat; aber die Klassiker standen im Bücherschranke des ausgedienten Offiziers, und sie brauchte man wie das meiste andere im Unterricht. Die Schule aber mufs recht gut gewesen sein. Die Griechen schreiben fast alle korrekt, auch die Subalternen, die höheren Beamten zum Teil recht gut, und auch bei den Ägyptern geht die Kenntnis des Griechischen, auch wenn sie Schnitzer machen, überraschend weit. Ein Jahrhundert später ist das Niveau der Sprachkenntnis und grammatischen Sicherheit ganz bedeutend gesunken; wir besafsen aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. bereits eine recht beträchtliche Menge Geschäftspapiere[1]).

Was wir noch nicht besafsen, und was wohl auch einiges allgemeine Interesse hat, das sind Blätter aus wirklichen Büchern so alter Zeit, dafs sie uns Format, Schriftformen, Ausstattung, Lesezeichen zeigen, unmittelbar wie sie die ersten Ausgaben von Epikur und Menander enthalten haben, ja, man darf mit sicherem Rückschlusse sagen, die Bücher, in denen die athenischen Klassiker vertrieben worden sind, haben nicht wesentlich anders ausgesehen, und einen älteren wirklichen Buchhandel hat es nicht gegeben. Nun ist das für verständige Philologen kaum eine grofse Überraschung gewesen, da die Steinschriften und die spätere Buchpraxis zuverlässige Rückschlüsse gestatteten; allein erstens sind solche Rückschlüsse nicht jedermanns Sache, und dann ist es doch etwas Besonderes, Blätter aus Büchern mit Augen zu sehen, die Epikur hätte lesen können. Das Format war ein bequemes Oktav; die Zeilenbreite ist in der Poesie durch den Vers, Hexameter oder Trimeter, gegeben; in der Prosa schwankt

---

aus Prosa und Versen gemischt und reicht in seinen ältesten Teilen bis in die Zeit zurück, wo das alte Epos sich zersetzte, wohl das sechste Jahrhundert.

[1]) Einiges hat Ebers in seinem Romane „Die zwei Schwestern" so benutzt, dafs seine vollkommene Unwissenheit über Leben und Denken der Zeit sich ebenso prostituiert wie seine Phantasielosigkeit.

sie, doch zieht man schmalere Zeilen vor[1]); die Buchstaben stehen steil und klar ein jeder für sich[2]); ihre Gröfse überschreitet die eines leserlichen Druckes kaum. Aber es giebt keine Worttrennung und von Interpunktion kaum mehr als was unserem Alinea entspricht. Das ist wirklich unbequem, und man kann sich verwundern, dafs die Griechen das nicht einmal dann aufgegeben haben, als sie die Worttrennung bei den Römern fanden, und ihre Gelehrten eine sehr feine Interpunktion für gelehrte Ausgaben der Klassiker erfunden hatten[3]). Selbstverständlich haben sie sich nicht darüber getäuscht, dafs es keine Kleinigkeit war, gut vom Blatte

---

1) Die imponierende Buchindustrie, die sich im Anschlusse an die Bibliothek und die gelehrte Textkritik Alexandreias gebildet hat, hat später auch eine Normalbreite für die Prosa und durch die Normalzeile die Möglichkeit der genausten Zeilenzählung, auch wenn ein anderes Format beliebt ward, aufgebracht: die Normalzeile ist der Hexameter von durchschnittlich 16 Silben oder 35 bis 36 Buchstaben. Obwohl dies noch für die älteste Litteraturperiode des Christentums gegolten hat, ist es leider dann verloren gegangen. Als Ersatz ist die stupide Versteilung der Bibel erfunden, die das Verständnis des Zusammenhanges kaum möglich macht und die verdummende Wirtschaft mit 'Sprüchen' erzeugt. Die andern Bücher kann man meist nur obenhin, moderne meist nur nach der Seite zitieren, bis man hier und da auf die Zeilenzählung zurückgekommen ist. Aber durch die Normalzeile sind uns die Alexandriner immer noch überlegen. Das schönste Buch des Altertums ist eine in Paris befindliche Rede des Hypereides aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. Prachtausgaben, wie die unbehilflichen Pergamente der Bibel und der römischen Klassiker des ausgehenden Altertums, sind zum Lesen so unbequem wie moderne Prachtausgaben.

2) Ihre Formen sind gegen die Steinschrift meist nur so weit geändert, als Halm und Tinte dem Meifselschlage gegenüber fordern. Aber einige runde Zeichen, die im Buche schon seit Jahrhunderten galten, hat die Steinschrift noch lange verschmäht, nicht sowohl weil die Rundungen ihr nicht zusagten, denn die gab es ja auch sonst, sondern aus zäher Tradition. Die Buchschrift hat sich zwischen Peisistratos und Iustinian sehr viel weniger verändert als die Steinschrift, die sehr viele ornamentale Verfratzungen durchgemacht hat, wie es die 'gothischen' Buchstaben und die 'deutsche Schrift' sind. Aber so etwas hat nie ein griechisches Buch vor dem Mittelalter entstellt. Da es zum Lesen bestimmt war, kannte es auch die Initialen nicht. Illustrierte Werke hat es von aller Art gegeben; aber von denen fehlen noch die Proben.

3) Diese Interpunktion ist die Mutter der unsern; ob sie nicht in ihrer Einfachheit verständiger war, darüber läfst sich mindestens streiten.

zu lesen; aber da sie von klein auf ohne Wortabteilung schrieben, ward es ihnen doch sehr viel leichter als uns, und sie müssen es wohl für eleganter gehalten haben: ihre Schrift hatte ja die Wortabteilung besessen, als sie in alter Zeit zu den Römern kam; man hatte sie also eben damals aufgegeben, als das Schreibwerk zunahm und der Buchhandel begann. Hier liegt die Erklärung, die wir uns aus der Geschichte der Steinschrift abgenommen haben. Die Korrektheit einer Vervielfältigung wird um so gröfser, je mechanischer sie ist. Der Schreiber, der Buchstabe für Buchstabe hintereinander malt oder meifselt, wird sehr viel weniger Irrtümer, und namentlich sehr viel weniger schwere, begehen, als wenn er ein Wort oder gar ein Satzglied in das Gedächtnis aufnimmt und aus diesem niederschreibt. Das Buch war bekanntlich, da das aus Papyrus hergestellte Papier sich schlecht kniffen läfst [1]), in Rollenform, um einen Stab gewickelt, so dafs man jedesmal nur so viel aufrollte, dafs man eine Seite (Kolumne, pflegt man zu sagen) bequem lesen konnte; den gelesenen Teil hielt man aufgerollt in der rechten Hand. Das war gewifs nicht so bequem wie unsere Bücher; aber man konnte doch das Buch einstecken und vorholen, mochte man auf dem Divan liegen oder im Schatten einer Platane sitzen. Vor den entsetzlichen Pergamentwälzern des Mittelalters, die noch dazu immer stinken, und den Folianten der Renaissance, die sie imitieren, ist Lesen immer eine Arbeit gewesen. Alles in allem hat das hellenische Handwerk auch auf diesem Gebiete seine technische Vollendung nicht verleugnet: wenn

---

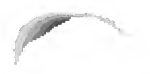
[1]) Weitere Funde haben gelehrt, dafs das Buch in unserer Art doch schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung eine weite Verbreitung gehabt hat, namentlich die Bibeln so hergestellt wurden, offenbar, weil man sonst sehr viele Rollen in einem Kasten als ein Werk hätte herrichten müssen. So ist es möglich, dafs z. B. die Ilias, wenn man sie ganz in einem Bande haben wollte, als Buch bestanden hat. Ihre Teilung in 24 Bücher ist in Alexandreia mit Rücksicht auf die Rollenausgabe erfunden. Aber dann setzte sie sich fest und ward innegehalten, auch wenn man den Text anders auf die Rollen verteilte.

Papier und Tinte nach so langer Zeit und solcher Behandlung noch das Lesen gestatten, so braucht man sie nicht zu loben, und auf die naseweise Frage, weshalb sie den Typendruck nicht erfunden hätten, ist zu antworten, dafs sie ihn nicht brauchten.

Neben dem Buche steht der Brief. Wie ein griechischer Brief ausgesehen hat, gestehe ich erst jetzt gelernt zu haben. Es ist ein ziemlich schmaler rechteckiger Streifen Papier, den man, einerlei ob hoch oder breit gelegt (die Mode wechselte; später gilt durchaus das Schreiben in die Breite, und bei zierlichen Billeten wird auch Rand gelassen), mit Buchstaben bedeckt, ohne Rand zu lassen oder die Überschrift abzusetzen. Es gilt für fein, mit Buchstaben zu schreiben, die denen der Bücher ähnlich sehen; aber überwiegend bedient man sich der Cursive, die bereits vollkommen ausgebildet ist und sich kaum weniger als die unsere von der Buchschrift unterscheidet. Es schickt sich nicht, die ganze Seite voll zu schreiben, es soll vielmehr unten etwas freier Raum bleiben, auf dem sich abgesetzt das Datum und der Abschiedsgrufs befindet. Die Namen des Briefstellers und des Adressaten beginnen den Brief, und zwar steht der Höhergestellte von beiden an erster Stelle. Die Adresse kommt auf die Rückseite zu stehn, so dafs sie lesbar ist, wenn der Brief zusammengerollt und der Faden, der ihn zusammenhält, versiegelt ist.

Das ist materiell die Form des Briefes; er hat aber auch eine litterarische Form. Nicht davon will ich reden, wie sich in dem Briefe im Gegensatze zu dem Buche individuelles Empfinden ganz zwanglos und daher unvergleichlich reizvoll äufsern kann; solche Briefe wurden bei uns vor zwei, drei Menschenaltern geschrieben, solche haben wir von Griechen kaum, aber wohl wunderschöne von Cicero. Ich rede ebenso wenig von der Verwendung der Briefform für litterarische und halblitterarische Zwecke, die im Altertum und in der Nachahmung seiner Formen eine der wichtigsten Gattungen der Prosa geworden ist (das singuläre Problem der paulinischen Schriftstellerei er-

klärt sich durch die Vermischung dieser beiden disparaten Gattungen): ich rede lediglich von der konventionellen Stilisierung des Briefes, wie man sie in der Schule lernte und lernt. Seit wann besteht eine solche Form, die den Brief zum Briefe macht? Denn dafs man, seit die Schrift besteht, sich ihrer zur Mitteilung an Abwesende bedient hat, ist selbstverständlich, ja es bedarf dazu wirklicher Schrift nicht einmal, und lange ehe König David dem Urias einen Empfehlungsbrief mitgab, hatte König Proitos von Tiryns dem Bellerophontes ein zusammengefaltetes Täfelchen mit Unheilszeichen an seinen Schwiegervater als ebenso gemeinte Empfehlung mitgegeben. Und damals lag die Korrespondenz des Königs Amenophis IV auf ihren haltbaren Thontafeln schon lange in der Verborgenheit und Vergessenheit, aus der sie jüngst auferstanden ist. Ich frage aber nur nach der Form, die in ununterbrochener Kontinuität z. B. in den Briefen der Päpste aus dem römischen Altertume in unsere Tage herabreicht. Wie alt ist sie? Dafs die Römer mit der Schrift und allen litterarischen Formen auch diese aus Griechenland einfach übernommen haben, ist selbstverständlich; aber die Griechen beanspruchen auf diesem Gebiete auch nicht einmal selbst die Originalität: sie sagen, dafs Atossa, die Gattin des Königs Dareios, das Briefschreiben erfunden hätte. Das ist artig erdacht, denn ihr Gatte, der grofse Krieger und Organisator, hat in der That die persische Reichspost erfunden, und da ist es nur in der Ordnung, dafs seine Frau ihm den ersten Brief geschrieben hat. Und das wertvolle Eingeständnis liegt darin, dafs orientalischer Brauch vorbildlich gewesen war, und dafs erst um die Zeit, welche überhaupt die prosaische Rede zu stilisieren beginnt, auch der Brief seine Form fand. Sie alle wissen, wie ein lateinischer Brief anfängt, *Cicero Caesari s.* (Namen und Titel können vollständiger, je nach der Etikette, gegeben werden). Es pflegen dann formelhafte Buchstaben zu folgen, wie das Wort des Grufses schon abgekürzt ist: *s*(*i*) *v*(*ales*) *b*(*ene*) *e*(*st*) *e*(*go*) *v*(*aleo*). Es versteht sich von selbst, dafs es lange



Zeit gedauert hat, ehe eine solche Wendung also versteinerte, und es ist eine für den Mangel an jedem geschichtlichen Sinn ihres Urhebers bezeichnende Verkehrtheit gewesen, dafs das Vorkommen derselben Form in griechischen Briefen des zweiten Jahrhunderts v. Chr. als ein Latinismus beanstandet worden ist. Es bedurfte nicht der mittlerweile reichlich eingetroffenen inschriftlichen Bestätigung, dafs die griechische Sitte der hellenistischen Zeit auch in dieser Formel für die Römer vorbildlich gewesen war. Aber wertvoll ist es, dafs unsere Briefe aus der Mitte des dritten Jahrhunderts[1]) lehren, wie zwar der Anfangsgrufs eines wohlstilisierten Privatbriefes mit dem Wunsche zu beginnen hat, der Adressat möge sich wohl befinden, woran sich eine Angabe über das eigne Befinden schliefst, dafs aber der Ausdruck noch nicht zur Formel erstarrt ist. “Wenn du gesund bist, und alle deine Geschäfte dir nach Wunsch gehen, so geht es wie wir täglich zu den Göttern beten”, schreibt sein Sohn an den Landrat Diophanes, der uns noch begegnen wird. Dieser Eingang war aufgekommen, weil das einfache alte Wort des Grufses, das unübersetzbare χαίρειν, nicht mehr genügte. Man wandte ihn noch an, aber zur Formel erstarrt, und doch ist er auch in der Formel noch schön, dieser Grufs, dem keine Sprache etwas Gleiches zu bieten hat, der dem Angeredeten Freude wünscht, Freude im eignen Herzen, aber zugleich auch die Gesinnung, die sich über die Anrede freut, dieser einzige Grufs, der an den Gott, den

---

[1]) Der älteste mir jetzt bekannte Beleg ist zu erschliefsen aus der Antwort der Stadt Priene an König Lysimachos aus den ersten zwanzig Jahren des dritten Jahrhunderts (Inscr. of the British Mus. III N. 450), Priene spricht dem Könige seine Freude aus *ὅτι αὐτός τε ἔρρωται καὶ ἡ δύναμις καὶ τὰ λοιπὰ πράσσει κατὰ γνώμην*: das hatte in dem Briefe des Königs gestanden. Es ward damals noch als Inhalt des Briefes empfunden, aber die Wendung ist da, und um dieser Mitteilung willen hatte der König natürlich nicht geschrieben. Erstarrte Formel ist die Wendung z. B. in der Korrespondenz Attalos' II von Pergamon mit dem Oberpriester von Pessinus, Michel Inscr. gr. 45. Könige schreiben so nur an formell souveräne Personen oder Gemeinden.

Sterblichen und den Toten gleichermaſsen gerichtet werden kann[1]).

Es war zwar auch nur eine Form, aber doch eine schöne, daſs auch der König den Erlaſs an den Unterthan oder den Beamten[2]) mit dem Gruſse der Freude beginnt und mit lebe wohl schlieſst[3]). Darin liegt, daſs die Form des hellenischen Privatbriefes die ganze königliche Verwaltung durchdringt. Gewiſs spricht sich Absolutismus darin aus; die Fiktion ist, daſs der König persönlich alles thut, was der Staat im Namen des Königs thut. Aber sie spricht sich in naiven patriarchalischen Formen aus, die nicht aus der ceremoniösen ägyptischen Praxis stammen können, sondern aus der makedonischen feudalen Monarchie, die ja noch, als König Philippos sich die Krone nahm, im Grunde das alte patriarchalische Regiment gewesen war, das König Odysseus über seine Kephallenen ausgeübt hatte, dem Adel gegenüber das Herzogtum eines *princeps inter pares*, dem Volke gegenüber, einem Volke armer Bauern und Hirten, aber freier Männer, das Königtum von Gottes Gnaden, d. h. auf dem göttlichen Blute beruhend, ausgeübt in täglichem unmittelbarem Verkehre. In jenen engen Verhältnissen war der König wirklich persönlich seinen Makedonen Rechthelfer, κρίνων θέμιστας, in jeder Beziehung[4]). So sehen wir auch noch in

---

[1]) Die Philosophen, die weder eine bloſse Formel anwenden wollten, noch an der Freude genug hatten, haben sie durch den Wunsch der Gesundheit (*ὑγιαίνειν*; ähnlich grüſst jetzt der griechische Bauer) oder durch *εὖ πράττειν* ersetzen wollen, worin liegt, daſs es dem Angeredeten durch sein recht handeln gut gehen sollte. Das hat nicht durchgeschlagen. Erst der paulinisch vertiefte Friedensgruſs der Semiten hat es vermocht, der doch die Friedlosigkeit der Wüste zum Ausgangspunkt gehabt hatte.

[2]) Das ist im Perserreiche anders gewesen: ein erhaltener griechischer Brief des Dareios beginnt "Dareios sagt folgendes seinem Knechte Gadates".

[3]) Das Lebewohl ist aber verschieden; der Untergebene pflegt nicht den alten allgemeinen Wunsch *ἔρρωσο*, 'lebe wohl, lebe in Kraft' zu brauchen, sondern *εὐτύχει*, 'möge es dir wohl gelingen'. Die Kraft setzt er bei dem voraus, unter dessen Macht er steht, aber die Tyche braucht jeder: das ist die groſse Göttin der hellenistischen Zeit.

[4]) Als König Philippos einem alten Weibe, das Recht bei ihm suchte, unwirsch sagte "ich habe keine Zeit", bekam er zur Antwort "dann sei auch

dem Staate der Ptolemäer die Form gewahrt; und selbst der Fellah bedient sich des Ausdruckes "ich habe eine Eingabe an den Namen des Königs gerichtet", um zu sagen "ich habe beim Gerichte eine Klage eingereicht". In dem Testamente wird der König (und wenn sie Mitregentin ist, die Königin) zum Testamentsvollstrecker eingesetzt, d. h. der letzte Wille unter den Schutz des Staates gestellt. Es ist sachlich dasselbe, nur in bezeichnend anderer Form, wie wenn der Römer ein Testament macht, d. h. die Gemeinde zu Zeugen seines letzten Willens anruft. Wir besitzen das Testament des Aristoteles, der makedonischer Staatsbürger war; es entspricht in seinen Formen genau dem Testamente eines makedonischen Kavalleristen, das ich bald vorlegen werde, und nennt daher als Testamentsvollstrecker den von Alexandros eingesetzten Reichsverweser Antipatros.

Ein solcher absoluter, aber patriarchalischer und durch die Stellung über freien Männern und über Kameraden und Gefährten, über die ihn nicht der Stand, sondern das Amt erhob, gebändigter Absolutismus ist die Herrschaft des grofsen Alexander gewesen. In Asien hatte er sich mit dem Absolutismus des Sultans verquickt; in Ägypten trat ihm die altgeheiligte Form zur Seite, nach der der König als ein Gott hoch über dem willenlosen Volke thronte, zwischen beiden aber eine bureaukratische Beamtenhierarchie. Gewifs hat das makedonische Element in dieser Verfassung sich immer mehr verflüchtigt (formell schwerlich jemals vor dem Sturze Kleopatras), und der Absolutismus hat auch hier nicht verfehlt seine Träger allmählich zu verderben. Aber unter

---

nicht König". Und er erkannte den Vorwurf als berechtigt an. Die persönliche tägliche Arbeit der Könige, namentlich die schriftliche, hat ohne Zweifel die ihrer meisten Unterthanen, so weit sie nicht Handarbeiter waren, übertroffen, die eines athenischen Bürgers, auch wenn er grade Beamter war, ohne Frage. Darum hat Seleukos gesagt: "Wenn einer wüfste, welche Plage das Lesen und Schreiben der Briefe ist, würde er die Königskrone nicht aufnehmen, wenn sie ihm vor den Füfsen läge". Weil das Regiment so sehr persönlich ist, gerät durch einen unfähigen und faulen Fürsten alles sofort aus den Fugen.

den ersten drei Ptolemäern hat das Land, das die älteste Geschichte hat, vermutlich seine absolut beste Zeit gesehen. Nie wieder ist es so blühend und so gut verwaltet gewesen, nie ist dem Fellah die Möglichkeit so nahe gebracht worden, ein freier Mann zu werden — er hat es nicht einmal versucht. Der hellenisch-ägyptische Beamtenstaat aber ist von Augustus, so weit es anging, auf die Verwaltung des Reiches übertragen worden, und so haben wir in der That Grund, in den Ptolemäern die Väter unserer modernen Verwaltung mit Respekt anzuschauen; vor der französischen Revolution ist ganz gewifs keine bessere Form des Grofsstaates auf Erden gesehen worden. Dabei werde nicht vergessen, dafs die alte Kultur Ägyptens denn doch auch manches Gute zu dem Hellenisch-Makedonischen hinzugebracht hat. Das ist grade manches, das zuerst befremdet, eben weil es so modern ist, denn wir sind von der Schule her nur an die engen Verhältnisse der athenischen und römischen Stadtrepublik gewöhnt. In erster Linie gilt das von dem ganzen Schreibwerk. Die athenische Verwaltung, obwohl auf geschriebenen Gesetzen beruhend und darauf besonders stolz, ist doch, wie Handel und Wandel überhaupt, noch wesentlich auf den lediglich mündlichen Verkehr berechnet. Es besteht dort z. B. das segensreiche Institut der Quittung noch nicht: ja es wird nicht einmal das Erkenntnis des Gerichtes schriftlich ausgefertigt. Wo die Schrift praktisch Eingang gefunden hat, wie für Verträge und Testamente, giebt es doch keine offizielle Anfertigung und Aufbewahrung[1]), und immer wieder mufs für alles der Nachbar als Zeuge aushelfen[2]).

[1]) Die Niederlegung in einer Amtsstube kommt in späterer Zeit auf, aber das ist nichts anderes als wenn sie bei einem Privaten geschieht.

[2]) Merkwürdigerweise hat man durch Gesetz den Büchern der Banquiers urkundliche Kraft verliehen. Der Hausvater führt noch im menandrischen Lustspiel kein Hausbuch, wie es der römische thut, sondern überläfst das dem Banquier, bei dem er sein Geld stehn hat. Daraus folgere ich keineswegs, dafs die Römer erst die *tabulae accepti et expensi* aufgebracht hätten. Zwischen Athen und Rom liegt ja auch hier die hellenistische Zeit und Sitte. Reste von Ausgabebüchern haben wir wirklich aus Ägypten.

Das ist in Ägypten anders. Da ist alles schriftlich, kommt alles in Bureaux, Registraturen und Archive (Bibliotheken, wie sie heifsen), womöglich in duplo et triplo: die Schreiber sind nicht ohne Grund schon im alten Reiche Ägyptens eine Kaste. Dieser Schreibwut verdanken wir die Masse der Urkunden und durch sie den Einblick in die Ptolemäische Verwaltung und das damalige Leben. Ich bin so kühn, Ihnen eine Anzahl solcher Urkunden aus unseren Särgen mitzuteilen. Da stehe am Anfang eine an sich gleichgiltige, weil sie das Schreibwesen in seiner Vollkommenheit zeigt, so dafs nur ein geheimer Kanzleirat das rechte Verständnis und die rechte Freude daran haben könnte.

Moschion grüfst den Diophanes (er war Stratege, Landrat des Kreises Arsinoe). *Dorimachos hat mir eine Eingabe überbracht mit dem Vermerk "in Sachen wider Dionysios"; darunter stand "zu sorgen, dafs dem Dorimachos sein Recht werde". Ich habe also den Dionysios vorgeladen, ihm die Eingabe vorgelesen und wies ihn an, dem Dorimachos sein Recht zu geben. Dionysios bestreitet aber den Besitz der in der Eingabe bezeichneten Gegenstände. Ich schicke ihn dir also auf den sechsten Pharmuthi. Lebe wohl. Jahr* 25 (222 v. Chr.) 5 *Pharmuthi.* Auf der Rückseite aufser der Adresse "*an Diophanes*" der Vermerk "*Moschion; in Sachen des Dionysios .... Dorimachos*" *Jahr* 25, 10 *Apellaios,* 5 *Pharmuthi.*[1])

Die Geschichte war so gegangen. Dorimachos hatte sich mit einer Klage an den Chef der Polizei gewandt, damit der ihm einige Sachen schaffte, die nach seiner Angabe Dionysios ihm vorenthielt. Diese Eingabe hatte erst

---

[1]) Flinders-Petris Papyri II. II 3. Ich bin genötigt, aufser den Nachweisen der Stellen mehrfach die Lesungen anzuführen, die ich befolgt habe. Da ich seinerzeit die Ergebnisse meiner Durcharbeitung nicht veröffentlicht habe, was mittlerweile von andern vorgetragen ist, nicht verfolgt habe noch jetzt aufsuchen mag, wird manches schon bemerkt sein. Aber dem Leser, der die Papyri leicht einsehen kann, die Einzelbemerkungen nicht, wird so das Nötige gegeben, und wer Prioritätsansprüche hat, weil er eher publiziert hat, nehme sich sein Recht.

den Registraturvermerk erhalten, war dann dem Landrat vorgelegt worden, und dieser hatte darunter notiert: "*br. m. an Moschion; soll dem Mann Recht verschaffen*". In diesem Zustande war die Eingabe urschriftlich zu Moschion gelangt, der, indem er sie zurückgiebt, in dem erhaltenen Billet über den Erfolg seines Verhöres berichtet. Seine Antwort ist dann mit dem nötigen Registraturvermerke zu den Akten genommen, nicht ohne das Datum zu wiederholen. Dabei ergiebt sich aus den Daten, dafs Moschion und Diophanes am selben Orte waren. Das Doppeldatum erklärt sich daraus, dafs das Land sich ausschliefslich nach dem ägyptischen Sonnenjahre von 365 Tagen richtete, im Bureau des höchsten Kreisbeamten aber der offizielle makedonische Kalender geführt ward, so unpraktisch und obsolet sein Mondsonnenjahr auch war. Man hat später den ägyptischen Kalender offiziell übernommen und nur zuerst die heimischen Monatsnamen einführen wollen, aber auch das ist nicht gelungen. Das ägyptische Jahr hat triumphiert; die Namen haben sich sogar in dem julianischen Jahre trotz allen Neuerungen behauptet.

Sehen wir nun ein Testament. Den Anfang macht die Datierung, die sehr umständlich ist, und mit der ich Sie nicht behellige; in dem vorliegenden Falle ist sie überdies verloren. *Also hat letztwillig verfügt lebend und bei Besinnung Peisias der Lykier, Soldat im* ..... *Nutzniefser einer k. Bauernstelle in dem arsinoitischen Kreise, etwa* 50 *Jahre alt, schielend, mittlerer Gröfse, Gesicht länglich, Narbe unter der Wange. Möge mir beschieden sein, in Gesundheit selbst über meinen Besitz zu verfügen, so mir aber etwas Menschliches zustöfst, so hinterlasse ich meinem Sohne Peisikrates meinen Besitz in Alexandreia, ein Mietshaus* ..... (hier stand die nähere Ortsbezeichnung) *und alle fahrende Habe darin und die Sklaven Dionysos und Eutychos, zwei Syrer, und die Sklavin Abisila und ihre Tochter Eirene, zwei Syrerinnen: der Axiothea, Hippias' Tochter aus Lykien, meiner Ehefrau, die Sklavin Dosaë, eine Syrerin, ein libysches Mädchen, und das Haus, das ich in*

dem Dorfe Bubastos Kreis Arsinoe besitze. Die ganze übrige fahrende Habe in Bubastos dem Peisikrates und der Axiothea gemeinsam. Was aber Axiothea als Mitgift eingebracht hat und noch vorhanden ist, das soll sie haben, und Peisikrates daran keinen Teil haben. Was aber nicht mehr vorhanden oder verschlissen ist, dafür soll Peisikrates der Axiothea die unten bezeichnete Entschädigung zahlen, so viel als das Erhaltene sich minderwertig herausstellt. Für einen wollenen Frauenrock und einen Umhang 6 *Drachmen; für einen Mannsrock* 12 *D, einen sehr gebrauchten Umhang* 10*; einen gebrauchten Rock* (?) 10, *einen Mannsgürtel* 1*; einen neuen Umhang* 32*; eine Mantille* 8*; einen Spiegel* 12*; eine eherne Schale* 4*; einen ehernen Krug* 6*;* 2 *Leintücher* 30*; Frauenschuhe . . . ein Messer und . . . . .* 30*; weiche Wolle . . .; Ohrringe* 2 (Rest unleserlich, dann bricht das Blatt ab).[1])

Inhaltlich beachte man die vollkommene wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau; ein anderer Soldat setzt die seine sogar zur Universalerbin ein. Griechisch ist das nicht, ägyptisch erst recht nicht: es mufs also makedonisch sein, denn der Soldat hat natürlich, obwohl Peisias sein barbarisches Vaterland nennt, makedonisches Recht. Wir sehen auch aus der Rolle, die Königin Olympias und andere makedonische und epirotische Frauen spielen, dafs die nordischen Glieder des hellenischen Stammes der Frau höhere Rechte gewährt haben müssen als Ionier und Dorer. Axiothea ist zweite Frau; offenbar nicht lange verheiratet, da von ihrer Mitgift noch so viel in natura erhalten ist. Die Preise geben die Schätzung der Abnutzung an, haben also geringen absoluten Wert. Dafs die Mitgift der Witwe bleibt, zumal wo keine Kinder sind, ist auch griechisch. Befremdlich sind uns auf den ersten Blick die Signalements des Testierenden: sie sind in den ägyptischen Urkunden stehend, und sehr selten fehlen besondere Kennzeichen.

---

[1]) Fl.-P. P. I, XII und II S. 22. Zu lesen Z. 11 *Λιβύσσιον*. Diminutiv von *Λίβυσσα*. 19 *θερίστρου τριβάκου*. 20. 21 *ἐνόπ* | *τρου* (?). 23 *ἐρίου μαλακοῦ*.

Nun zwei Stücke aus demselben Bureau[1]). Das erste eine Eingabe von königlichen Gänsehirten. Das ist ein hübsch ägyptisches Bild, denn schon Gemälde des alten Reiches zeigen uns diese Hirten und ihre Herden, die nun für den König in der fernen Stadt gehütet werden, und von denen die Steuer in natura geliefert wird, aber auch von den Beamten für durchpassierende Leute des Königs requiriert. Die Hirten haben sich die Eingabe natürlich schreiben lassen; sie ist korrekt, wenn auch umständlich und ungebildet.

An Phaies, den Steuereinnehmer (der Name zeigt, dafs er ein Ägypter war) *von Paos, etc., kön. Gänsehirten* (ich lasse die Namen der Leute und ihrer Dörfer fort). *Der Steuereinnehmer Ischyrias kommt zu uns und verlangt von uns, wir sollten ihm 12 Gänse für die Gastgeschenke liefern, was wir nicht können. Wir ersuchen dich also, da nur die Hälfte auf uns kommt von den Gänsen, die auf die Gänsehirten des Kreises kommen, da wir nur die Hälfte sind, unsere Eingabe auf die Kasse zu schicken und nachsehen zu lassen, und wenn es in Wahrheit so ist, wie wir sagen, hiernach zu verfahren, damit wir dem Könige geben können, was ihm zukommt. Möge es dir gut gehen.*

Das zweite ist ein possierliches Stückchen, das für sich selbst spricht.

An Phaies, den Steuereinnehmer von Ammonios, dem Schreiber des Phlyes für die Gegend Oxyryncha. Wie ich auf das Rechnungsbureau kam, Rechnung zu legen, am heutigen 27. morgens um 7, wie ich auf dem Rechnungsbureau bin, kam ein Diener des Kallon und rief mich hinaus. Ich legte die Papiere hin und ging hinaus; und wie ich vor die Thüre des Landratsamtes kam, befahl der Diener mich abzuführen, und nun bin ich auf der Wache. Lebe wohl.

Eins ist hierin von Interesse. Der Mann nennt die erste Stunde des Tages, d. h. die erste nach Sonnenaufgang. Ihnen allen wird nur eine Erzählung des Altertums gegen-

[1]) Fl.-P. P. II, X.

wärtig sein, in der solche Angaben der Stunde häufig vorkommen, die Erzählung von dem Todestage Jesu. Das zeigt, wie sehr Judaea im ägyptischen Kulturkreise liegt, denn in Griechenland und Italien ist die Stundenzählung in alter Zeit gar nicht üblich; die Sonnen- und Wasseruhren, deren Konstruktion gar nicht einfach war, da sich ja die Stundenlänge gemäſs der Länge des Sonnentages verschiebt, haben sich offenbar von Alexandreia erst nach der Annexion Ägyptens allgemein verbreitet. In dem groſsen Geschichtswerke des Polybios ist, wenn ich genügend aufgepaſst habe, nur eine Partie, die in der Erzählung die Stunden nennt, und das ist die Schilderung einer ägyptischen Revolution[1]). Dagegen treten sie schon in den Dichtungen der älteren Alexandriner[2]) und massenhaft in den ägyptischen Urkunden auf. Unsere Zählung gleich langer Stunden ist eine Erfindung der alexandrinischen Astronomie: es sind die Stunden der Tag- und Nachtgleiche.

Nun eine Rechnung über Naturallieferungen an Kutscher, die im Gefolge eines Landaufsehers und seiner Begleiter den Kreis durchziehen und in einem kleineren Orte Station machen. Der Beamte hat nicht weniger als acht Wagen mit, fünf für die Reisenden, drei für das Gepäck und neben den Kutschern 13 Pferdeknechte: die orientalische Dienstbotenverschwendung ist stark. Sie erhalten die Verpflegung in natura im Auftrage der Steuerkasse, die ja einen groſsen Teil des Gefälles selbst in natura bezog (Öl z. B. war Regal), so daſs sie recht viel aus dem Magazin direkt liefern konnte.

Der Kutscher Kephalon quittiert im Jahre 21 (226) *am*

[1]) Polybios 15, 29; er rechnet nach Stunden, zählt sie aber nicht. Es ist Nacht; die gewöhnliche Rechnung würde nach Nachtwachen gewesen sein.

[2]) Kallimachos Fgm. 462 "das Tier, dessen Namen man vor eins (7 Uhr morgens) nicht ausspricht", der Affe: amüsanter Aberglaube. Hier hat ein geistreicher Konjekturenmacher geändert, weil ihm die Eins ganz fremd war Es ist eben mühsamer das wirkliche Leben zu lernen. Poseidippos Anth. Pal. V. 183 bestellt ein Frühstück für ein Liebespärchen auf die fünfte Stunde, morgens um 11: das ist früh, auch damaliger Sitte gemäſs, wo alle Leute mit oder vor der Sonne aufstehen.

14. *Tybi dem Charmos, dem Beauftragten des Asklepiades, des Steuereinnehmers im arsinoitischen Kreise, in Ptolemais am Hafen, entsprechend der Anweisung des Landaufsehers Artemon, für fünf Wagen in seinem Gefolge, zu fünf Pferden, und drei Karren zu drei Pferden*[1]) *erhalten zu haben*:

für sich und sieben Kutscher
reines Weizenbrot
1/4 *Choinix auf den Kopf, Summa* 2 *Choinix* (2,18 Liter),
Öl 1/4 *Kotyle* " " 2 *Kotylen* (0,54 "),
Wein 4 *Kotylen* " " 2 *Chus* 8 *K.*(8,80 "),
und für 13 *Stallknechte*
Kleibrot für jeden 2 *Choinix*, " 26 *Choin.* (28,44 "),
Öl " " 1/8 *Kotylen*, " 1 5/8 *Kot.* (0,44 "),
und für alle ein Ferkel
und für ein krankes Pferd, dem die Wunde ausgewaschen ist(?), *zum Einreiben Öl* 3 *Kotylen, Wein* 2 *Kotylen, und Brennöl für die Lampen* 2 *Kot. Castoröl*[2]).

Ich lasse einiges fort und gebe nur die Verpflegung der Pferde:

und Bedürfnisse von 5 *Wagen zu* 3 *Pferden und einem Pferde darüber, macht* 16 *Pferde, für jedes Grünfutter* 8 *Bund, macht* 128 *Bund auf den Tag.*

Auch *eine Kotyle Öl für die Riemen* kommt noch vor. Neben dem Kutscher, der die Rechnung für seinesgleichen führt, quittiert noch ein einzelner Eseltreiber: *Horos quittiert darüber, daſs er von Charmos alles Nötige nach Anweisung* (es

---

1) Fl.-P. P. II S. 72. Die Berechnung der Pferde scheint nicht überall dieselbe und erregt Bedenken.

2) In der Gesamtziffer des Öles für die Stallknechte hat Kephalon etwas ausgelassen. Die Rechnung verlangt $1 + 1/2 \langle +1/4 \rangle + 1/8$: die Schrift kennt nur Brüche mit dem Zähler 1. Gleich darauf zu lesen *εἰς πάντας* (*τοεντας* die Abschrift). *εγλοηθέντα* muſs etwas bedeuten, was mit dem Pferde zur Heilung vorgenommen ist, da in der nächsten Rechnung *φλεβοτομηθέντα* daneben steht. Also wird Mahaffy richtig ein plebejisches *ἐκλοεῖν* neben *ἐκλούειν* annehmen, das ist medizinischer Terminus; Kephalon kann sich auch verhört haben, wenn der Roſsarzt gelehrt technisch redete.

gab einen allgemeinen Satz) *erhalten hat. Das hat* .... (der Name unleserlich) *geschrieben im Auftrage des Horos, weil der nicht schreiben kann.*

Seine Gedanken über die Bedürfnisse eines Kutschers von dazumal mag sich jeder selbst machen; sie sind am gröfsten in stärkenden Getränken, aber die Pferdeknechte, vermutlich Jungen, bekommen davon nichts, auch nur ein ganz klein wenig Öl zu ihrem geringeren Brot, davon aber das achtfache der Kutscher. Das Fleisch eines Ferkels für 21 Leute wird wohl auch nach Rang und Würdigkeit verteilt worden sein. Das Brot ist nach dem Mafse des Mehles berechnet. Das kranke Pferd wird verhältnismäfsig kostspielig.

Doch solche Rechnungen führen zu tief in sachliche Schwierigkeiten ein und sind nicht dazu angethan unmittelbar zu wirken. Darum habe ich selbst an den Privatbriefen gröfsere Freude und teile noch einige mit. Hier einer aus der Tiefe des Volkes; trotz grofser Zerstörung ist er als solcher kenntlich; ich habe im Kriege unter den Grenadieren manchen ähnlichen gelesen. Eine kleine Einführung braucht er aber auch. Seit Alexanders indischem Feldzuge waren die indischen Elefanten eine sehr stark geschätzte Waffe geworden, die manche Schlacht entschieden hat. Nach der Bildung der Diadochenstaaten war aber nur Syrien in der Lage die Tiere aus Indien zu beziehen. Da hat denn das Ptolemaeerregiment, dem bald Karthago gefolgt ist, die Jagd und Abrichtung afrikanischer Elefanten mit Erfolg versucht. Dazu ward es notwendig im roten Meere Stationen zu errichten, und eine von diesen heifst geradezu "Ptolemais der Elefanten" (τῶν θηρῶν); noch viel weiter südlich, bei Assab, an der schmalsten Stelle des roten Meeres lag eine Stadt Berenike, und man kann sich denken, dafs die Soldaten nicht gern diese Garnison bezogen. Nun hat sich ein Brief gefunden, den Ägypter an ihre fernen Landsleute geschrieben haben; ob er nicht abgeschickt ist, ob ihn einer der Adressaten heimgebracht hat, wer will das sagen. Von der Anrede ist nur eine Reihe ägyptischer Namen der Adressaten (zu diesem Dienste

zog man sie also heran) und ein Rest des Namens Berenike erhalten. Dann folgt die Formel: *Wenn ihr alle gesund seid, ist es gut, auch wir sind gesund.* Dann war erzählt, dafs einer gekommen war und Botschaft gebracht hatte, und nach einer Lücke: *verzweifelt nicht, sondern haltet euch tapfer. Denn eure Zeit ist nur noch kurz. Denn die Ablösung wird vorbereitet, und die Jäger sind schon eingezogen, die mit dem Strategen kommen sollen.* Dann einiges zerstört, in dem Krieg erwähnt zu sein scheint, und weiter: *und die Elefantenjagd in Berenike hat auch ein Ende.* Und wieder nach einer Lücke der Schlufs: *Schreibt mir, was bei euch der Weizen gekostet hat, seit das Transportschiff der Elefanten untergegangen ist und nehmt euch selbst in acht, damit wir euch gesund wiedersehen. Lebt wohl. Jahr* 24 (223) 14 *Phaophi.* Anderes in ägyptischer (sogenannter demotischer) Schrift steht darum und ist noch nicht gelesen.

Noch zwei kleine Briefe von einfachen Bauern.

Dorotheos grüfst den Theodoros. Wisse, dafs ich am 9. *Payni Weinlese halten werde. Du wirst also gut thun, am achten* (das hat er zwischen der Zeile nachgetragen) *jemand zu schicken, der bei dem Einfüllen des dir zukommenden Mostes aufpafst, oder mir schreibst, wie du befiehlst. Lebe wohl. Jahr* 7 (240) *Payni* 4. Adresse: *an Theodoros* auf der Aufsenseite[2]). Das war ein Pächter, oder sein Adressat war der königliche Steuerbeamte; der Staat nahm vom Weine ein Sechstel des Bruttoertrages.

Noch viel hübscher ist der Brief eines Inspektors auf einem frisch der hellenistischen Kultur erschlossenen Gutes an seinen Herrn.

. . . . *ion grüfst den Sosiphanes. Tausend Dank den Göttern, wenn du gesund bist; Lonikos ist auch gesund* (sich selbst läfst der Brave weg). *Die Reben sind alle ausgepflanzt, dreihundert Stöcke und was an Bäumen rankt. Das Öl hat*

---

[1]) Fl.-P. II 40a. Ich lese 16. 17 *καὶ οἱ κυνηγοὶ ἐπιλελεγμένοι εἰσὶν οἱ μέλλοντες παραγενέσθαι*, und 24 *τίς παρ' ὑμῖν τιμὴ ἐγένετο τοῦ σίτου.*

[2]) Fl.-P. P. II, XL

6 *Chus gegeben* (20 Liter); *davon hat Dynis drei. Ich habe auch von Dynis 4 Artaben* (160 Liter) *Gerstenweizen* (eine in Ägypten öfter begegnende Sorte) *entliehen, was er mir selbst zuvorkommend anbot. Wisse aber auch, Wasser, jeder von den* (hier hat er ein Wort wie *Eingebornen* ausgelassen), *wenn er sieht, wie die Rebe gepflanzt wird, Wasser, sagen sie, muſs da sein.* Und auf der Rückseite die Fortsetzung. *Wir machen aber Kanäle und begieſsen für den Anfang* (es folgen noch drei Striche, die unverständlich sind). *Lebe wohl*[1]).

Er versucht es mit den verschiedenen Arten der Weinpflanzung, auf Äckern, wie es auf dem griechischen Festlande Sitte war und ist, und an schattenden Bäumen (an sich etwas Seltenes in Ägypten), wie es uns aus dem alten und neuen Italien vertraut ist, aber auch auf Lesbos gehalten ward. Wie müssen sich die Hellenen auf den Bauerndörfern des Faiyum angeheimelt gefühlt haben, wo sie es treiben konnten wie zu Hause. Nur das Öl ist schwerlich von der Olive gewonnen, sondern von einer der dort verbreiteten Pflanzen; sein Ertrag ist gering. Dann der köstlich ausgedrückte Satz, der die Hauptsorge so manches Landmannes ausspricht, und die Begütigung am Ende.

Doch genug der Kleinigkeiten. Ich wende mich zum Schlusse einer Reihe von Dokumenten verschiedener Art zu, die dadurch belebt werden, daſs sie sich auf eine und dieselbe Person beziehen; Mahaffy, der Herausgeber, hat sie bereits ins Licht gesetzt.

Die Provinz Arsinoe enthält den sogenannten Moerissee, ein schon von den Königen des alten Reiches gegrabenes Bassin, das der Nil bei der Schwelle füllt, und das zur Regulierung der Bewässerung des Unterlandes dient. Daneben hatte sich die durch den See unmittelbar bewässerte Provinz zur reichsten Kornkammer des Landes

---

[1]) Fl.-P. P. I, XXIX. Ob er in *Λεώνικος* einen Buchstaben vergessen hat oder nach der Aussprache geschrieben, kann ich nicht entscheiden. 13 ff. *γίνωσκε δὲ καὶ ὅτι ὕδωρ, ἕκαστος τῶν ⟨ἐπιχωρίων⟩ ὁρῶν τὴν ἄμπελον φυτευομένην, πρότερον δεῖν φασὶν ὕδωρ ὑπάρχειν. ὀχετεύομεν δὲ καὶ ποτίζομεν εὐθὺς τὰ πρῶτα.* So viel meine ich mit Sicherheit zu erkennen.

erhoben. Ptolemaios II hat diese alte Gründung erneuert und erweitert; daher hat sie den Namen von seiner Gattin-Schwester. Der Ausbau von Schleusen und Deichen, den die vollkommene hellenische Technik ermöglichte, hat Raum geschaffen, eine grofse Anzahl neuer Dörfer anzulegen, deren griechische Namen sich von den alten ägyptischen leicht absondern, und eine starke freie griechische Bevölkerung ward dadurch erzeugt, dafs Soldaten, Infanterie und Reiter, sowohl von den makedonischen wie den Söldnerregimentern, Landlose und sogar Gebäude von dem König zugewiesen erhielten. Sie waren nicht in dem Sinne Veteranen, dafs sie aus dem Dienste schieden, sondern sie blieben dienstpflichtig, die Kavalleristen besafsen sogar Chargenpferde; aber sie waren doch zur Disposition beurlaubt und werden die grofse Vergünstigung erst nach einer Zeit des effektiven Dienstes erhalten haben. Ich sehe für diesmal von dieser militärisch und wirtschaftlich gleich wichtigen Institution ab; der Mann, der uns beschäftigen soll, ist kein Soldat, sondern der königliche Kreisbaumeister, der mit einem Stabe von Unterbeamten für den Kreis Arsinoe angestellt ist. Er hat auch die staatlichen Hochbauten zu leiten, aber seine Hauptarbeit gilt den Deichen und Kanälen. Er erhält sein Gehalt von der Steuerkasse, zum Teil in Naturalien, und hat dort ein Konto für seine amtlichen Ausgaben. Selbstverständlich liegt ihm aufser der Bureauarbeit auch die Bereisung seines Kreises zu Wasser und zu Lande ob, so dafs er mit der Landbevölkerung in beständigem Kontakte ist. Diese Stelle nun hat unter Ptolemaios II lange[1]) ein gewisser Kleon bekleidet, der auch selbst dort Grundbesitzer geworden ist. Sein Gedächtnis hat lange gedauert, da ein Hauptkanal nach ihm benannt worden ist, und gern glauben wir, dafs der dauernde Wohlstand von Arsinoe zum Teil seiner Kunst

---

[1]) Wir haben nur Urkunden aus den Jahren 27—32 (258—253), aber der Kanal kann in diesen nicht gebaut sein, und Kleon ist ein alter Mann. Er kann den Kanal natürlich in einer tieferen amtlichen Stelle gebaut haben.

verdankt worden ist. Aber in den Jahren, die wir genauer kennen, ist der alte Herr nicht mehr im Stande Ordnung zu halten. Zwar dafs sich ein Dorfschulze beschwert: "*Du hättest doch auf eine Minute bei uns vorkommen sollen und angesichts dessen, dafs wir kein Wasser bekommen, die Ursache untersuchen*" [1]), braucht ihn nicht zu belasten. Aber im Jahre 255 vor der Nilschwelle schreibt ihm ein Ägypter und bittet um dreifsig Seile und einen Arbeiter, um eine Schleuse noch vor der Nilschwelle in Stand zu setzen [2]). Ein Grieche Nikeratos berichtet, dafs von einem festen Platze ein Stück der Mauer baufällig ist, ein anderes eingestürzt, so dafs die Insassen, Gefangene, in Lebensgefahr sind; er möchte einschreiten. Ein Schreiben des folgenden Jahres zeigt, dafs nichts geschah und das Unglück eintraf [3]). Ebenfalls im Jahre 255 bekam Kleon folgenden belustigenden Brief:

Den Kleon grüfst Demetrios. Ich habe dir schon früher geschrieben, von dem Arrest, von dem ich jetzt arretiert bin. Du weifst selbst, wie geplagt wir bei den Arbeiten gewest sind, und jetzt bin ich ganz geplagt, arretiert in das Gefängnis. So nimm dirs zu Herzen wie für deinen Sohn und bring mich aus dem Gefängnis. Es kann dir gar nichts passieren, denn viele sehen mich in dem Gefängnis. Glück mit dir. [4])

---

1) Pl.-P. P. II S. 36 aus dem Jahre 256. Hier wohl effektiv die älteste Erwähnung der Minute, *ὥρας μόριον*, und bereits in dem Sinne wir wir reden.

2) Fl.-P. P. II S. 34.

3) Fl.-P. P. II S. 34. 35.

4) Fl.-P. P. II S. 11. Auf dem Faksimile liest man alles gut, aber der Schreiber war der Feder nicht immer mächtig, wie ja der Sprache auch nicht. Ich mufs wohl den ganzen Brief hersetzen. *Κλέωνι χαίρειν Δημήτριος. καὶ πρότερον μέν σοι γέγραφα περὶ τῆς ἀπαγωγῆς περὶ ἧς νυνὶ ἀπῆγμαι* (vermischt aus *περὶ ἧς καὶ νῦν γράφω* und *ἧς ἀπῆγμαι*). *οἶδα(ς*, von Mahaffy zugesetzt, von Demetrios wohl gemeint, aber nicht geschrieben, so dafs die Form nicht ganz sicher ist) *καὶ σὺ ὅτι ἐπεὶ τῶν ἔργων τεθλιμμένοι ἤμεθα καὶ νῦν παντε | λῶς* (falsch abgeteilt hat er nicht) *τέθλιμμαι, ἀπηγμένος εἰς τὸ δεσμωτήριον· πολυώρησον οὖν* (das letzte Wort ist trotz Korrekturen nicht klar hervorgekommen, aber gemeint hat er es) *τῆι διανοίαι ὡς σαυτοῦ παῖδα* (nur wenig verschrieben, sicher gemeint) *ἐξαγαγών με ἐκ τοῦ δεσμωτηρίου· οὐ γὰρ μὴ βλαβῆς οὐδέν, πολλῶις* (so)

Es liegt noch eine ältere Eingabe des Demetrios vor, womöglich noch ungebildeter geschrieben, in der er sich beweglich beklagt, dafs er von ägyptischen Arbeitern vergewaltigt ist, als er Brot verteilen wollte[1]). Es handelt sich dabei um Arbeiten in einem Steinbruch, und damit betreten wir ein Gebiet, auf dem Kleon sehr üble Dinge erlebt hat, über die eine Anzahl Urkunden vorliegen. Die Arbeiter revoltierten, weil sie keine Löhnung erhielten, und sowohl die Aufseher beschwerten sich bei Kleon wie auch die Arbeiter selbst. Eine Probe genüge.

Grufs an Kleon von den Zehntmännern der freien Steinhauer. Uns geschieht Unrecht. Denn was der Inspektor Apollonios abgemacht hat, nichts geschieht davon für uns. Den Vertrag hat Diotimos. Sorge darum, dafs endlich jetzt nach den Bedingungen, unter denen wir die Arbeit übernommen haben, von Dionysios und Diotimos verfahren wird, und nicht die Arbeit liegen bleibt, wie es früher schon passiert ist. Denn wenn die Arbeiter merken, dafs wir nichts bekommen haben, versetzen sie ihre Werkzeuge[2]). 30 *Jahr* (255) *Pachon* 19. Es fehlt die Grufsformel.

Der Grund, dafs Kleon das Geld nicht schickte, lag in seinen Privatverhältnissen, nicht in einer Unordnung der Staatskasse. Es liegt ein Schreiben von ihm vor, in dem er angiebt, mit mehreren Steuern im Rückstande geblieben zu sein, seinen Verpflegungszuschufs doppelt in Vorschufs empfangen und für die Zahlung der fünfprozentigen Steuer das Geld aus den Jahresposten für die Steinhauer entnommen zu haben[3]). Strafbar war das schwerlich, denn

---

γάρ εἰμι ἔκδηλος (die letzten Buchstaben unklar) *ἐν τῶι δεσμωτηρίωι· εὐτύχι.* Die orthographischen Fehler sind um der Zeit willen interessant. Ob er *ὡς σαυτοῦ* oder *ὡς αὐτοῦ* schreiben soll, weifs er wirklich nicht, da beides gleich klingt und beides korrekt ist.

1) Fl.-P. P. II S. 10. Dafs es sich um *λατομίς* handelt, ist von Wilcken erkannt.

2) Fl.-P. P. II S. 33. Auf dieselbe Sache beziehen sich S. 6. 7. 8. 10 (5) u. a.

3) Fl.-P. P. II 42. Wilcken meint, dies wäre ein anderer Kleon und deutet die Urkunde so, dafs Kleon Beschwerde über widerrechtliche Eintragung in das

er gesteht es ruhig ein, aber es zeigt seine Not, und die üblen Folgen für seine Amtsführung sind sehr stark. Seine Geldverlegenheiten sind noch in mehreren sehr zerstörten Stücken merkbar, darunter einem Briefe seines ältesten Sohnes Philonides aus Memphis, der nächsten grofsen Stadt, der dringend um Geld bittet, "*wir haben nicht einmal das Hemd auf dem Leibe*" [1]). Einen erkrankten Diener hat er im Hospital zurücklassen müssen; das Hospital ist gut hellenisch der Asklepiostempel. Der jüngere Sohn Polykrates arbeitete auf dem Bureau der Feldmesser in der Kreishauptstadt Krokodilopolis; auch er hat Schulden machen müssen und ist bei der Steuerbehörde vorstellig geworden, weil ein städtisches Grundstück des Vaters statt 30 Drachmen nur noch $17^1/_2$ Ertrag brachte [2]).

Es trat ein Ereignis ein, das einerseits gesteigerte Verantwortung brachte, andererseits Hoffnung auf Besserung bot. Die Ankunft des alten Königs Ptolemaios II ward angekündigt. Es gab ein Absteigequartier für ihn, aber es war verfallen; wir haben eine Zahlungsanweisung für den Unternehmer, der die alten Luftziegel abzutragen hatte

---

Steuerregister führe. Ich kann nicht folgen, sondern mufs übersetzen: "Eingabe von Kleon. Von Diotimos dem Exekutor bin ich eingetragen als schuldend auf die Weinsteuer vom Jahr 30 90 Dr. . . . . . . und doppelt erhoben zu haben *ὀψώνιον* im 29. Jahr, was für Naturalien (*ἀγορᾶς*, vgl. das attische *ἀγορὰν παρέχειν*) gegeben wird, die ich nicht bekommen habe, Silber 617½ Dr., Kupfer 231½, ebenso im 30. Jahre Silber 140, Kupfer 288 Dr. 2 Ob. . . . . . . und dafs ich auf die fünfprozentige Steuer als Pfand gegeben habe (*ὑποθέμενος*) von dem was den Steinhauern angewiesen war vom 27. bis 31. Jahre, 20 Tal., wovon die gezahlte fünfprozentige Steuer ist . . . ." weiter verstehe ich nichts, aber hier handelt es sich in allem um Steuerrückstände und zwar eines Mannes, der sehr hohes Gehalt bezieht und über das Geld der Steinhauer so verfügt, dafs er es *ὑποθέσθαι* kann; das geschieht genau in den Jahren, wo Kleon im Amte ist und seine Steinhauer kein Geld bekommen, und der Mann heifst Kleon, und mit den Papieren des Architekten Kleon ist auch dies gefunden. Mahaffy behält also Recht.

1) Fl.-P. P. I, XXX 1. *ἔχομεν οὐδὲ τὰ ὀθόνια.*

2) Fl.-P. P. II S. 27, 2. Es bezieht sich auf diese Verhältnisse auch Fl.-P. P. II, XII, leider zerrissen, nur die Erwähnung von Jahr 20 Z. 9 will sich durchaus nicht fügen.

und, soweit sie noch heil waren, zu einem Neubau verwenden sollte[1]), ferner einen Befehl Kleons an Dionysios, seinen schon erwähnten Unterbeamten, für neue Luftziegel zu sorgen: 10 000 kosteten 12 Drachmen[2]). Aufserdem wurden schleunigst Haussteine herbeigeschafft, um das Quai am Landungsplatze zu bessern (der König reiste natürlich zu Wasser), wo auch der ganze Platz aufgeschüttet und planiert werden sollte[3]). Der junge Philonides hatte grofse Hoffnung und schrieb dem Vater folgenden hübschen Brief[4]):

Polykrates grüfst seinen Vater. Es ist recht von dir, wenn du gesund bist und es dir sonst nach Wunsch geht; wir sind auch gesund. Ich habe dir schon oft geschrieben, du möchtest herkommen und mich vorstellen, damit ich von den Studien, die ich jetzt treibe, loskomme. Wenn es dir möglich ist, und dich keines deiner Geschäfte hindert, so versuche doch jetzt zu dem Arsinoefeste zu kommen. Denn wenn du kommst, so bin ich überzeugt, dafs ich dem König leicht vorgestellt werden kann. Du mufst wissen, dafs ich von Philonides (dem älteren Bruder) 70 *Drachmen habe; davon habe ich die Hälfte für meine Bedürfnisse zurückbehalten, die andern habe ich auf meine Schulden verwendet. Zu denen kommt es, weil wir nicht auf einmal, sondern in kleinen Raten Geld beziehen. Schreib' mir doch auch, damit wir wissen, wie es dir geht, und uns nicht ängstigen. Pflege dich, damit du gesund bleibst und wohlbehalten zu uns kommst. Möge es dir gut gehen.*

Die Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Wir haben zwar keine Berichte über den Besuch des Königs, aber die folgenden Schriftstücke erfordern keinen Zusatz. Erstens

---

1) Fl.-P. P. II S. 48 *χρημάτισον Διονυσίωι Ἀπολλωνίου τῶι ἐξειληφότι τὴν προυπάρχουσαν ἐν Πτολεμαίδι βασιλικὴν κατάλυσιν καθελεῖν διὰ τὸ πεπονηκέναι καὶ μετενέγκαι τὴν πλίνθον ὅση ἂν ἔτι ὑγιὴς ᾖι.*

2) Fl.-P. P. II S. 32.

3) Fl.-P. P. II S. 43.

4) Fl.-P. P. II 27, 1. Das Arsinoefest ist das der Göttin, der nun der Kreis gehört; der König wird wohl zu dieser passenden Zeit erwartet.

der Schlufs eines Briefes des Philonides; er ist an seiner schönen gebildeten Handschrift erkannt worden.

. . . *Denn so wird es möglich sein, die Gnade des Königs auch für die Zukunft zu erhalten. Indessen ich werde nichts Höheres kennen, als für dich während deines übrigen Lebens gut zu sorgen, wie ich es dir und mir schuldig bin, und wenn du das Menschenlos erfüllst, dir alles Gute anzuthun, was mein Höchstes sein wird, so lange du lebst, und wenn du zu den Göttern eingegangen bist, gut für dich zu sorgen. Vor allen Dingen also bemühe dich mit allen Kräften, den Abschied für immer zu bekommen. Solltest du sehen, dafs das nicht möglich ist, so sieh doch zu, wenigstens während der Zeit, wo der Flufs zurückgetreten ist und keine Gefahr dabei, wenn du fortgehst, sondern Theodoros zurückbleiben und dasselbe besorgen kann, wenigstens für diese Zeit herzukommen. Das aber behalte im Sinne, dafs du keine Unannehmlichkeit haben sollst, sondern ich in allem dafür Sorge tragen werde, dafs du Ruhe hast*[1]). *Lebe wohl.*

Ferner liegt eine Bekanntmachung des Kleandros (irgend eines hohen Beamten) vor, dafs der Unteringenieur Theodoros, der vorher unter Kleon gestanden hatte, die Sorge für Deiche und Schleusen übernommen habe. Endlich ein verstümmeltes Billet, in dem man liest:

Kleon grüfst den Paion . . . schicke mir die Eselin, denn

---

[1]) Fl.-P. P. II 45. Zu lesen 3 *οὐ μὴν οὐδὲν ἐμοὶ ἔσται μεῖζον*; 9 *κατά* für *περί*; 10 *ἀ[λλὰ] ἔσται καί*. Den Modernen befremdet, dafs der Sohn von dem Tode des Vaters redet, was heut als unzart gelten würde. Die Menschen, die offiziell an Auferstehung von den Toten und ein ewiges Leben glauben, ja besonders gern von einem Wiedersehen nach dem Tode reden, haben eine viel gröfsere Scheu den Tod zu nennen als die Heiden, denen die Auferstehung ein Greuel ist und die an ein persönliches Weiterleben selten glauben. Im Munde des Philonides ist die Zusicherung der Sorge für den Vater das Versprechen des Totenkultes, das ist also ein Fortleben des alten volkstümlichen Seelenglaubens. Das Sterben, das der Athener noch ruhig in solchem Falle aussprach, bezeichnet er euphemistisch, und wenn es ein Eingehen zu den Göttern ist, so ist darin das Herüberwirken der Philosophie fühlbar; aber es ist doch nichts anderes, als wenn die Sentimentalität der Wertherzeit von den seligen Geistern der Entschlafenen redet.

ich brauche sie . . . sorge auch für Futter. . . . ich bin im Begriffe abzureisen. . . . lebe wohl[1]).

Dies Billet ist nach Mahaffy von der zitternden Hand eines alten Mannes geschrieben.

Es sind im Grunde alles tote gleichgiltige Menschen. Was ist uns Kleon der Baumeister? Und doch leugne ich nicht, sie haben mich gerührt, der alte Mann, der am Ende eines arbeitsamen Lebens den Nahrungssorgen erliegt, der Jüngling mit seinem Verlangen Carrière zu machen, und Philonides mit seiner Treue. Als ich die Papyri zu studieren begann, erwartete ich geschichtliche Belehrung, *documents historiques*; aber in diesen Papieren fand ich *documents humains*, den Ausdruck zu brauchen, den die bedeutenden französischen Dichter, Flaubert an der Spitze, geprägt haben. Der Fleifs, der Ernst und die Kunst dieser Männer hat meine volle Bewunderung; aber die Früchte zeigen, dafs die Wurzel ihres Strebens nicht gesund ist. Sie suchen nach Urkunden des Menschentumes, die etwas Aufsergewöhnliches bieten; das Anomale pflegt aber krankhaft zu sein. Wie von den Wundern der Natur keine gröfser sind als die, welche uns ganz alltäglich geworden sind, so ist in Menschenschicksal und Menschenleiden das wahrhaft Bedeutende das Typische. Wer bei dem Goethe seit 1788 gelernt hat, weifs, was ich damit sage; schlimm genug für jeden, der nicht bei ihm lernen will. Und so sind die belehrendsten *documents humains* die, welche das typisch Menschliche in einem konkreten Falle deutlich hervortreten lassen.

Wer auf die Denkmale Aegyptens schaut, ein Bild, das seines gleichen nicht hat, da es mehr als fünf Jahrtausende umfafst, dem erscheint der Mensch gar leicht als ein Elementarwesen, wachsend und welkend wie das Gras, das der Thau des Niles spriefsen und der Wüstenwind

---

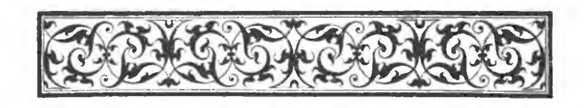
[1]) Fl.-P. P. II 138. Zu bedauern ist, dafs diese wie eine Anzahl der oben nach Mahaffy in Zusammenhang gesetzten Schriftstücke undatiert sind.

verdorren läfst, auf dafs im nächsten Jahre dasselbe Gras wachse und vertrockne. Denn der Ägypter von heute ist im wesentlichen derselbe wie unter Constantin, unter Constantin wie unter Ptolemaios, und unter diesem wie unter Cheops. Und die Kunst und Religion und Kultur des Volkes steigt und fällt in längeren Perioden, aber eben periodenweise, wie der Vogel Phönix sie durch sein Erscheinen abgrenzt. Den Gedanken, dafs die Annahme einer neuen Religion den Volkscharakter oder die Sittlichkeit oder das Wesen der Kultur notwendig ändere, und vollends dafs die menschliche Kultur stetig wachsend einer Vollendung entgegengehe, straft zwar überall die wirklich geschichtliche Einsicht Lügen; manchmal empfindet auch eine Gegenwart bitter das Sinken ihrer Gesittung. Aber nirgends wird das so deutlich wie in Ägypten. Dafs man darum nicht in den Wahn versinke, den Menschen als ein Elementarwesen anzusehen, dagegen schützen, eben weil sie typisch sind, solche menschlichen Dokumente wie der Brief des Philonides. Da wird frei, was der Pflanze fehlt, und den Elementargeistern unserer tiefsinnigen Märchen auch, was in Tausenden von Menschen nur verborgen glimmt, die menschliche Seele. Pflicht und Liebe, die ewigen Gefühle, heben die unsterbliche weit hinaus über all ihre Geschwister im stillen Busch, in Luft und Wasser. Die schönsten *documents humains* sind die, in denen eine lebendige Menschenseele Zeugnis ablegt, aus wessen Geschlechte wir sind. Auch aus diesen makulierten Papieren, die wir aus den Wänden von Särgen ziehn, spricht sie zu uns, und unsere Seele grüfst die Schwester, mitempfindend Schmerz und Lust.

Das sind die Geister, die wir Philologen citieren, die Toten, die wir beschwören, nicht mit Zauberei und finsterem Spuke, sondern mit unserer redlichen Arbeit. Es waren heute nur die Kleinen von den Meinen, geringe schemenhafte Gestalten, aber ich hoffe, sie sind Ihnen nicht zu gering gewesen. Ich habe einmal gehört, wie ein bedeutender Gelehrter beklagte, dafs diese Papyri gefunden

wären, weil sie dem Altertum den vornehmen Schimmer der Klassizität nehmen. Dafs sie das thun, ist unbestreitbar, aber ich freue mich dessen. Denn ich will meine Hellenen nicht bewundern, sondern verstehn, damit ich sie gerecht beurteilen kann. Und selbst Mahadöh, der Herr der Erden, — soll er strafen, soll er schonen, mufs er Menschen menschlich sehn.





An den Quellen des Clitumnus[1]).

Der Philologe will Ihnen eine Probe seiner Kunst geben. Darin liegt, dafs ich Sie nicht mit eigenen Gedanken und Empfindungen behelligen werde. Im Gegenteil: unser Handwerk fordert von uns das Versenken in die fremde Individualität, nicht eine, sondern jede, mit der wir zu thun haben; unsere Kunst ist das Verstehen, womöglich die Vermittelung des Verständnisses — aber das steht nicht allein in unserer Hand. Das Kunstwerk, dessen Verständnis ich Ihnen erschliefsen möchte, vielleicht weil es der Vermittelung sehr stark bedarf, ist ein Gedicht eines modernen italienischen Dichters, dessen Name in seiner Heimat schon lange gefeiert, bei uns erst allmählich den verdienten Klang erhält, Josua Carduccis. Carducci ist Professor an der Universität Bologna, und seine Dichtung ist insofern Professorenpoesie, als sie in Sprache und Verskunst, in den sachlichen Anspielungen und formalen Anklängen hohe Anforderungen an die Vorkenntnisse des Lesers macht. Das zu überwinden ist meine Sache. Aber auch dann noch fordert er von Ihnen und ich mit ihm nicht wenig. Das Gedicht giebt sich an der Quelle des

---

[1]) Die Übersetzung ist 1879 unmittelbar nach dem Erscheinen der Odi barbare von Carducci verfafst, deren erste Auflage sowohl die *Fantasia* wie *alle fonti del Clitunno* enthält. Der Vortrag ist 1885 gehalten; die flüchtige Skizze, die ich von ihm nur besafs, kürzlich ausgearbeitet.

Clitumnus nicht nur gedichtet sondern auch gehört. Dahin mufs also Ihre Phantasie sich versetzen. Mit der Phantasie, dem lieblichen Schofskinde Jovis, ist Carducci vertraut, und ihr Beistand ist dem wissenschaftlichen Forscher nicht minder nötig als dem Dichter. In einem eignen Gedichte hat er zur Darstellung gebracht, wie diese Göttin ihn zunächst aus der Wirklichkeit des Tages in den freien Äther entlockt, wie dann allmählich die Bilder, die sie ihm zeigt, immer farbiger und bestimmter werden, bis er auf Lesbos bei Alkaios und Sappho anlangt: denn diese Göttin hilft uns Raum und Zeit überwinden, die ja nur für den Sterblichen existieren. Ich versuche, ob die Göttin ihre Zauberkraft durch des Dichters Beschwörung auch an Ihrer Seele bewähre.

Du rufst. Dem weichen Hauche der Stimme giebt
die Seele nach; allmählich vertraut sie sich
des Schmeichelrufes lockenden Wogen an
und treibt hinaus in fremde Welt,

hinaus in blauen Äthers Unendlichkeit,
durch den des Abends wohlige Wärme lacht.
Die weifse Möwe spielt zwischen Sonn' und See,
vorüber zieht der Inseln Grün.

Hoch auf dem Berg in parischen Marmors Glanz
die Tempel schimmern purpurn im Abendrot.
Am Strande drunten rauscht der Cypresse Laub
und duftet dichter Myrtenhain.

Weit übers Meer die Wellen der Düfte ziehn,
vermischt mit Wellen langsamen Schiffersangs.
Ein Schiff gemächlich steuert dem Hafen zu
und zieht die braunen Segel ein.

Jungfrauen steigen von der Akropolis
bekränzten Haupts in blendendem Festgewand.
Willkommen winkt erhoben das Lorbeerreis,
Willkommen tönt der Chorgesang.

Gestemmt den Speer in heimischen Ufers Sand
schwingt sich vom Bord in funkelnder Waffen Glanz
ein Held: kehrt so Alkaios vom Beutezug
zu Mytilenes Mädchen heim?

Wie gern würde ich Sie so auf Doktor Fausts Mantel nach unserm Ziele führen. Aber auch ohne Zauberkunst müssen wir die Reise antreten.

Der Clitumnus ist ein Bach in der Südwestecke des alten Umbriens, da wo im Altertum die drei Völker der Umbrer, Römer und Etrusker zusammenstiefsen, zwischen Spello und Spoleto. Man gelangt zu ihm von Florenz auf der Bahn, die in der Ebene den Fufs des Appennines entlang führt, auf dessen Vorbergen hoch über der Bahn die alten Etruskerstädte liegen, während sich zur rechten das gesegnete Hügelland Toscanas ausdehnt. Arezzo und Cortona sind die ersten Etruskerstädte, die man erreicht. Arezzo, früh von den Römern als Zwingburg besetzt, ist auch die erste grofse Erwerbung der florentinischen Republik gewesen. Hier, wo die Erde den besten Töpferthon in Italien bietet, ist immer Gewerbfleifs gewesen und geblieben. Daher macht es trotz manchen sehr alten Bauwerken lange nicht den mittelalterlich finsteren Eindruck wie das öde Cortona mit seinen schwarzen Mauern. Aber in der Kunst schlägt der Cortonese Luca Signorelli, der Vorläufer Michel Angelos, Arezzo mit seinem wenig erfreulichen Giottesken Spinelli und dem ganz unerfreulichen Nachahmer Michel Angelos, Vasari. Dann fahren wir zwischen den Bergen und dem Trasimenischen See hindurch über das Schlachtfeld, wo die Natur noch heute besser als bei Cannae oder sonst die Genialität der Hannibalischen Strategie zu erkennen gestattet. Bald erscheint Perugia, noch umgeben von den Mauern, die es als eine der zwölf Städte des Etruskischen Bundes erhalten hat. Aber wie es nicht zu Toscana, sondern zum Kirchenstaate gehört hat, so ist es auch im Wesen während des Mittelalters umbrisch geworden, oder vielmehr wieder geworden, denn die Etrusker safsen hier als Eroberer

auf umbrischem Untergrunde. Das alte umbrische Wesen spricht sich in der mittelalterlichen Malerei wohl am deutlichsten aus, und der Gegensatz zu Florenz und Siena ist unverkennbar. Peter von Perugia, Raffaels Lehrer, hat diesem die Fähigkeit und Neigung übermittelt hingebende Frömmigkeit, gläubige Gefühlsseligkeit, Verzückung und Entrückung auszudrücken. Aber wie er die Kunst der Komposition erst in Florenz lernen konnte, so weitete sich auch hier erst seine Fähigkeit, ganze Menschen zu bilden. Ganz junge und ganz alte Gestalten gelangen auch dem Umbrer: Manneskraft und reife Frauenschönheit zu bilden war das Vorrecht der Toskaner.

Glaubensinnigkeit, Selbstentäufserung, Entrückung und Verzückung haben auf Erden kaum eine heiligere Stätte als Assisi, die nächste schon ganz umbrische Stadt, die Heimat des heiligen Franz und der heiligen Clara. Man thut im Vorbeifahren einen Blick in die Bergöde des Monte Subasio, wo der Heilige so oft, allein mit der ewigen Natur, stille Zwiesprache mit dem Gotte in seinem Herzen gehalten hat. Die Bahn geht zwischen der Kirche des Berges und der des Thales durch. Diese umschliefst in einem modernen Prachtbau mit Nazarenerfresken die alte Porziuncula, das ärmliche Kirchlein, das das Ringen und Sterben, die Niedrigkeit und die Verklärung des heiligen Franz gesehen hat. S. Francesco droben, eine herrliche gothische Doppelkirche, und der gewaltige bergähnliche Gebäudekomplex des Klosters ist jetzt ein Wallfahrtsort für alle die geworden, die in der Fülle seiner Wandgemälde das Verständnis der grofsen Freskomalerei gewinnen wollen, die freilich nicht von Umbrern, sondern von Florentinern und Sienesen ausgebildet und hier in wunderbarem Reichtum geübt das Fundament des ganzen Wunderbaues der italienischen Renaissancekunst bildet. Aber auch die Bedeutung des Bettelordens spricht hier sinnfällig zu uns: wir glauben die Luft der Welt Dantes zu atmen, und wer diesen grofsen Dichter nur erst anstaunen gelernt hat, beginnt ihn hier zu begreifen. Freilich ist uns diese Welt fremd; selbst in Assisi wird

uns nicht der leiseste Wunsch anwandeln, in ihr zu leben, und wir werden das Recht des Lebendigen nicht anzweifeln, das die Mönche aus ihrer stolzen Burg vertrieben hat. Diese Pracht haben sie freilich erst angestrebt, als Dante im Paradiso auf die Nachfahren des Heiligen schelten mufste; aber auch von dem seraphischen Heiligen scheidet unsere Weltanschauung eine unüberbrückbare Kluft. Wie uns die umbrische Malerei nicht genügt, weil ihr die toskanische Kraft und Freude des Lebens gebricht, so werden wir die Selbstentäufserung und Weltflucht des heiligen Franz unmöglich als unser Lebensideal anerkennen. Askese ist und bleibt krankhaft; sie negiert das Leben, sie ist das Gegenteil des Faustischen Spruches, der der Wahlspruch kraftvoll aufstrebender Zeiten ist: im Anfang war die That. Sie negiert die Offenbarung Gottes in dem, was er durch der Menschen Arbeit wirkt, Staat und Familie, Kriegsruhm und Gewerbfleifs, die Kühnheit des Denkers und die Offenbarung des Künstlers. Aber so berechtigt diese Einwände gegen die Stiftung des Heiligen sind: ihm gegenüber verstummt jede profane Kritik: er macht das Gleichnis des Evangeliums wahr von dem Kaufmanne, der für eine köstliche Perle alles dahingab. Wer ihn kennt, weifs, dafs er ein Heiliger war, dafs es einen Heiligen geben kann[1]). Und sehen wir auch von dem ab, was diese einzige Erfahrung für unser Inneres bedeutet: das ist unzweifelhaft, dafs die Glut seiner Begeisterung das Eis der mittelalterlichen Befangenheit von den Herzen geschmelzt hat, dafs er auch zuerst wieder die göttliche Schönheit der grofsen Natur, fast wie ein Hellene, empfunden hat, und dafs ohne ihn weder Dante noch Giotto denkbar wären. Das sollte auch anerkennen, wer für die Offenbarungen unempfäng-

---

[1]) Seit ich so über Franz geredet habe, ist von H. Thode seine Wirkung auf die Künste, von Sabatier in unübertrefflicher Weise seine individuelle Heiligkeit geschildert worden. Ich habe durch beide zu meiner Freude gelernt, dafs ich Assisi mit den richtigen Augen angesehen hatte. Den Clitumnus habe ich nicht gesehen und verlange nicht danach. Zu Franz und Clara würde ich gern noch einmal in meinem Leben wallfahrten.

lich ist, die unser Dichter in den Mund des Pater seraphicus legt:

Denn das ist der Geister Nahrung,
die im freisten Äther waltet,
ew'gen Liebens Offenbarung,
die zur Seligkeit entfaltet.

Bei der nächsten Station, Foligno, ändert sich die Scenerie. Hier ist der Knotenpunkt, wo sich die Bahn, die von der Ostseite der Halbinsel herüberkommt, mit der vereinigt, die wir den Westabhang des Apennins entlang verfolgt haben. Natürlich war hier immer ein wichtiges Einfallsthor gegen die nördlichen Feinde zu verteidigen, in Friedenszeiten die Hauptader des Verkehres, die flaminische Strafse, erbaut von dem Konsul, der am Trasimenus fiel. In diese biegen wir nun ein, südwestlich gerichtet auf das ferne Rom zu, dessen unmittelbare Machtsphäre hier beginnt. Die Bahn bildet die Sehne eines Kreissegmentes, dessen Peripherie die hohen mittelitalischen Berge im Osten und Süden sind. Das Land ist wasserreich, also grün; die Bäche schäumen und tosen zum Teil in tiefen Rinnsalen. Rinderherden weiden auf den Wiesen, aber die Sorgfalt und den Fleifs des toskanischen Bauern vermifst man. Der Fluch des Kirchenstaates lastet noch heute auf dem Lande, wo Industrie nur in Foligno etwas in Aufnahme ist. Und vor den Päpsten hat seit der Langobardenzeit feudale Faust auf diesem Landstriche gelegen; wir kämen in Verlegenheit, Vertreter dieser Gegend aus der Kunstgeschichte zu nennen, denn von dem trübseligen Niccoló Alunno aus Foligno schweigt man lieber. Wir sind in der Mark Spoleto, und dieser Hauptort blickt noch ebenso trotzig wie zu den Zeiten Barbarossas, oder lieber wie 217 v. Chr., als Hannibal vergeblich die Burg berannte, die Rom zur Bändigung der Etrusker und Umbrer errichtet hatte, um die Landschaft zu romanisieren. Es ist nur eine durchsichtige Fälschung der rhetorischen Historie, dafs der kleine Mifserfolg den Hannibal veranlafst hätte nach dem glänzenden Siege am Trasimenus statt auf Rom zu mar-

schieren nach Westen abzubiegen. Aber in der schweren Not mag die Verteidigung von Spoleto wirklich einen ähnlichen Eindruck gemacht haben wie 1807 die von Kolberg: jedenfalls ist sie unvergessen: das Nordthor Spoletos heiſst *porta della fuga d'Annibale.*

Jetzt sind wir so ziemlich am Ziele; in dieser Gegend flieſst der Clitumnus. Zumal einem Deutschen kann er eben nicht merkwürdig sein. Wir haben bei uns genug mächtige Quellen, die dicht an ihrem Ursprung klare Teiche bilden und als kräftige Bäche niederflieſsen. Im Süden ist das eine Ausnahme, und für eine Zeit, der jede lebendige Kraft und vollends die des lebenweckenden Wassers göttlich, jedes Göttliche persönlich war, versteht es sich von selbst, daſs der Clitumnus ein Gott war, und ohne weiteres könnten wir annehmen, daſs die umwohnenden Bauern ihm von dem Vieh, das durch sein Wasser auf den Wiesen gedieh, geopfert und blanke Geldstücke, wie das allgemeine Sitte war, in sein klares Becken geworfen hätten. Unsere Bauern würden jedenfalls die Wasserkraft ausnutzen, statt daſs jetzt Weidengebüsch in dem Teiche wuchert, und höchstens das Vieh in ihm getränkt und geschwemmt wird. Es steht auch noch ein antikes Tempelchen spätester Zeit, in eine christliche Kapelle verwandelt; aber es ist ganz unbedeutend und auch die Gegend hat nicht etwa eine besonders charakteristische Schönheit. Als Goethe im Jahre 1786 des Weges kam, war er für Römergröſse so ausschlieſslich empfänglich, daſs er in Assisi nur für eine kalte römische Tempelfassade Zeit und Begeisterung hatte, während er den heiligen Franz vergaſs: den Clitumnus erwähnt er nicht, ein Beweis, daſs das Interesse an ihm kein unmittelbares ist, sondern auf Reflexion beruht, dem Gegensatze zwischen sonst und jetzt, also auf einem Wissen, das man mitbringen muſs. Auch Goethe würde in die Stimmung gekommen sein, wenn er das Wissen zur Hand gehabt hätte. Ganz anders hat ein Zeitgenosse Goethes empfunden, der groſse Erzähler vom Verfalle und Untergange des römischen Reiches, E. Gibbon, den die weihrauch-

wedelnde Bewunderung der Rankeschen Weltgeschichte in unverantwortlicher Weise vergifst. Mit seiner grofsartigen Kunst zu gruppieren und schon dadurch Stimmung zu machen legt er eine Betrachtung über die alte Römergröfse in die Erzählung von Alarichs Zug gegen Rom ein[1]. Alarich kam auf der flaminischen Strafse; die Vergleichung mit dem Sturm auf Spoleto drängte sich unwillkürlich auf. Aber Gibbon läfst ihn am Clitumnus Halt machen und die heiligen Rinder schlachten. Er wählt sich das zum Symbol für die Schändung der Römergröfse durch den Barbaren. Gibbon lebte in Genf, in der Rousseauschen Alpenwelt, teilte also das neue romantische Naturgefühl; eine Mondnacht auf dem Forum Roms hat ihm den Plan seines Werkes eingegeben. Aber am Genfer See lag auch der Landsitz Voltaires: daher hat Gibbon den Widerwillen der Aufklärung wider das Christentum, in dem er nur den Hauptzerstörer einer glücklicheren und stolzeren Welt sieht; auch das ist in einer anderen Art Romantik.

Wir fragen noch immer, wie konnte der Clitumnus zu dieser Bedeutung gelangen? Hören wir zunächst eine Schilderung aus alter Zeit. Der sie giebt, der jüngere Plinius, war ein braver Mensch, aber gering in Wollen und noch mehr in Vollbringen, daher geeignet den Durchschnitt seiner Zeit zu zeigen, das breite flache stille Bette, in das sich der stolz rauschende und hochschäumende Strom der römischen Kultur nach einem Jahrhundert des kaiserlichen Friedens verlaufen hatte. So also schildert Plinius einem Freunde den Ort, den wir suchen[2].

„Hast du jemals den Clitumnus besucht? Wo nicht (und ich glaube, nicht; du würdest es mir sonst erzählt haben), so thu es, wie ich es neulich, leider erst neulich, gethan habe. Ein mäfsiger Hügel, dicht mit alten Cypressen bestanden: an dessen Fufse entspringt die Quelle. Sie tritt in mehreren Adern von ungleicher Stärke hervor, und wenn

---

1) Cap. 31, Anm. 4.
2) Epist. VIII, 8.

sie den Strudel, den sie selbst bildet, überwunden hat, dehnt sie sich zu einem weiten Teiche aus, klar und glashell; man kann am Boden die geweihten Groschen und die blinkenden Steinchen zählen. Dann geht der Fluſs weiter, nicht durch die Senkung des Bodens, sondern durch die eigene Kraft und Fülle getrieben. Es ist noch ein Quell und doch schon ein Fluſs, stark genug Kähne zu tragen, die sich sogar begegnen und auf beiden Ufern anlegen können, ohne sich zu stoſsen. Die Strömung ist so stark, daſs man ihr fluſsabwärts mit dem Ruder nicht zu Hilfe zu kommen braucht, obwohl das Terrain nicht abfällt; aber aufwärts wird sie nur mühsam mit Stangen und Rudern überwunden. Es ist ein Vergnügen, bald auf- bald abwärts spazieren zu fahren und Anstrengung und Ruhe abwechselnd zu genieſsen. Die Ufer sind dicht mit Eschen und Pappeln bestanden, und das durchsichtige Gewässer läſst ihr gleichsam versunkenes Spiegelbild als Fortsetzung des Ufers erscheinen. Das Wasser ist kalt wie Schnee und nicht minder glänzend".

"Ein alter heilig gehaltener Tempel ist in der Nähe; darin steht der Gott Clitumnus in schlichtem weiſsem Rocke mit Purpurstreif. Lostäfelchen zeigen, daſs der Gott noch Wunder wirkt und sogar Orakel giebt. Kapellen stehen rings herum, jede mit einem anderen Gotte. Die haben alle ihre besonderen Kulte, ihren besonderen Namen, einige auch ihren besonderen Quell. Denn auſser der Mutterquelle so zu sagen giebt es noch mehrere mit besonderem Ursprunge, aber alle münden in den Fluſs. Über diesen geht eine Brücke, die Grenze zwischen heiligem und profanem Lande. Oberhalb darf man nur Kahn fahren, unterhalb auch schwimmen. Die Leute von Hispellum, denen der hochselige Augustus den Ort geschenkt hat, haben ein Bad eingerichtet, das sie dem Besucher zur Verfügung stellen; ebenso sorgen sie für Verpflegung. Auch Landhäuser fehlen nicht; sie stehn längs des Ufers an den hübschesten Stellen. Kurz, du wirst nichts finden, was dir nicht Vergnügen machen wird. Du kannst sogar

Studien machen. Auf allen Wänden, an allen Säulen stehen viele Verse vieler Dichter, die den Gott und seinen Quell verherrlichen. Die kannst du lesen und wirst vieles erfreulich finden, einiges lächerlich. Doch nein, du bist ein zu guter Mensch, du wirst nichts lächerlich finden".

Nicht wahr, recht anschaulich, aber wieder nichts von Romantik und von Römergröfse. Plinius hat es für plump gehalten, die Stelle des nationalen Dichters anzuführen, durch die der Clitumnus seinem Freunde und jedem Römer der Zeit von der Schule her geläufig war, und die daher von den späteren Dichtern, armseligen Nachtretern, überaus oft nachgebildet ist, ohne dafs sie deshalb den Clitumnus besucht zu haben brauchten. Das ist eine Stelle des Vergil, die im Grunde nur hervorhebt, dafs am Clitumnus die schönsten Rinder gediehen und daher von dort die Opferstiere für die Triumphe nach der Hauptstadt geholt wurden. Das an sich genügt wieder nicht, den Flufsgott so hoch zu heben: das geschieht vielmehr erst, indem man unwillkürlich die Stimmung der ganzen Partie des Vergilischen Gedichtes mit auf den Clitumnus bezieht. So hat Vergil dem Orte die nationale Würde und die Heiligkeit gegeben oder doch erhalten, er allein. Zwar erwähnt neben ihm auch Propertius die Rinder des Clitumnus, aus Lokalpatriotismus, denn er war in Assisi zu Hause; aber Properz war nicht der Mann, dem Empfinden der Nation den Ton anzugeben. Wir müssen uns nun nach Vergil und seinem schönsten Gedichte, dem vom Landbau, umsehen, in dem der Clitumnus vorkommt.

Verfafst hat er es auf Anregung des Etruskers Maecenas aus Arezzo, ganz im Einklang mit den Wünschen des jungen Cäsar, der eben als das Gedicht erschien, Ägypten erobert und die Verhältnisse des Ostens geordnet hatte. Vergil selbst war zwar aus der keltischen Stadt Mantua, aber auch dort war der Untergrund umbrisch, und der Beiname Maro, der entscheidende für die Herkunft, ist die umbrische Bezeichnung für den Dorfschulzen, gewifs einst auch am Clitumnus, denn in Tuder, Todi, das unweit in

der Ebene liegt, ist er noch nachweisbar. Auch im Wesen trägt Vergil umbrische Züge; viele seiner Personen sind von fast peruginesker Weichheit, und die strotzende Lebensfreude, die Energie und Elastizität, dabei die grofsartige Rhythmik des Aufbaus, die in Florenz wie in Athen zu Hause sind, gehen auch über seine Kräfte[1]). Aber er hat die Eigenschaften besessen, die ihn dazu befähigten, der nationale Dichter Italiens zu werden, was er mit Recht neben Dante immer bleiben wird. Das Heldengedicht, an dem jetzt sein Ruhm, bei uns seine Unterschätzung hängt, ist ihm wohl wider bessere Einsicht durch Maecenas und Augustus abgenötigt worden; ihm fehlte der Tropfen Galle im Blute, der dem Horaz die Absage auch der Tragödie möglich machte; aber in dem Gedichte vom Landbau traf seine eigne Stimmung und Neigung mit der einsichtigen Tendenz des jungen Friedensfürsten zusammen. Eine tiefe innerliche Romantik verband sich bei beiden mit sehr andersgeartetem modernen Wesen. Bei dem Kaiser ist das von selbst klar; bei Vergil vergifst man leicht, dafs eben derselbe, der den Landbau nicht idyllisch, sondern als schönste Arbeit empfiehlt, für sich die griechische Sonne Neapels und ein stilles Gelehrtenleben vorzog, und dafs der Verherrlicher der italischen offiziellen Religion persönlich zu Epikuros hielt. Das sind keine Unehrlichkeiten, sondern Widersprüche, wie sie das Leben und die Charaktere komplizierter Zeiten und Kulturen überall bieten.

Vergil und Augustus wiesen ihr Volk, das nach einem Jahrhundert der Bürgerkriege endlich Frieden erhielt, an dessen Werk, den Landbau, in dem sie die Beschäftigung sahen, durch die die Väter grofs und glücklich geworden waren. Nicht mit Unrecht. Die latinischc Bauerschaft hat den Hannibal, den Feldherrn einer Krämerstadt, und sein

---

1) Fr. Marx hat mittlerweile, indem er das Keltische in der römischen Litteratur mit gebührendem Nachdrucke verfolgte, auch Vergil unter die Kelten gerechnet: da kann ich nicht folgen. Catull ist Franzose, Vergil Italiener.

Söldnerheer überwunden. Das Bild von schlichter Römergröfse, das wir als Kinder kennen lernen, von Cincinnatus, Camillus, Dentatus u. dgl. ist nicht ganz falsch; aber wir sehen es zunächst in der romantischen Übermalung der augusteischen Zeit. Es ist auch nicht ganz unwahr, wenn Vergil den lateinischen Landbau dem Heroentum der Griechen entgegensetzt; gleichwohl lagen ihm zwei griechische Gedichte über diesen Stoff vor, und wenn er sich selbst die Dichterweihe geben will, vergleicht er sich mit Hesiodos.

Das zweite war die Rückkehr zu der alten Religion und den heimischen Traditionen. Auch das ist Romantik. Es macht sich dem Modernen fast lächerlich, wenn Augustus z. B. in Rom mit vielen vergessenen Ceremonien die Ackerbrüderschaft herstellt, und die Männer des höchsten Adels nach dem alten Ritual hüpfen und kauderwelsche alte Litaneien singen müssen. Der römischen Religion war innerlich nicht mehr zu helfen. Seit Jahrhunderten war sie mit dem fremden griechischen Wesen ganz durchsetzt, wobei, wie gewöhnlich, beides verdorben war. Von den heimischen Göttern existierte meist nur der Name, der Inhalt war griechisch, oft auch der Name, nicht blofs bei grofsen Gottheiten, wie dem Apollon, in dessen speziellen Schutz Augustus sich gestellt hatte, sondern grade bei den Elementarwesen, Najaden, Dryaden u. s. w. Dennoch war die Zeit nicht nur äufserlich viel religiöser gestimmt als die des Cicero und Cäsar: aber ihr Glaube, auch der des Kaisers, war der stoische Pantheismus, der bei den Unterthanen oder Bürgern des Reiches die Form des Glaubens an dessen Majestät und Ewigkeit, äufserlich die Form des Kaiserkultes annahm. In diesem Sinne ist auch die Religiosität des Epikureers Vergil echt, und da führt sie zu einem dritten, hier dem bedeutendsten, was in der deutschen Studierstube nur zu leicht vergessen wird, der Erweckung eines neuen Gefühles, des national-italischen Hochgefühles. Italien, nicht mehr die Stadt Rom, wie in der Republik, ist die Herrin der Welt in der neuen

augusteischen Reichsordnung. Bisher war es selbst geographisch nur unvollkommen ein Begriff gewesen. Die Völker, die wir jetzt als Italiker zusammenfassen, hatten sich niemals als Brüder gefühlt, und in die neue italisch-lateinische Nation waren noch manche andere aufgegangen. Sagen, wie die von dem Urelternpaare aller Italiker, Janus und Camesena, sind wertlose Hirngespinnste später Zeit. Nun, wo der furchtbare Kampf vergessen war, der den Italikern um den Preis ihres angestammten Volkstumes das römische Bürgerrecht brachte, wohnt von den Alpen bis zur sizilischen See, an der Adria wie am tyrrhenischen Meere ein einziges, weltbeherrschendes Volk. Die Sünden der Oligarchie sind durch Cäsar und seinen Sohn gut gemacht, nationale Einheit und Gröſse ist gesichert. In der That, es ist eigentlich nicht die römische, sondern die italienische Nation, die seit Augustus der Welt gebietet: so hat ein viel weiteres und höheres Nationalgefühl seine volle Berechtigung. Das ist es, was Vergil, der Mantuaner aus umbrischem Blute, der Sohn eines keltischen Dorfes, dichtend in Neapel, auf griechischem Boden, am ergreifendsten ausspricht, was auch dem heutigen Italiener unmittelbar als sein nationaler Ruhm zum Herzen spricht. Hören wir, wie er sein Vaterland preist.

Doch nicht des Meders Urwald, nicht des Ganges
Stromfülle, nicht des Lyderflusses Gold,
noch Samarkand, noch alle Weihrauchdüfte,
die über Yemens Paradiese lagern:
nichts nimmt es mit Italiens Schönheit auf.
Zwar zieht kein eh'rner Stier mit Feuernüstern
die Furchen unsrer Felder; Drachenzähne
sind unsere Aussaat nicht, noch unsere Ernte
ein erzgewappnet mördrisch Riesenvolk.
Fruchtschwere Garben, saftgeschwoll'ne Trauben,
der Ölwald und die Herden muntren Viehs
erfüllen unsre Fluren. Kampfeslust
spornt auf dem Plan den Hengst zu hohen Sprüngen,

und der Clitumnus nährt die weifsen Rinder
und des Vollopfers schönsten Schmuck, den Stier,
der mit des Flufsgotts heil'gem Nafs besprengt
zum Kapitole Roms Trophäen trägt.
Hier währt der Frühling lange, dehnt der Sommer
sich über viele Monde; zweimal trägt
der Fruchtbaum, zweimal wirft das Mutterschaf.
Nur Räuber dräuen nirgend, Leu noch Tiger,
kein tötlich Giftkraut täuscht den Wurzelgräber,
kein Drache wälzt sich hier in Riesenkreisen
und ringelt sich zum Schuppenball zusammen.
Reich ist der stolzen Städte Zahl; sie prangen
von mächt'gen Bauten; auf dem Rand der Felsen
thront hier von Menschenhand gefügt die Burg,
wälzt dort sich bogenüberwölbt der Flufs.
Nenn' ich noch rechts das Meer und links das Meer,
der Seen Fülle, See von Como, dich,
und dich von Garda, der mit Meereswogen
und Meeresbrausen in dem Föhne schwillt,
den Hafen, wo am Thore des Lucrinus
die zorn'ge See vergebens rüttelnd tobt,
und wo im julischen Kanal die Woge
weithin errauscht und das Tyrrhenermeer
in den Avernersumpf getrieben wird.
Und Silberadern auch und Erzgestein
beut dieses Land und Gold im Flufsgeschiebe.
Und harte Männer trägt es, Marserknaben,
Samniten und Liguriens Sohn, der Arbeit
gewöhnt wie der Entbehrung, und den Volsker,
des schweren Spiefses Träger. Seine Söhne,
die Decier, ein Marius, Camillus,
der Scipionen Heldenpaar und du,
der Grofsen Gröfster, Cäsar, der als Sieger
an Asiens Rande jetzt den weichen Inder
zurückscheucht von des Römerreiches Grenzen.
Sei mir gegrüfst, Saturnus' heilige Erde,
du Mutter reichster Früchte in Feld und Wald,

Mutter von Männern: deine Wissenschaft,
den Landbau, deinen Ruhm wag' ich zu singen,
zum heil'gen Quell wag' ich emporzusteigen,
und Rom vernimmt ein Hesiodisch Lied[1]).

Ich kann mich nicht enthalten noch die berühmten Verse der Aeneis anzuführen, in denen Vergil die Eigenart und den Beruf seines Volkes in unvergleichlicher Schärfe ausgesprochen hat, obgleich das eigene Gedächtnis hier die Unzulänglichkeit meiner Wiedergabe vielen peinlich machen wird.

Es werden andre besser es verstehn
das Erz in edle Menschenform zu treiben;
ich glaub' es gern. Sie werden aus dem Marmor
ein lebenswahres Menschenantlitz meifseln,
beredter werden sie mit Worten fechten,
des Himmels Bahnen mit dem Zirkel messen
und künden, wann der Stern erscheint und schwindet.
Du Römer sei der Herr den Völkern allen,
dein ist die Herrscherkunst: so übe sie,
und zwing' die Welt den Frieden zu ertragen,
den Trotz'gen furchtbar, mild den Überwund'nen[2]).

Für das, wozu wir hier den Vergil nötig haben, wird auch eine minderwertige Übersetzung ausreichen. Wer nur ein wenig von Dante und Macchiavelli kennt, mufs sich selbst sagen, wie diesen Propheten der Italia una das Herz schwoll, wenn ihnen so der Dichter, der für sie der gröfseste der Welt war, das Lob und den Ruhm ihres Vaterlandes sang, dessen Ohnmacht und Zerrissenheit ihnen auf der Seele brannte. Dante träumte noch den mittelalterlichen Kaisertraum. Der verflog. Das Papsttum aber opferte seiner Weltherrschaft die eigene Heimat. Wer immer in unserem Jahrhundert dem hohen Ziele der nationalen Einheit und Gröfse zustrebte, der fand in dem Papsttum seinen

1) Vergil. Georg. 2, 136—176.
2) Vergil. Aeneis 6, 848—853.

stärksten Gegner. So ist es verzeihlich, wenn er den Hafs auf die alte Kirche, wohl gar auf das Christentum ausdehnte und in diesen nur die Zerstörer der alten Römerherrlichkeit sah, aus anderen Gründen, aber doch ähnlich wie der rationalistische Engländer Gibbon. Die Einigung ist schliefslich auf anderem Wege erreicht worden, durch die Führung des volkstümlichen und verfassungsmäfsigen angestammten Königtumes der Piemontesen. Es wird auch, wenn die Nation und der Staat, wie wir herzlich wünschen, gedeihen soll, ein Ausgleich kommen müssen, der die grofsen Traditionen des Mittelalters mit in den Dienst der erst dann wirklich geeinten Nation stellt; auch jener Hafs ist nur ein Stück Romantik, die fallen mufs. Aber das dürfen wir heute vergessen. Nicht die Geschichtsbetrachtung oder die Politik Carduccis geht uns hier etwas an, sondern seine Dichtkunst: die mag nun für sich selbst sprechen.

Noch heute steigt im feuchten Abendschimmer
zu dir, Clitumnus, nieder vom Gebirge
die Herde. Droben rauscht der Esche Dunkel,
und aus dem Forste

ziehn von Salbei und Thymian frische Düfte.
Noch heute taucht in deines Strudels Fluten
das ungeberd'ge Herdenvieh hinunter
der Umbrerknabe.

Vom Schofs der braunen Mutter, welche barfufs
vor ihrer Hütte sitzt und trällert, dreht sich
der Säugling nach dem Bruder um und lächelt
aus rundem Antlitz.

Ernsthaft regiert den bunten Karrn der Vater,
die Hüften wie ein alter Faun geschlagen
in Ziegenvliefs, und ihm gehorcht die Stärke
der stolzen Stiere.

Der stolzen Stiere, breit die Brust gerundet,
hochauf den Halbmond des Gehörns gerichtet,
das Auge fromm, schlohweifs, wie sie der milde
Vergil geliebt hat.

Am Apennine ziehn indessen düster
die Nebel. Grofs und grün in strenger Schöne
schaut Umbria hernieder von den Stufen
des Bergtheaters.

Ich grüfs' dich, Umbria, du grüne, grüfs' dich,
Clitumnus, reiner Quell. Der Heimat Vorzeit
schwellt mir das Herz, die heifse Stirn umwehen
Italiens Götter.

Wer warf der Weide thränenthauend Düster
auf heil'ge Fluten? Reifst sie fort, ihr Stürme
des Apennins, das schwanke Reis, den Liebling
entnervter Zeiten.

Hier ringe mit dem Wintersturm, hier raune
von alten Mären mit dem Lenz die Eiche,
der ihren Stamm die Epheuranke kleidet
mit heitrer Jugend.

Hier streckt euch, wenn der Gott zum Ufer aufsteigt,
ein Kranz von Riesenwächtern, ihr Cypressen,
und du, Clitumnus, sing' in ihrem Schatten
das Lied des Schicksals.

Du Zeuge von drei Reichen, sing' das Lied uns,
wie im gewalt'gen Kampf des Umbrers Lanze
dem leichten Tuskerspeere wich, wie machtvoll
Etrurien aufstieg.

Sing', wie Gradivus dann mit wucht'gem Schritte
aus dem Ciminuswald hervorgetreten,
die Fahnen Romas über der Etrusker
zwölf Burgen aufzog.

Doch du versöhntest Sieger und Besiegte,
ital'scher Gott, ein Heimatgott für beide.
Und als des Poenersturmes Donner tönten
vom Trasimenus,

da scholl durch deine Klüfte ein Ruf, da hallte
ihn wieder die Drommete des Gebirges:
"O du, der in dem Nebel von Mevania
die Rinder weidest,

du, der du pflügst den sanften Hügelrücken
dem Nar zur linken, du, der grüne Stämme
über Spoleto fällst, du, der in Tuder
die Hochzeit rüstest:

lass' stehn den roten Stier in halber Furche,
lass' stehn im Rohr das fette Rind, lass' stecken
den Keil im schon geneigten Stamme, lasse
die Braut am Altar.

Und eilet, eilet, eilet mit der Streitaxt,
eilt mit dem Bogen, mit dem Speer, der Keule,
eilt: Hannibal bedräut, der fürchterliche,
Italiens Laren.

Ha, wie der Sonne gnäd'ger Schimmer lachte
auf diesen Kessel prächtiger Gebirge,
als mit Geheul zu jäher Flucht sich wenden
Spoletos Zinne

den wüsten Mauren sah, die Berberrosse
zu wildem Knäul geballt und über ihnen
Hagel von Stahl, siedenden Öles Ströme
und Siegeslieder.

Jetzt alles Schweigen. Auf dem klaren Borne
seh' ich, wie schwach sich regt des Sprudels Ader,
sie zuckt und sie bewegt mit leisem Quellen
des Wassers Spiegel.

Am Grund begraben lacht mit starren Zweigen
ein Wald im kleinen. Scheint es doch, als wolle
der Amethyst dem dunkelgrünen Jaspis
die Arme reichen.

Die Blüten scheinen von Saphir, sie funkeln
und flimmern hart und hell wie Diamanten,
sie glänzen kühl und laden zu der Stille
des grünen Grundes.

Am Fufs der Berge, im Schatten deiner Eichen
wie deine Flüsse entsprangen deine Lieder,
Italien, deine Nymphen lebten, lebten,
hier ist ihr Bette.

Auf stiegen lang in fliefsenden Gewanden
blau die Najaden, und in Abendstille
erhoben lauten Ruf sie nach der Berge
schwarzbraunen Schwestern.

Und Reigen schlangen sie im Mondenscheine,
und Lieder sangen sie im Jubelchore
vom ew'gen Janus, und wie Lieb' ihn quälte
um Camesena.

Er war ein Gott, und erdgeborne Jungfrau
war sie, ihr Bett der Duft des Apennines.
Das Lager hüllt ein Nebel ein: sie zeugten
das Volk Italiens.

Jetzt alles Schweigen. Einsamer Clitumnus,
alles. Von deinen stolzen Tempeln einer
nur dauert, und nicht thronest du in diesem
in der Praetexta.

Nicht tragen mehr die Stiere stolz des Opfers
mit deinem heil'gen Nafs besprengt zum Tempel
der Väter römische Trophäen, Roma
kennt nicht Triumph mehr,

kennt nicht Triumph mehr, denn mit roten Haaren
kam ein Semit, stieg auf zum Kapitole,
warf in den Arm ein Kreuz ihr und gebot ihr:
"Das trag' und diene".

Die Nymphen floh'n; im Fluſs weint die Najade,
die Dryas hinter mütterlicher Rinde,
und um die Firnen ziehn die Oreaden
gleich Wolkenflören,

da ein fremdartig Volk langsam herankam
zwischen der Tempel nackten Marmorwänden,
geborst'nen Säulenreih'n, in grauen Säcken,
mit Buſsgesängen,

und auf den Äckern, die von Menschenarbeit
ertönten, auf den Hügeln, die von Siegen
erzählten, eine Wüste schuf, die Wüste
Reich Gottes nannte.

Sie rissen fort vom heil'gen Pflug die Menge,
vom greisen Vater, von dem blüh'nden Weibe,
wo immer himmlisch segnete die Sonne,
da brachten Fluch sie,

den Fluch auf alles was die Menschen wirken,
die Menschen lieben, faselten von grauser
Vereinigung mit Gott durch Schmerzentzückung
in Fels und Höhle.

Zerstörungstrunken stiegen in die Städte
sie nieder, wanden sich in feigem Taumel,
anflehend lästerlich den Herrn am Kreuze
verdammt zu heiſsen.

Sei mir gegrüſst, menschliche Seele, heiter
an des Ilissus Strand, am Vater Tiber
keusch und gerad'. Die finstren Tage wichen,
erwach' und herrsche.

Und du, von Stieren, welche nie ermüden
die Scholle wüstgeword'ner Flur zu brechen,
von Hengsten, die der Schlacht entgegenwiehern,
Italien, Mutter,

Mutter von Wein und Weizen, von Gesetzen,
von Künsten, die das Leben uns vergolden,
sei mir gegrüſst, von altem Ruhme bring' ich
dir neue Lieder.

Und Beifall rufen Berg und Wald und Wasser
von Umbria dem Sang. Vor unsern Augen
fährt pfeifend, neuen Fleiſses Werk belebend,
vorbei das Dampfroſs.



REGISTER.



Druck von W. Pormetter in Berlin.



